

SCHRIFTEN

des

Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung

Vierundsiebzigstes Heft



1956

DRUCK- UND VERLAGSUNTERNEHMEN
VERLAGSVERLAG JAN THORBECKE LINDAU UND KONSTANZ

Schriften

des

Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung

Vierundsiebzigstes Heft



1956

Kommissionsverlag Jan Thorbecke Lindau und Konstanz

Gesamtherstellung: Verlagsanstalt Merk & Co. KG. Konstanz

Klischees: Klischee-Kunst Konstanz

Satz aus Garamond Antiqua (Linotype)

Printed in Germany



Inhaltsverzeichnis

	Seite
Nachruf Dr. h. c. Ludwig Dürr	5
Nachruf Prof. Dr. h. c. Josef Hecht	9
Bericht über die 69. ordentliche Hauptversammlung	11
Wend Graf Kalnein, Salems Stellung in der Kunst des Bodenseegebietes	15
Johanna Möllenberg, Überlingen im Dreißigjährigen Krieg	25
Adolf Dresler, Aus den Anfängen des Lindauer Zeitungswesens (1596—1810)	69
Josef Hecht, Das Münster U. L. Frau zu Konstanz	83
Edwin Grünvogel, Die beiden Wangener (und die drei Tettnanger) Rückzugsstände des Würmgletschers östlich der Schussensenke	91
Autorenverzeichnis	121
Buchbesprechungen	123

Z 2168.2

Schriftleitung:

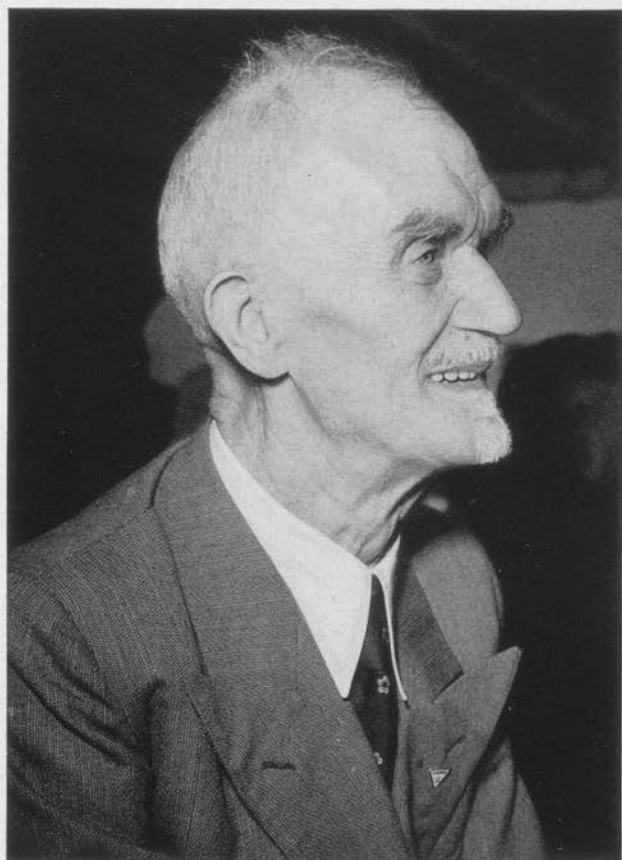
Dr. ULRICH LEINER, KONSTANZ

*Für den Inhalt ihrer Beiträge sind die Verfasser
selbst verantwortlich*

gpa

2

123-74



Dr. h. c. Ludwig Dürr

Ludwig Dürr †

Wir brachten bereits in einer Sonderbeilage in unserem letzten Jahreshft mit einem Nachruf unseren Mitgliedern zur Kenntnis, daß das langjährige Mitglied und Ehrenmitglied unseres Vereins, Dr. Ludwig Dürr in Friedrichshafen, am 1. Januar 1956 in seinem 78. Lebensjahr verschieden ist.

Wir erfüllen nicht nur eine Pflicht, mehr noch die Abstattung unseres aufrichtigen Dankes an Dr. Dürr, indem wir mit diesen Zeilen über den Heimgegangenen das Andenken in den Annalen unseres Vereins festhalten wollen.

Dr. Dürr, dessen markanter Kopf bei den Veranstaltungen unseres Vereins selten fehlte und kaum zu übersehen war, kam als junger Ingenieur mit 21 Jahren schon an den Bodensee, wo Graf Ferdinand von Zeppelin, der bekannte Luftschiff-Pionier, sein erstes Luftschiff im Jahre 1899 zu bauen begann.

Ludwig Dürr, in Stuttgart als Weingärtnerssohn 1878 geboren, studierte dort an der Maschinenbauschule, diente als Einjährig-Freiwilliger bei der 2. Werft-Division in Wilhelmshaven und trat 1899 in die Dienste des Grafen v. Zeppelin, zuerst im Konstruktionsbüro in Stuttgart und siedelte dann nach Friedrichshafen über, wo in der Bucht von Manzell das erste und noch weitere Luftschiffe gebaut wurden.

Als etwa 1900 Graf Zeppelin seine eigenen Mittel für den Bau weiterer Luftschiffe fast ganz erschöpft hatte und nach Aufhebung des technischen Büros, blieb Ludwig Dürr als einziger Mitarbeiter beim Grafen, weil er fest an die Verwirklichung der Idee des Grafen glaubte und aus Begeisterung und Idealismus das Werk weiterführen wollte.

Neben seinen grundlegenden und wegweisenden Studien auf luftfahrttechnischen Gebieten — Aerodynamik war ja damals noch nicht in Fachbüchern nachzulesen, die Verbrennungsmotoren waren in den allerersten Entwicklungsstufen, das Aluminium als Leichtmetall-Konstruktionsmaterial in den allerersten Anfängen seiner Verwendungsmöglichkeiten, der Wasserstoff als dynamisches Auftriebsmedium noch ohne praktische Anwendung — fand Ludwig Dürr immer noch Zeit,

sich mit solchen Dingen zu befassen, welche unseren Vereinsbestrebungen zugrunde liegen. Trotz schwerer Rückschläge und manchmal fast hoffnungslosen Situationen — Ablehnung der Brauchbarkeit des Zeppelin-Luftschiffes, Verlust von Schiffen durch Naturgewalten, Mangel an Geldmitteln usw. — blieb Ludwig Dürr dem Grafen treu.

Nach dem Unglück von Echterdingen, als nach einer großen Dauerfahrt ein Sturm und Feuer das Luftschiff im Jahre 1908 zerstörte, stellte sich das ganze deutsche Volk mit einer Millionenspende auf die Seite des Grafen Zeppelin. Damit waren die größten Geldsorgen überwunden, der Graf und Dürr konnten ihr Werk nun auf gesicherter Basis aufbauen und fortführen.

Und jetzt kam auch für Ludwig Dürr die Zeit, wo er sich für seine persönlichen Liebhabereien etwas Zeit abgewinnen konnte. Er erwarb ein kleines Landgut und beschäftigte sich mit vielerlei Dingen, z. B. mit Pomologie, die er ja aus dem Elternhause kannte, auch hier experimentierte er mit praktischen Versuchen im Obst- und Gemüsebau. Er kannte auch die Botanik des Bodenseegebietes sehr wohl, manche seltene Pflanze subalpiner Abstammung entdeckte er am Ufer des Bodensees. Jedes Thema aus der Naturwissenschaft interessierte ihn soweit, daß er Ursprung, Entwicklung und Beziehung aus eigener Überlegung erkennen wollte; sein Urteil entsprang seiner eigenen schöpferischen Quelle, analog seinen technischen Befähigungen.

Es blieb also nach dieser universalen und wißbegierigen Veranlagung von Ludwig Dürr gar nicht aus, daß er für die naturwissenschaftliche, kulturelle und geschichtliche Entwicklung des Gebietes um den Bodensee großes Interesse zeigte. Früh stieß er in den Kreis der Forscher und Entdecker unseres Vereins, er freute sich, in diesem Kreise seine Beobachtungen und Entdeckungen vorzutragen, er versäumte kaum eine Tagung oder einen Vortrag und beteiligte sich mit sichtbarem Interesse und mit innerster Teilnahme an unseren Bestrebungen.

Als die Idee des Grafen Zeppelin, mit Luftschiffen bequeme Reisen in der Luft zu ermöglichen, sich nach dem ersten Weltkriege endgültig durchgesetzt hatte, als die Früchte der Forschungen und Erfahrungen der Zeppeliner in aller Welt erfolgreich und sichtbar in vielen berühmten Fahrten sich zeigten, da durfte sich Dr. Dürr der vielen Verdienste, Ehrungen und Auszeichnungen, welche ihm in reichem Maße zufielen, ehrlich erfreuen. Er wurde mehrfach mit dem Doktor honoris causa verschiedener in- und ausländischer Hochschulen oder Universitäten ausgezeichnet, aus der Zeit der deutschen Monarchien besaß er eine Reihe hoher Orden und Anerkennungen für seine verdienstvolle Pioniertätigkeit, auch in den letzten Lebensjahren wurden ihm noch hohe Ehren zuteil. Alle äußeren Ehrungen konnten aber den im bewegten Berufsleben so sehr exponierten Ludwig Dürr nicht aus der

bei ihm so typischen Ruhe und Sicherheit abdrängen, ebensowenig als sich Dürr seinen liebgewordenen, privaten Liebhabereien entzog. Seine Bescheidenheit und einfache Lebensart wurde sprichwörtlich bekannt, er liebte seine Mitmenschen, gleich welchen Ranges oder gesellschaftlicher Stellung. Dürr wollte immer lernen, hinter die elementaren Dinge schauen, er gab freimütig seine eigenen Erkenntnisse an seine Freunde weiter, mit Halbheiten gab er sich nicht zufrieden.

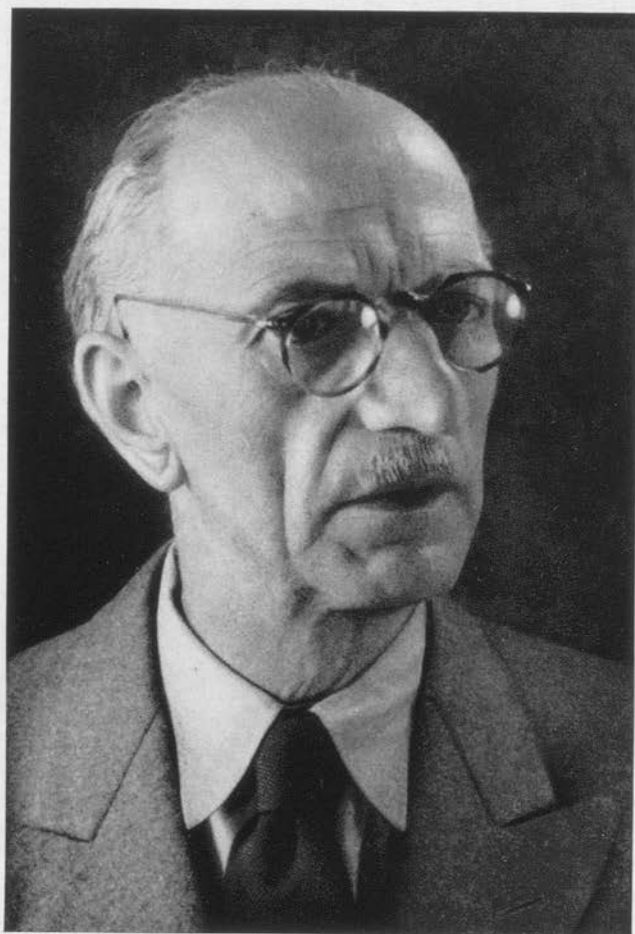
Diese Charaktereigenschaft führte ihn auch mit unserem Verein zusammen. Aber auch folkloristische Besonderheiten oder die Kunstdenkmäler unseres Lebensraumes beschäftigten ihn mit viel Interesse.

Als passionierter Bergsteiger im Sommer und Winter war er ausdauernd und zäh, aber nicht als Sportmensch, sondern immer beobachtend und verbunden mit der Natur und auf neue Entdeckungen begierig.

Noch in seinem letzten Lebensjahr nahm er an der Jahresversammlung unseres Vereins, trotz der Last seiner Jahre, mit seiner Gattin regen Anteil, es war für ihn selbstverständlich, daß er dabei sein mußte, um zu lernen und seinen allezeit regen Geist zu beschäftigen.

Wir haben Dr. Dürr aufrichtigen Dank abzustatten für seine wertvollen Verdienste um unseren Verein, mit Stolz und Hochachtung durften wir ihn zu unseren besten Freunden zählen, seine so auffallende Schlichtheit, Güte und Bescheidenheit war und bleibt uns immer das Beispiel eines edlen Mannes von außergewöhnlichen Begabungen und Eigenschaften. Ein lieber Freund mußte uns verlassen, in unserer Vereinsgeschichte steht er für immer an vorderster Stelle.

Hürttler



Prof. Dr. h. c. Josef Hecht

Josef Hecht †

Wenige Tage nach Vollendung seines 74. Lebensjahres ist Prof. Dr. h. c. Josef Hecht am 25. Oktober in Konstanz nach schwerer Krankheit gestorben. Mit ihm ist ein Kunsthistoriker von Rang und Ruf, ein Mann von hohen Gaben des Geistes und Charakters aus unserer Mitte geschieden. Geboren am 21. Oktober 1882 in Ochsenhausen bei Biberach, widmete er sich nach Abschluß seiner Studien dem Schuldienst und wirkte seit 1917 als vorbildlicher Jugenderzieher in Konstanz. So freudig und gewissenhaft er seinen Berufspflichten nachging, sein Streben war auf höhere Ziele ausgerichtet. Das Wissen um die geschichtlichen Kulturleistungen des Bodenseebeckens durch eigene Forschung zu mehren, war ihm zutiefst empfundenes Bedürfnis.

Insbesondere galt sein Interesse der Kunst- und Baugeschichte der Landschaft. Dabei ging er niemals ausgetretene Pfade, sondern kam oft aufgrund archivalischer und stilanalytischer Forschungen zu völlig neuen und vielfach überraschenden Ergebnissen, so z. B. über Konrad Witz, Nicolaus Gerhaert von Leyden und den Meister von Meßkirch.

Gleich mit seinem ersten größeren Werk über den romanischen Kirchenbau des Bodenseegebietes schob sich Josef Hecht in die Reihe der führenden süddeutschen Kunsthistoriker. Die grundlegende Arbeit wurde von der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg i. Br. durch die Verleihung der Ehrendoktorwürde an den Verfasser ausgezeichnet. Weitere Schriften, wie das Buch über das St. Nikolaus-Münster in Überlingen oder die „Forschungen zur Schwäbischen Kunst- und Baugeschichte“, folgten. Würde man aber die im Anzeiger für schweizerische Altertumskunde, im Bodenseebuch, in der Badischen Heimat, in der Zeitschrift für Kunstgeschichte, in der Zeitschrift für Oberrheinische Kunst, in der Festschrift des Historischen Vereins des Kantons Schaffhausen (1949) und nicht zuletzt in den Schriften unseres Vereins erschienenen Aufsätze zusammenfassen, so ergäbe sich ein weiteres umfangreiches Opus. So nahm Josef Hecht in unserem Jahresband 1939 in einer lichtvollen Studie wichtige Ergebnisse seines letzten großen Werkes über die „Monumentalmalerei des Bodenseegebietes von ihren Anfängen bis zum Beginn der Renais-

sance“ vorweg. Er hat die Drucklegung dieser auf zwei Bände berechneten Arbeit nicht mehr erlebt. Sie wird in Bälde vom Deutschen Verein für Kunstwissenschaft mit Unterstützung der UNESCO herausgegeben und den würdigen posthumen Abschluß eines fruchtbaren Forscherlebens bilden. Das Wirken Josef Hechts beschränkte sich indessen nicht auf seine wissenschaftlichen Publikationen. Bereitwilligst stellte er sein Wissen und Können bei Ausgrabungen und denkmalpflegerischen Aufgaben auf deutscher, Schweizer und österreichischer Seite des Bodensees zur Verfügung. Seit zehn Jahren war er staatlicher Denkmalpfleger für die Stadt Konstanz und gehörte auch dem entsprechenden Ausschuß für den Landkreis Konstanz an. Er hat sich dabei um die Erhaltung wertvollen alten Kulturbesitzes besonders verdient gemacht. In Anerkennung dieser Tatsache ernannte ihn die Landesregierung von Baden-Württemberg 1953 zum Professor. Die ehrenden Nachrufe an der Bahre des Entschlafenen galten aber nicht nur dem verdienten Gelehrten und Forscher, sondern auch dem liebenswerten, grundgütigen und charaktervollen Menschen, der bei allen, die ihm näher treten durften, in ehrendem Gedächtnis bleiben wird.

Werner Schenkendorf

Bericht über die 69. ordentliche Haupt- versammlung in Überlingen

am 30. Juni und 1. Juli 1956

Von der *Vorstandssitzung* des Vortages (30. Juni) gut vorbereitet, konnten die geschäftlichen Angelegenheiten in der *geschlossenen Hauptversammlung* des Sonntags zügig abgewickelt werden. Aus dem Tätigkeitsbericht des Präsidenten ergab sich vor allem eine verstärkte Zusammenarbeit mit Instituten und Vereinen ähnlicher Zielsetzung, wie dem Alemannischen Institut unter Prof. Dr. Metz in Freiburg, dem Konstanzer Städt. Institut für geschichtliche Landesforschung des Bodenseegebiets unter Prof. Dr. Theodor Mayer, dem Lindauer Museumsverein und dem neugegründeten Hegau-Geschichtsverein in Singen, aber auch mit dem Verlag Jan Thorbecke in Lindau und Konstanz, der in Verbindung mit dem Verein zwei sehr gut aufgenommene Bände seiner „Bodensee-Bibliothek“ (Kiefer: Naturkunde des Bodensees, und Feger: Geschichte des Bodenseeraumes I: Anfänge und frühe Größe) herausgebracht hat und die Herausgabe des wertvollen Gruberschen Werkes über „Das ober-schwäbische Bauernhaus“ plant.

Zur Intensivierung der Vereinsarbeit empfahl unter Hinweis auf den Historischen Verein für die Ortenau *Prof. Dr. Metz* abermals verstärkte Arbeit von Ortsgruppen in Verbindung mit der Lehrerschaft, nachdem bereits im abgelaufenen Vereinsjahr die rührigen Friedrichshafener Geschichtsfreunde unter der Führung des Vereinspflegers *Dipl.-Ing. Alex Allwang* durch Veranstaltung von Vorträgen und wissenschaftlichen Studienfahrten in den Schwarzwald und nach Graubünden erfolgreich in diesem Sinne tätig waren. Geprüft wird auch der Vorschlag des Tettlinger Vereinspflegers *Dr. Alex. Fricke*, durch zeitweilige Freistellung vom Mitgliedsbeitrag der persönlichen Werbung durch die Vereinsmitglieder nach dem Muster des Schwäbischen Heimatbundes einen verstärkten Anreiz zu geben. Übrigens weist die Mitgliederbewegung schon jetzt einen erfreulichen Zugang besonders jüngerer Mitglieder auf, der den wohl noch steigenden Abgang alter Vereinsfreunde übersteigt. Unter den Toten des Jahres ehrte die Versammlung vor allem das langjährige Mitglied und Ehrenmitglied, den am 2. Januar 1956 im 78. Lebensjahre verstorbenen früheren Werksdirektor des Luftschiffbaus Zeppelin in Friedrichshafen, *Dr. h. c. Ludwig Dürr*, einen der einsatzfreudigsten Freunde und Förderer des Vereins.

Weiter ausgebaut wurde auch der Schriftenaustausch des Vereins, der jetzt mit über 90 gleichgerichteten Instituten und Vereinen im Tauschverkehr steht. Und wenn in Verbindung mit dem Rathaus auch das Museumsgebäude in Friedrichshafen wieder erstanden sein wird, was noch in diesem Herbst der Fall sein dürfte, wird auch die Vereinsbibliothek, soweit sie nicht der Kriegszerstörung zum Opfer gefallen — inzwischen auf Kosten der Vorarlberger Landesregierung mustergültig katalogisiert — voraussichtlich nächstes Jahr dort ihr neues Heim beziehen können; durch Vervielfältigung des Katalogs wird sie die Stadtverwaltung dann den Geschichtsfreunden bequem zugänglich machen, wie Stadtkämmerer Baumann freundlich in Aussicht stellte.

Da allgemeine Wahlen nicht anstanden, konnte sich die Versammlung auf die Zuwahl des um die Drucklegung der Vereinsschriften verdienten *Dr. Ulrich Leiner*, Konstanz, in den erweiterten Vorstand beschränken. — Der vom Kassier, *Oberstudiendirektor i. R. A. Blank* erstattete und vom Rechnungsprüfer, Kaufmann *M. Sedlmeier*, beide Friedrichshafen, als mustergültig anerkannte Kassenbericht ergab infolge außerordentlich sparsamer Geschäftsführung einen erfreulichen kleinen Überschuß; doch wäre es ohne die lebhaft verdankte Munifizenz der öffentlichen Hand, vorab des Regierungspräsidiums Südbaden, nicht möglich, dem schönen, auch von der wissenschaftlichen Kritik anerkannten Jahreshft 73 (1955) einen gleichwertigen Nachfolger zu geben. — Eingehende Besprechung erfuhr schließlich die von *Alfons Beck*, Konstanz, wieder aufgeworfene Frage der mangels der erforderlichen Mittel in Höhe von 5000 bis 8000 DM noch immer nicht durchgeführten Freilegung der Gletschermühle bei Hödingen, für die *Bürgermeister Schelle*, Überlingen, die gerne zugesagte ideelle Unterstützung des Vereins bei den zuständigen Regierungsstellen, insbesondere der Geologischen Landesanstalt unter Prof. Kirchheimer, erbat, nachdem die durch Aufgaben der Denkmalspflege (und den Finanzausgleich!) ohnedies stark in Anspruch genommene Stadt Überlingen das schöne Werk nicht allein durchführen kann, zu dem sie jedoch den dankenswerten Zuschuß von etwa 2500 DM leisten will.

Zum Ort der nächsten Hauptversammlung wurde schließlich noch Tettang bestimmt, die Wohn- und Wirkungsstätte des Mitbegründers des Vereins, Geh. Hofrat Dr. A. Moll, der fast ein Vierteljahrhundert lang, von 1868 bis 1892, sein hochverdienter erster Präsident war, über 6 Jahrhunderte lang übrigens auch die Residenz der einstmals hochgebietenden Grafen von Montfort, deren letzter dort, arm und verlassen, 1787 in der „Krone“, der nächstjährigen Tagungsstätte, starb. Der Nachmittag wird dann die Versammlung zum Besuch des Museums und der Bibliothek nach Friedrichshafen führen.

Vom *Präsidenten*, von *Bürgermeister Schelle* und von *Landrat Schieß*, die beide der Tätigkeit des Vereins hohe Anerkennung zollten, herzlich begrüßt, erfreute sich die anschließende *öffentliche Versammlung* vor allem ausgezeichnete Vorträge, in deren Blickpunkt naturgemäß vor

allein die gastgebende Stadt Überlingen stand. Bereits am Vorabend hatte in dem prachtvollen Barocksaal des Reichlin-Meldeggschen Patrizierhauses mit seinem von den Besuchern gebührend gewürdigten Heimatmuseum, der ebenso wie der einmalige Raatssaal von der Stadtverwaltung der Tagung zur Verfügung gestellt wurde, der Überlinger Stadtarchivar *Prof. Dr. Semler*, unterstützt von schönen Lichtbildern, die zahlreich Erschienenen mit weniger bekannten Ausschnitten aus der in mancher Hinsicht typischen Stadtgeschichte bekannt gemacht.

Besondern Beifall aber errang sich der von den Überlingern zu den Ihren gezählte Chefredakteur *Dr. Fritz Harzendorf*, jetzt in Göppingen, mit seinen für den ganzen Bodenseeraum bedeutsamen Ausführungen über sein Einwohnerbuch der Stadt Überlingen vom 15. bis zum 19. Jahrhundert (von dessen 14 Bändchen vier, im eigenen Betrieb des Verfassers gedruckt, vorliegen), nicht zuletzt durch die reizvolle Art ihrer Darbietung: um die vielleicht zunächst trocken erscheinende Materie aufzulockern (und gleichzeitig die Kontrolle über die Redezeit zu behalten!) ließ er sich durch den Unterzeichneten geschickt formulierte Fragen über das Wesen und die (in Musterstücken vorgeführten) Quellen, über Entstehung und Bedeutung des Einwohnerbuches und die daraus erwachsende, im Überlinger Stadtarchiv zu deponierende Einwohnerkartei stellen, deren Beantwortung mit Angaben über die Herren von Reichlin-Meldegg und das nach ihnen benannte Haus abgeschlossen wurde.

Nicht minder anregend, auch für den nicht in erster Linie naturwissenschaftlich interessierten Hörer, waren sodann die frisch vorgetragenen, von prächtigen Farblichtbildern begleiteten Ausführungen des jungen Freiburger Mineralogen *Dr. Rudolf Metz* über die von Basalt- und Phonolitausbrüchen bestimmte Vulkanlandschaft des auch geschichtlich so interessanten Hegaus, des alten Hewengaus, der gerade neuerdings durch die Funde vom Höwenegg die Aufmerksamkeit der Paläontologen auf sich gezogen hat.

Nach dem von der Damenrede *Dr. Fricks* und kurzen Ansprachen von Bürgermeister Schelle und *Prof. Dr. Kastner* gewürzten Mahle, zu dem die Stadt trotz der gähnenden Leere des Spitalkellers in hochherziger Weise eigenen „Überlinger“ gestiftet hatte, vermittelte am Nachmittag eine auch vom Wettergott begünstigte *Motorbootfahrt* über den Überlinger See zur Marienschlucht, nach Bodman und ein Spaziergang zum Frauenberg, wo *Graf Bodman* in lebenswürdiger Weise hochinteressante Ausführungen machte, die intime Bekanntschaft mit dieser stimmungsvollen Landschaft. Naturgemäß klangen auf der Fahrt auch Fragen wie die des Sipplinger Fernwasserversorgungswerks und der vieldiskutierten „Höhenstraße“ auf. Und dann schieden die Teilnehmer hochbefriedigt von dem gastlichen Überlingen, das nach dem glänzenden Verlauf der diesjährigen Hauptversammlung gewiß nicht abermals 32 Jahre auf die nächste wird warten müssen!

Der Schriftführer:
Prof. Dr. Kastner

Salems Stellung in der Kunst des Bodenseegebietes

(Vortrag gehalten zur Eröffnung der Salemer Museumsräume
am 12. 5. 1956)

Von Wend Graf Kalnein

*Durchlauchtigster Markgraf, Königliche Hoheiten, hochwürdigster Herr
Abt, meine Damen und Herren!*

Wenn wir heute hier in Salem einige neue Museumsräume der Öffentlichkeit übergeben, so wird damit nicht nur ein neuer Anziehungspunkt für den Kunstfreund und Bodenseereisenden geschaffen, sondern es wird auch dem ehrwürdigen Kloster des hl. Bernhard seine ehemalige kulturelle Stellung im Bodenseegebiet zurückgegeben. Freilich hat Salem nie aufgehört, durch sein Münster und seine mächtigen Barockfassaden das Wahrzeichen des Linzgaues und des ganzen nördlichen Seeufers zu sein, doch ist die Kenntnis von dem geistigen und künstlerischen Leben innerhalb der Klostermauern weitgehend verlorengegangen, so weit, daß kürzlich ein Historiker mit einem Seitenblick auf die Reichenau schreiben konnte, Salem sei in achtbarer Pflichterfüllung doch ohne Glanz und ohne Ruhm durch die Jahrhunderte gegangen. Wenn also künftig einiges aus dem künstlerischen Nachlaß der Reichsabtei, vereinigt mit ausgewählten Stücken aus dem Besitz der Nachfolger der Mönche, des Markgräflisch bzw. Großherzoglich Badischen Hauses, der Öffentlichkeit wieder gezeigt wird, so ist das sowohl eine gebührende Bereicherung und Ergänzung des schon Bekannten als auch eine Korrektur des im öffentlichen Urteil unscharf gewordenen historischen Bildes, eine Korrektur freilich, die dem Fachmann durch die Aktenpublikationen Obsers, Zinsmaiers, Rotts u. a. schon längst vertraut ist. Leider sind es nicht mehr als Reste, mit denen wir uns begnügen müssen. Nichts ist mehr vorhanden von den Erzeugnissen der Salemer Glasmalerei, fast nichts mehr von seiner mittelalterlichen Goldschmiedekunst. Nicht nur die Säkularisation mit ihren Folgen hat hier aufgeräumt — sie ging im übrigen sehr viel milder und glimpflicher vorüber als in anderen Klöstern Süddeutschlands — mehr noch der große Brand von 1697 und die vollständige Barockisierung des Münsters im 18. Jahrhundert. Bei der Radikalität, mit der danach Abt Anselm II. zu Werke ging, ist es ein Wunder, daß überhaupt noch etwas von der früheren Vergangenheit übrig blieb.

Bei einem Überblick über die künstlerische Stellung des Klosters in seiner Umgebung und seiner Zeit, wie er sich bei dieser Gelegenheit anbietet, stellt sich die Frage, was Salem denn auf künstlerischem Gebiet geleistet hat und wie sein Verhältnis zu den großen Zentren künstlerischer Produktion am Bodensee war. Die Intensität des künstlerischen Klimas dieser Landschaft ist ja außerordentlich stark, und die Nähe so bedeutender Namen wie Reichenau, St. Gallen, Konstanz, Weingarten bedingte zweifellos einen schöpferischen Anreiz, aber auch eine gewisse Wechselbeziehung sowohl der Kräfte wie der produktiven Perioden. Wie steht es damit in Salem?

Als Frowin 1138 mit dem Bau des Klosters begann, hatte der Bodensee seine erste Blüte bereits hinter sich. St. Gallen, die Reichenau strahlten im Glanz ihrer Maler- und Gelehrtenschulen; Konstanz hatte in der vollen Machtentfaltung seiner Bischöfe ein halbes Jahrhundert zuvor seinen bedeutenden Münsterbau vollendet; in Schaffhausen, Stein a. Rh. und Petershausen waren Zentren der kirchlichen Reformbewegung entstanden, verbunden mit Neubauten der dortigen Gotteshäuser. Frowin kam also nicht etwa in ein Niemandland, zumal das ganze Gebiet um den See damals schon durch ein weitverzweigtes Lehensystem besitzrechtlich völlig aufgeteilt war. Selbst der Salemer Klosterbau war nicht der einzige am See. Gleichzeitig wuchsen nur wenige Wegstunden entfernt das Benediktinerkloster Weingarten und die Prämonstratenserpropstei Weissenau empor, von denen Weingarten, eng mit der Hirsauer Reformbewegung verflochten und unter dem Schutz und der Förderung der mächtigen Welfen stehend, den größten romanischen Kirchenbau des Bodensees erhielt. Für das Zisterzienserkloster, das ohne geistige Traditionen in dieser kulturgesättigten Atmosphäre, ohne adlige Insassen in dieser aristokratischen Benediktinerumgebung, nur auf dem Prestige des hl. Bernhard und der berühmt strengen Zucht seiner Mönche basierte und aller weltlichen Machtmittel entbehrte, war das fürwahr ein schwerer Beginn. Daß er gelang, ist neben der allgemeinen Achtung, deren sich der Orden erfreute, der Persönlichkeit des Gründers Frowin zuzuschreiben, eines gebildeten, gewandten und tatkräftigen Mannes, schließlich aber auch der Durchschlagskraft der zisterziensischen Wirtschaftsprinzipien, die auf ein straffes, gut gelenktes Verwaltungssystem und rentable Bodenbewirtschaftung hinzielten. Auch an einer kräftigen Portion Unerschrockenheit fehlte es den Salmansweiler Mönchen nicht, wenn es galt, sich vor Übergriffen der Lokalgewalt zu schützen und Kaiser und Papst für ihre Interessen einzuspannen.

Frowin war Franzose, und französisch war der Geist der ersten Salemer Gründung, freilich in der besonderen burgundischen Färbung, die allen frühen Zisterziensergründungen eigen ist. Zwar sind von diesem ersten Klosterbau keinerlei Reste oder Ansichten überliefert, doch können wir aus den Schriftquellen und aus Vergleichen einiges über den Grundriß aussagen. Das Münster, turmlos wie es die Ordensregel vorschrieb,

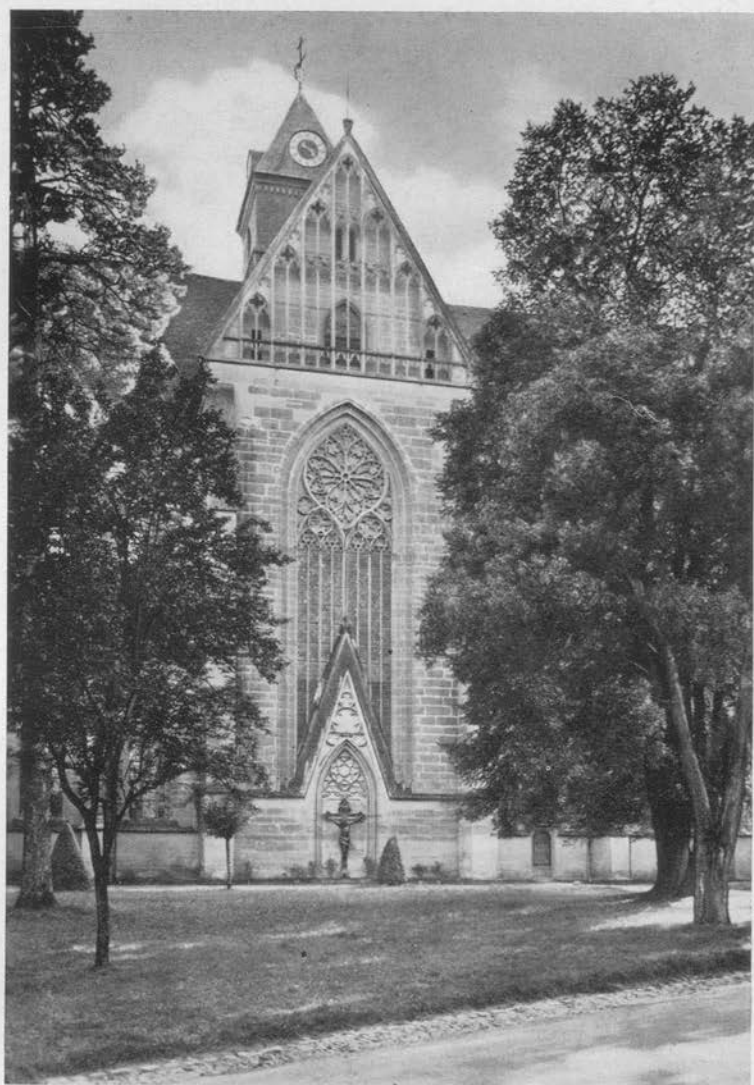


Abb. 1

Münster zu Salem, Blick auf den Nord-Querarm



Abb. 2

*Bernhard Strigel, Marienaltar der Salemer Siechenkapelle:
Anbetung der Könige*



Abb. 3

Madonna mit Kind, vom Sakramentshaus des Salemer Münsters

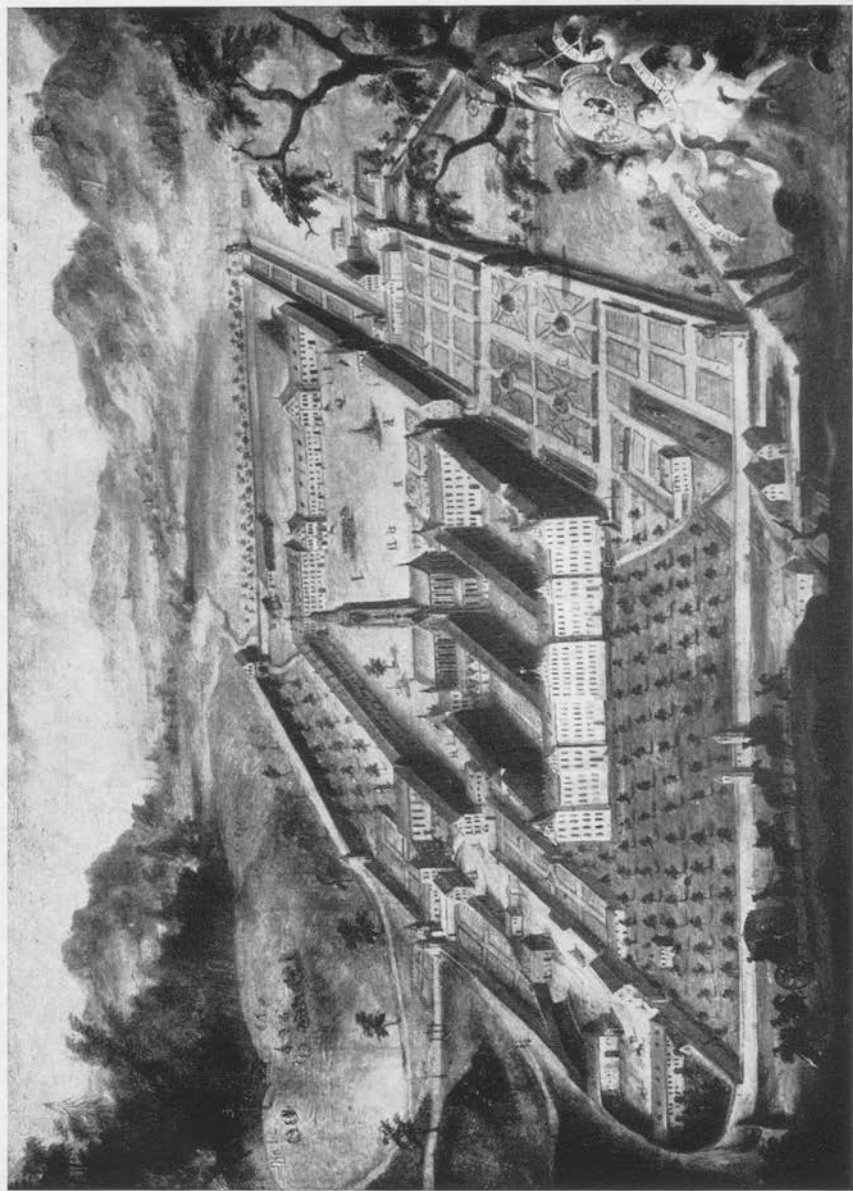


Abb. 4

Salem zur Zeit des Abtes Anselm II. um 1765

hatte vermutlich einen plattgeschlossenen Chor mit je drei plattgeschlossenen Querschiffkapellen und möglicherweise auch eine Krypta — wenn man eine Weihenachricht über einen „altare in crypta“ so interpretieren darf. Dieser Grundriß stellt Salem, abgesehen von der Krypta, in den engsten Ausstrahlungsbereich Bernhards von Clairvaux. Aus den Grabungen in Himmerod in der Eifel wissen wir, daß dieses Schema dort von dem Novizenmeister und Lieblingsarchitekten Bernhards, Achard, angewandt worden war, also offensichtlich den persönlichen Vorstellungen des Meisters, wie eine Kirche seines Ordens auszusehen habe, entsprach. Nun war der Salemer Abt Frowin langjähriger Reisebegleiter und Dolmetscher Bernhards gewesen, einer seiner engsten Vertrauten. Wenn er also hier auch im Kirchenbau seine Gedanken verwirklichte, so ist das nicht verwunderlich. Es rückt Salem jedoch von Anfang an auf einen bedeutenden Platz. Im 12. Jh. gab es nur vier Zisterzienserkirchen dieses Typs in Deutschland — außer Salem noch Himmerod, Maulbronn und Eberbach (für Haina ist nur das Weihedatum 1224 überliefert, der Beginn im 12. Jh. also fraglich). Unter diesen steht Salem mit dem heute verschwundenen Himmerod zeitlich an der Spitze.

Man wird sich den ersten Bau ähnlich wie Maulbronn vorstellen dürfen, mit dem Unterschied, daß dort die Konventgebäude im Norden, hier dagegen im Süden lagen.

Dieses Kloster muß mit seinem französisch-burgundischen Formenapparat, von dem sich leider nichts erhalten hat, völlig aus dem Rahmen der Bodenseearchitektur, die damals entweder vom heimatlich Schwäbischen oder von Hirsau her bestimmt war, herausgefallen sein. Es fügte ein neues Element in diese im allgemeinen sehr homogene Landschaft. Seine Ausstrahlungen finden sich jedoch nicht hier, sondern in größerer Entfernung, in Rätien. Dort werden im Dom von Chur in der plattgeschlossenen, ebenfalls mit einer Krypta versehenen Ostpartie, Salemer Anregungen verwandt. Der Churer Bischof, der den Neubau begann, Adelgott, war Zisterzienser; ein weiterer Bischof des Ordens, Bero von Schwerin, weihte sowohl den Choraltar in Chur als auch das Salemer Münster in kurzem zeitlichen Abstand. Die Beziehungen sind also deutlich, sie bewegen sich durchaus auf Ordensbasis.

Am Vergleich mit Weingarten läßt sich bereits das besondere Entwicklungsgesetz, unter dem Salem stand, erkennen. Die Weihedaten von beiden Kirchen liegen ziemlich gleichzeitig, 1179 hier, 1182 dort, wobei Weingarten die bedeutendere war. In Weingarten begann im Anschluß an den Neubau ein reiches kulturelles Leben, als dessen schönste Blüten die Schöpfungen der Buchmalerei des frühen 13. Jahrhunderts gelten können. In Salem hielt man sich zunächst zurück. Zwar setzte auch hier die Tätigkeit der Schreibstube ein, wie wir aus den ausgestellten Handschriften, Musterbeispielen aus dem ehemals reichen, heute in Heidelberg verwahrten Bestand, erkennen können. Doch sehen diese Handschriften ganz

anders aus. Sie kennen nicht den reichen Miniaturenschmuck, nicht die leuchtenden Farben. Sie beschränken sich auf ein kalligraphisch exaktes, in seiner großartigen Nüchternheit wirkendes Schriftbild, nur durch wenige sparsam verzierte Initialen aufgelockert, nicht für den ästhetischen Genuß, sondern für die geistige Konzentration bestimmt. Das war die Einstellung der Zisterzienser, die nicht nach außen, sondern nach innen wirken wollten und den Benediktinern gern den Vorrang in der Entfaltung geistigen und künstlerischen Ruhms einräumten. Dafür verlegte man neben einer intensiven politischen Tätigkeit (vgl. die diplomatischen Missionen des Abtes Eberhard von Rohrdorf an den päpstlichen und kaiserlichen Hof) alle Kräfte auf wirtschaftliche Erstarkung und Mehrung des Besitzes — mit sichtlichem Erfolg, wie sich bald zeigen sollte. Am Ende des 13. Jahrhunderts war Weingarten wirtschaftlich überflügelt. Salems Grundbesitz zog sich bis nach Ulm und vor die Tore von Stuttgart hinauf, und die Klosterzucht war auf unveränderter Höhe geblieben. Und nun, als die Klosterfamilie auf 300 Köpfe angewachsen war und die Kirche Frowins trotz aller Erweiterungen nicht mehr ausreichte, ging man an den Neubau des Münsters, ähnlich wie in Altenberg, wo rund 100 Jahre nach der Weihe der ersten Klosterkirche (1160) das Anwachsen der Mönchsgemeinschaft ebenfalls einen großen Neubau erforderte (Baubeginn der zweiten Kirche 1255). In Salem begann Abt Ulrich von Seelfingen 1299, 120 Jahre nach der ersten Münsterweihe den zweiten, heutigen Münsterbau, womit das Kloster mit einem Schlage unter die großen Kunstzentren des Bodensees aufrückte. Freilich gerieten die Arbeiten lange und häufig ins Stocken, die Schlußweihe fand erst im 15. Jahrhundert statt, aber die ganze Ostpartie einschließlich Querschiff dürfte im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts vollendet gewesen sein, womit auch der weitere Plan im wesentlichen festgelegt war.

Dieses Münster ist sowohl in seinen Abmessungen wie in seiner Qualität das bedeutendste Werk der Hochgotik am Bodensee, dem weder die umliegenden Klöster noch die Reichsstädte etwas Ähnliches an die Seite zu stellen hatten. Es hat denn auch trotz der Anonymität der Zisterzienserbauleute und ihrer Beschränkung auf den eigenen Klosterbereich seine Einwirkung auf die nähere und weitere Umgebung nicht verfehlt. Die Tüchtigkeit der in Salem ausgebildeten Steinmetzen war berühmt und bis ins schwäbische Unterland hinein geschätzt. So läßt sich die Salemer Mitarbeit in Konstanz, Pfullendorf und Bebenhausen nachweisen, in Reutlingen und Kaisheim mit hoher Wahrscheinlichkeit vermuten. Das Querschiffenster von Salem (Abb. 1) findet seine Nachfolge im Ostchor von Bebenhausen, der Maßwerkschleier des Salemer Querschiffgiebels beherrscht die Querschiffe des Konstanzer Münsters und der Reutlinger Marienkirche, der prächtige steinerne Dachreiter in Bebenhausen wurde von Bruder Georg von Salem errichtet. Seit dem Münsterbau spielten die Salemer Werkmeister eine Rolle, sie wurden noch im frühen 16. Jahr-

hundert bei den Sachverständigenausschüssen in Konstanz zu Rate gezogen. Um mit — freilich an anderer Stelle verwendeten — Worten Dehios zu sprechen: für den Bodensee war der Salemer Münsterbau ein Ereignis und ein Hauptdenkmal. Er fiel hier in eine sonst tote Zeit, füllte die Lücke zwischen dem hohen Mittelalter, (11./12. Jahrhundert), und dem Ausgang des Mittelalters (15. Jahrhundert), zwischen den Klosterbauten der Benediktiner und den Bürgerbauten der Reichsstädte. Die verwendeten Einzelformen weisen unter der konsequent festgehaltenen asketisch-strengen und somit etwas unpersönlichen Ordensarchitektur auf den Einfluß des Oberrheins, der sich in manchem Detail, etwa dem Maßwerkschleier des Querschiffgiebels oder den Fensterformen der Ostpartie kundtut. Auch die Gewölbeschlusssteine, vorzügliche Werke hochgotischer Plastik, tragen oberrheinisches Gepräge, mit besonderer Beziehung zu Freiburg. Damit steht Salem durchaus in der Strömung seiner Zeit. Straßburg und Freiburg sind die großen Zentren, die im späten 13. und 14. Jahrhundert auf das ganze Hochrheingebiet und Südschwaben ausstrahlen. In verschiedenen Werken der Plastik, der Reichenauer Madonna, dem hl. Sylvester in Goldbach, finden wir den gleichen Einfluß wieder.

Daß der hohen architektonischen Leistung auch Schöpfungen der anderen Kunstzweige entsprachen, muß man als selbstverständlich voraussetzen. So rühmt der Chronist, Abt Ulrich habe das Kirchengesamte an Gefäßen und Gewändern vermehrt und ein kostbares Kruzifix, verziert mit Gold, Silber und Edelsteinen, im Wert von 100 Mark — in jener Zeit eine enorm hohe Summe — anfertigen lassen. Von ihm stammt der Fuß des Kruzifixes, das sich bis heute in der Schatzkammer des Münsters erhalten hat und das wir dank der Freundlichkeit des Herrn Münsterpfarrers heute bewundern können. Daneben bestand eine eigene Maler- und Glasmalerschule, für die Abt Ulrich Wohnhäuser und Werkstätten baute und von der wir ein Erzeugnis möglicherweise in dem großen Ostfenster von Bebenhausen sehen dürfen. In der Schreibstube des Klosters entstanden gerade in dieser Zeit Jahr für Jahr Codices, die die Hl. Schrift, die Propheten und Kirchenväter glossierten, in der kurzen Zeit von 15 Jahren allein 16 zum Teil mehrbändige Werke. Kurz, in der Periode des ausgehenden 13. Jahrhunderts hatte die Abtei einen Höhepunkt erreicht, der sie unwiderruflich auf das Niveau der anderen Bodenseeklöster hob.

Die Folgezeit brachte jedoch noch weiteren Anstieg. Trotz der gewaltigen Anspannung der Kräfte, die mit dem Münsterbau verbunden war, und den schweren wirtschaftlichen Krisen des 14. Jahrhunderts folgte kein Rückschlag, kein Erschlaffen. Ganz im Gegenteil blieb der künstlerische Beitrag Salems auch im 15. Jahrhundert ungewöhnlich stark. In der Zeit von 1440 bis 1520 ist ein stetes Anschwellen der Produktion festzustellen, die sich freilich meist fremder Kräfte bediente, wohl im Einklang mit der allgemeinen Situation, aber für ein Zisterzienserkloster doch ungewöhnlich. Sicher spielte hier der gegenseitige Wettstreit der

Bodenseestädte eine Rolle. Es sei daran erinnert, daß 1350 der Neubau des Überlinger Münsters, gleichsam als Auftakt, begonnen wurde, dem bald die Kirchen von Ravensburg und Eriskirch mit ihren malerischen Zyklen folgten, daß 1430 Konstanz nach langem Schlaf daran ging, sein Münster zu wölben, daß 1439 die Mönche von St. Gallen mit dem Bau des Hochchors ihrer Stiftskirche begannen, gleichzeitig das Georgskloster von Stein am Rhein die Erneuerung von Konventsgebäuden und Abtei in Angriff nahm. 1484 errichtete sich der Abt von St. Gallen das Kloster Marienberg in Rorschach, 1490 die Stadt Überlingen ihr Rathaus. Das ganze 15. Jahrhundert ist von einem fieberhaften Baueifer erfaßt, dem die anderen Künste ebenbürtig zur Seite treten. Der Salemer Konvent war jedoch inzwischen zu solchem Prestige und solcher realen finanziellen Macht gelangt, daß er sich nicht abseits halten konnte. Man bedenke, was es heißt, wenn die Akten des Konstanzer Konzils, Urkunden von höchster staatsrechtlicher und politischer Bedeutung, dem Kloster zur Aufbewahrung übergeben wurden. Was war dagegen aus der stolzen Reichenau geworden? Die Zisterzienserabtei wurde damals zum gleichrangigen Gegenpartner des Bischöflichen Hofes in Konstanz, zumal seit dem 15. Jahrhundert die Äbte eine große Rolle bei der Visitation der anderen Zisterzienserklöster zu spielen begannen. Nicht selten erschien bei der Wahl eines neuen Abtes der Generalabt von Citeaux persönlich, ein Zeichen für die Wichtigkeit, die man auch von Ordensseite her der Bodenseeabtei beimaß. So reißen auch die Neubauten innerhalb des Klosters nicht ab, obwohl Abt Ulrich um 1300 erst den ganzen Komplex renoviert hatte. Kapitelsaal, Dormitorium, Refektorien, Kreuzgang, Abtswohnung, Bibliothek, Krankenrevier, Wirtschaftsgebäude werden neu gebaut, um nach reichlich 100 Jahren, 1615, wiederum einem kompletten Neubau zu weichen. Es ist kein Wunder, wenn sich von den früheren Bauperioden keine Reste mehr erhalten haben. Auch vor dem großen Brand von 1697 war das Kloster bereits modern. Man war hier immer sehr baufreudig, weit mehr als in irgendeinem anderen Zisterzienserkloster Deutschlands.

Die anderen Künste hielten bei diesem Eifer mit, besonders die Malerei. Die Produktion für die Abtei war auch hier außerordentlich. Die an Ort und Stelle verbliebenen Werke, die Tafeln in Karlsruhe, die Handschriften in Heidelberg geben noch einen hinlänglichen Eindruck von dem Umfang der Aufträge, die hier vergeben wurden. Zeugnisse von allen Phasen des Stilablaufs am Bodensee sind darunter, zuletzt zwei große Altarwerke von Bernhard Strigel (Abb. 2), dem größten Maler Oberschwabens und einem der größten Koloristen Oberdeutschlands überhaupt. Dazu kommen Wand- und Deckenfresken und Glasmalereien, von denen nur noch die Quellen sprechen, die aber sehr bedeutend gewesen sein müssen. In die Jahre von etwa 1500—1520, als die Abtswohnung in Stein am Rhein ihren Freskenschmuck erhält und in Konstanz und St. Gallen die letzten großen Werke kirchlicher Kunst vor dem Bildersturm entstehen — die Orgel im Konstanzer Münster, Missale und Altar des Bischofs

Hugo von Hohenlandenber, der Hochaltar des Christoph Bocksdorfer in St. Gallen — fällt auch der Höhepunkt der Kunsttätigkeit in Salem, die Ausschmückung der Liebfrauenkapelle mit ihrem Strigelaltar, die Bibliothek mit ihrem Zyklus von 14 Glasgemälden, die, vermutlich in großem Format, die gesamte Heilsgeschichte darstellten, der heute in Karlsruhe befindliche Salemer Altar des Abtes Jodokus Necker von Bernhard Strigel, der Antoniusaltar des Martin Schaffner, die Miniaturen des Abtsbreviers. Die enge Verflechtung der Abtei mit der Bodenseeregion und dem weiteren schwäbischen Hinterland, die die grundbesitzmäßigen und allgemein wirtschaftlichen Beziehungen inzwischen bewirkt hatten, kommt nun auch hier klar zum Ausdruck. Im 15. Jahrhundert gibt es keine Formenübernahme vom Westen mehr, vielmehr gehört Salem jetzt ganz dem Kunstkreis des Bodensees an, und zwar vor allem dessen Schwerpunkt Konstanz. Fast alle bekannten Konstanzer Maler des Jahrhunderts, Barth. Sünder, Burckhard Nenz, Hans Murer, Konrad Maler und wie sie alle heißen, haben, soweit sie überhaupt sicher identifizierbar sind, für Salem gearbeitet. Die Salemer Höfe in den Städten spielten dabei keine unwichtige Rolle als Vermittler. Auch sie brauchten ja für ihre Hauskapellen Altäre, die man bei den lokalen Meistern bestellte. So stammt der heute in Karlsruhe befindliche Verenaaltar sehr wahrscheinlich aus dem Salemer Hof in Konstanz; auch für den Auftrag an Strigel, der damals den Kaiser Maximilian in Konstanz zu porträtieren hatte, kann man sich wohl den Salemer Hofverwalter in Konstanz als Vermittler vorstellen. Der Einfluß von Ulm her, der von Zeit zu Zeit durchbricht, etwa in den Figuren des Sakramentshauses im Münster (Abb. 3), der Madonnenfigur des Unteren Tores, dem Antoniusaltar Schaffners, erklärt sich auf die gleiche Weise. Die Abtei war in der Umgebung Ulms sehr begütert; sie besaß dort die Oberämter Ostrach und Schemmerberg, die Pflegämter Ehingen und Unterelchingen. Ihre Verwalter brachten allerlei Empfehlungen mit nach Salem. Gerade in der Plastik scheint Ulm für Salem ausschlaggebend gewesen zu sein. Von dem Einfluß Nikolaus Gerharts und seiner Konstanzer Schule findet sich dagegen keine Spur.

Mit den Zerstörungen und Verlusten des Bildersturmes, der im Gefolge der Reformation das Südufer des Bodensees traf, wurde zwar die Überlegenheit von Konstanz gebrochen, gleichzeitig aber auch das gesamte künstlerische Leben am See lahmgelegt. Maler und Bildhauer wanderten ab, die Bauten kamen zum Stillstand. Das Schwergewicht verschob sich, unter starkem Absinken der Qualität, vom kirchlichen auf das weltliche Gebiet. Die Epoche ist reich an Bürgerbauten — die Rathäuser in Konstanz und Lindau, Stadtkanzlei in Überlingen, Schloß Heiligenberg —, aber fast leer an kirchlichen Unternehmungen. Aber trotzdem ist Salem wieder dabei. Während in Weingarten das wissenschaftliche Leben zu neuer Blüte gedeiht, wird in Salem 1615 das ganze Kloster erneuert, große Teile, darunter alle Wirtschaftsgebäude, dabei völlig neu gebaut.

Das ist ein singulärer Fall für ein Kloster in dieser Zeit. Man hatte ja überall in der Spätgotik erneuert, und von einem starken Zuzug an Mönchen konnte keine Rede sein. Salem ist das einzige Kloster im ganzen Bodenseegebiet, das eine umfangreiche Bautätigkeit in der Renaissance, auch das einzige, das ein großes Chorgestühl aus dieser Zeit vorweisen kann. Die Äbte waren seit 1595 Generalvikare des Ordens in Oberdeutschland und der Schweiz. Diesem äußeren Rang hatte auch das Aussehen des Klosters zu entsprechen; nur so ist der Neubau der Abtei, von dem sich der sog. Langbau als einziger Zeuge noch erhalten hat und der in seinen Bauformen in etwa dem kurz zuvor erneuerten und erweiterten Schloß Heiligenberg entsprochen haben dürfte, zu erklären. Damals verschwanden bereits alle mittelalterlichen Reste, mit Ausnahme der Siehenkapelle und Bibliothek — ein seltener Fall im deutschen Klosterbau, wo die Erneuerung fast überall erst nach dem 30jährigen Krieg einsetzte.

Was das heutige Bild Salems bestimmt und was seinen eigentlichen Ruhm bei der Nachwelt ausmacht, ist jedoch der Glanz des 18. Jahrhunderts. Es ist der dritte große Höhepunkt im Leben der Abtei, der durch die Namen Beer und Feuchtmayer, Götz und Dirr bestimmt wird. Durch einen Zufall wurde das Kloster mit der gesamten zeitlichen Entwicklung des südwestdeutschen Barock verknüpft, durch den Brand von 1697. Dieser, durch die Unvorsichtigkeit der Wache und die Nachlässigkeit des Subpriors entstanden, vernichtete in einer einzigen Nacht den gesamten Konvent- und Abtsbau. Wie durch ein Wunder blieben die Kirche, die Liebfrauenkapelle und die Bibliothek verschont. Damit ergab sich infolge der Notwendigkeit eines sofortigen Neubaus der Anschluß an die große Bauwelle, die unter der Ägide der Vorarlberger Meister ganz Schwaben und die Schweiz durchlief. Durch den Zufall dieses Brandes steht Salem ganz an der Spitze dieser Reihe, nur der Schönenberg bei Ellwangen und Obermarchtal gehen ihm voraus. Alle anderen Bodenseeklöster — Weingarten, Rheinau, St. Gallen — folgen erst später. Dadurch hat Salem noch viel von der Schwere und Herbheit, die der ersten Stufe des schwäbischen Barock anhaftet. Es ist aber auch noch nicht in solchen Ausmaßen geplant, daß sie sich nicht mehr verwirklichen ließen und die Gesamtanlage wie in Weingarten nur Stückwerk bliebe. Die Abtei hat also sowohl Anteil an dem Beginn des späten 17. Jahrhunderts, an dem Schaffen Franz Beers und der Wessobrunner Stukkatorenschule, die in diesem Fall von dem Neubau der Propsteikirche in Hofen, der heutigen Schloßkirche Friedrichshafen ausgehend zu denken ist, als auch an der reifen Blüte des 18. Jahrhunderts, dem Glanz und Ruhm Feuchtmayers. Das eine zog hier das andere nach sich. Der Neubau der Abtei lockte den älteren Feuchtmayer an, und in der Ausschmückung der Korridore des Konversenflügels verdiente sich der jüngere Feuchtmayer seine ersten Sporen. Über die Bedeutung dieses Künstlers braucht hier kein Wort verloren zu werden. Festzuhalten ist nur, daß damit Salem zum Vorort der Barockplastik des gesamten Bodenseeraums wurde. Denn hier war und blieb

die Heimat Feuchtmayers. Hierher kehrte er nach seinen Arbeiten im Schwarzwald und in der Schweiz stets zurück. Hier finden sich Zeugnisse seiner gesamten Stilentwicklung, seines ganzen Künstlerlebens, von den frühesten Anfängen im Bandelwerkstil der 20er Jahre bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus, ja bis in die Schüler- und Nachfolgerhände hinein. Für das reifste und vollendetste Werk Feuchtmayers, Birnau, wurden in Salem die Voraussetzungen geschaffen. Birnau und Salem sind im Grunde nicht voneinander zu trennen. Und wenn heute das ehemalige Birnauer Chorgestühl und seit kurzem auch der Mauracher Diogenes in Salem stehen, so sind das keine Fremdkörper, sondern Glieder einer großen Familie, die dieselbe Sprache sprechen und in den allgemeinen Rahmen der großen Abtsgestalten Konstantin Müller und Anselm Schwab gehören. Die Salemer Aufträge hielten Vater und Sohn Feuchtmayer stets über Wasser, von hier aus wurde ihnen Pension und Wohnhaus ausgesetzt. Es ist ein Verdienst, mit dem sich die Salemer Äbte des 18. Jahrhunderts unsterblich gemacht haben.

Aus der aufgezeichneten Entwicklung erklärt sich auch der Widerspruch in der Salemer Barockatmosphäre. Die Herbheit und Nüchternheit der Bauform entspricht nicht dem Temperament und der Phantasie des Stucks und der figürlichen Plastik, einem Feuchtmayer und einem Götz. Die geschwungenen Baumassen des Weingartener Plans, die Fassaden von Einsiedeln und Birnau blieben Salem versagt. Es ist wohl kein Zweifel, daß man im 18. Jahrhundert etwas Ähnliches wie Weingarten hingestellt hätte, wenn man nicht eben erst, der Not gehorchend, ein neues Kloster bezogen und wenn man genügend Zeit zum Überlegen und Planen, wie etwa in Weingarten, gehabt hätte. Da Abt Anselm, ein Prälat von großem Format, beim besten Willen nichts zu erneuern vorfand, baute er immerhin aller Zisterzienserregel und seinem eigenen Konvent zum Trotz einen mächtigen Turm über der Vierung des Münsters (Abb. 4). Sein eigentlicher Neubau wurde Birnau; man muß diese Wallfahrtskirche als den Ersatz des unterbliebenen spätbarocken Salemer Neubaus ansehen. Das tatsächliche barocke Salem steht, wie schon gesagt, in zwei verschiedenen Stilphasen. Hat man das einmal erkannt, so wird man bei den Aspekten gerecht werden.

Das 18. Jahrhundert war auch wirtschaftlich außerordentlich ertragreich. Die Abtei war reich wie keine andere, trotz der hohen Steuern, die sie laufend an das Reich, an den schwäbischen Kreis, an den Kaiser wegen der ewigen Kriege zu zahlen hatte. Als die Auflösung drohte, soll der Abt sich erboten haben, jährlich 100 000 Gulden bar zu zahlen, wenn ihm die bisherigen Einkünfte und das Eigentum belassen würden. Soviel konnte man also offenbar jährlich herauswirtschaften. Das erklärt, warum die künstlerische Blüte des Barock hier gar nicht zu Ende gehen wollte. Keine Verarmung der Ideen wie in Wiblingen und Neresheim, wo die Schöpferkraft in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts plötzlich nach-

läßt. In Salem haben wir das merkwürdige Phänomen einer kräftigen, ununterbrochenen Nachblüte, weit über das Ende des Barock hinaus. Gewiß war Feuchtmayer ein vorzüglicher Lehrmeister, aber es ist durchaus nicht selbstverständlich, daß er einen so guten und gelehrigen Schüler fand wie Georg Anton Dirr, noch daß das Kloster, ohne zu erlahmen, weiterhin große Aufträge erteilen konnte. Wo findet man noch eine komplette Münster- und Klosterneuausstattung des ausgehenden 18. Jahrhunderts wie in Salem? Gewiß ist nicht alles erste Qualität, manches ist hart und trocken, aber als Durchschnitt steht die Salemer Alabasterkunst auf hohem Niveau, höher als sonst irgendwo in Süddeutschland. Es ist kaum zu begreifen, daß man innerhalb von rund 50 Jahren zweimal die gesamte Kirchengestaltung wechselte, erst die mittelalterliche in eine Barockausstattung umwandelte, dann diese wieder entfernte und durch die Alabastergarnitur ersetzte. Für uns Heutige wäre die Barockausstattung, das Werk Feuchtmayers, vermutlich reizvoller, aber damals war der neuerliche Wechsel ein Beweis für die Aufgeschlossenheit gegenüber den neuen künstlerischen Strömungen — man verhandelte ja auch mit dem berühmten Klassizisten d'Ixnard wegen Neubauten — und für die ungebrochene wirtschaftliche Kraft.

Als die Abtei 1803 aufgelöst wurde, ging ein Kulturzentrum ersten Ranges, der historischen Notwendigkeit gehorchend, unter. Nicht immer war sie künstlerischer Vorort des Bodensees wie im 18. Jahrhundert. Aber ihr Beitrag zum kulturellen Gewebe dieses Landstrichs hat seit der Zeit ihrer Gründung nie aufgehört. Salem ist kein kometenartiger Stern wie die Reichenau, kurz und leuchtend, sondern ein stetiger Faktor der kulturellen Ausstrahlung, ohne den das Bild der Bodenseekunst nicht vollständig wäre — ein Fixstern mit wechselnden Helligkeitsperioden, aber nie erlöschend, am Himmel der südwestdeutschen Kunstgeschichte.

Überlingen im Dreißigjährigen Krieg

*Die Auswirkungen des Krieges
auf das Wirtschaftsleben der ehemaligen Reichsstadt
Von Johanna Möllenberg*

VORWORT

Seitdem Moritz Ritter das heute noch grundlegende Standardwerk seiner „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges“ (1889—1908) veröffentlicht hat, ist keine Gesamtdarstellung des großen Krieges von gleichem Rang mehr erschienen. Die Frage nach den kulturellen und wirtschaftlichen Auswirkungen jener dreißig Jahre freilich ist seitdem immer wieder erörtert worden. Dabei ist das Urteil oft weit auseinandergegangen. Es schwankte zwischen ausgesprochen düsterer Schwarzmalerei und einer mitunter zu rosigen Beurteilung der Schäden und Heimsuchungen. Das ist begreiflich, denn die Unterschiede der Betroffenheit der einzelnen Landschaften und Lebenskreise sind groß. Einige Teile Deutschlands sind wenig oder gar nicht von den Kriegseignissen in Mitleidenschaft gezogen worden, andere wieder in ungleichem Maß. Schon deshalb ist ein zutreffendes Gesamturteil über die inneren Zustände Deutschlands nach dem Krieg schwer zu erzielen. Es bedarf der sorgfältigsten Unterbauung durch zahlreiche Monographien auf territorialgeschichtlicher Ebene, wobei jedesmal natürlich die Fragestellung jeweils abgestuft werden muß nach den wirtschaftlich-kulturellen Einzelbezirken des untersuchten Landes- und Bevölkerungsteiles.

Dazu kamen Abweichungen der Beurteilung im Hinblick auf die allgemeine Lage Deutschlands vor dem Ausbruch des Krieges. Während eine ältere Forschergeneration die Ansicht vertrat, der Krieg habe ein in voller Blüte stehendes Land getroffen und es in seiner Entwicklung um Jahrhunderte zurückgeworfen, drang späterhin die Ansicht durch, Deutschland habe sich bereits seit Mitte des sechzehnten Jahrhunderts etwa im Abstieg befunden. Der Dreißigjährige Krieg habe daher diesen Niedergang nur beschleunigt und gesteigert, keineswegs aber ihn bloß verursacht; ja, es wurden sogar Stimmen laut, die den Krieg gänzlich entlasten wollten.

Auch aus diesem Grund empfiehlt es sich, zunächst von begrenzten Einzeldarstellungen in Nord und Süd, im Osten und Westen unseres Vaterlandes auszugehen, um allmählich ein gültiges Bild von den tatsächlichen Folgen des Krieges zu gewinnen.

Eine solche Einzeluntersuchung stellt der vorliegende Beitrag dar, der auf eine Anregung meines verehrten Lehrers, Herrn Professor Dr. Willy Andreas aus seiner Tübinger Lehrzeit zurückgeht. — Er schildert das Schicksal der Reichsstadt Überlingen in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und sucht anhand des kritisch ausgewerteten Quellenmaterials seine tatsächliche Wirkung aufzuzeigen¹⁾.

An *ungedrucktem Quellenmaterial* standen im Überlinger Stadt-, Spital- und Pfarrarchiv die Rechnungen der Stadtkasse und der Vogteien, die Steuerbücher, Ratsprotokolle, Hochzeitsordnungen und andere Akten über den Weinbau, über die Schifffahrt, die Handwerkerzünfte usw. zur Verfügung. Neben diesem unpersönlichen Quellenmaterial sind auch die Tagebücher und Chroniken von Johann Heinrich Eschlinberger, Johann Ernst von Pflaumern, Jakob und Medard Reutlinger und Baptista Wider von großem Wert.

An *gedruckten Quellen* wurden für den behandelten Zeitabschnitt die von H. Baier veröffentlichten „Akten zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges am Bodensee (Schriften des Vereins für die Geschichte des Bodensees 44, 1916) herangezogen, ferner ein „Reichs-Stättisches Handbuch“ von Johann Jakob Moser, „worin die heutiges Tages noch einen Nutzen zu haben scheinende Urkunden anzutreffen sind“ (Tübingen 1732), ein Bericht des bayerischen Kommissars Leonhardt Krieger an Kurfürst Maximilian über den Zustand der Stadt Überlingen im Jahre 1644, vor allem auch das höchst verdienstvoll von Fritz Harzendorf zusammengestellte Überlinger „Ahnenbuch“, ferner Sebastian Bürsters „Beschreibung des schwedischen Krieges“ (Leipzig 1875) und nicht zuletzt die verschiedenen Schriften²⁾ des Überlinger Bürgermeisters Johann Heinrich von Pflaumern, dessen Tagebuch³⁾ beispielsweise als eine der zuverlässigsten Quellen für die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges in Oberschwaben gelten kann.

An *gedruckter Literatur* sei hier nur die „Wirtschafts- und Finanzgeschichte der Reichsstadt Überlingen“ von Friedrich Schäfer genannt⁴⁾,

1) Vgl. hierzu die auch auf andere Lebensgebiete der Reichsstadt sich erstreckende Dissertation der Verfasserin, die in einer maschinenschriftl. Abschrift im Überlinger Stadtarchiv vorliegt.

2) J. H. v. Pflaumern, Ein new- nutzlich und lustigs Colloquium von etlichen Reichstagsakten. Hrsg. von E. Gothein, Leipzig 1893. (Brentano u. Leser Sammlung älterer u. neuerer staatswissenschaftl. Schriften des In- und Auslandes Nr. 3.) ders., Rebuff auff den Mantzischen plumppen Widerhall. Pflaumerns Schriften Bd. VI Nr. 8. Leopold-Sophien-Bibliothek Überlingen.

3) Die Tagebücher des Dr. Johann Heinrich von Pflaumern, 1633—1643, bearbeitet von Alfons Semler, herausgegeben vom Bad. Generallandesarchiv, Beiheft zur Zeitschr. f. d. Geschichte des Oberrheins Bd. 98, 99 und 100 (1950—1952), 424 Seiten.

4) F. Schäfer, Wirtschafts- und Finanzgeschichte der Reichsstadt Überlingen am Bodensee in den Jahren 1550—1628 nebst einem einleitenden Abriß der Überlinger Verfassungsgeschichte. (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, hrsg. von Gierke. Heft 44, Breslau 1893.)

eine ausgezeichnete Beschreibung der Erwerbsquellen der Überlinger Bürgerschaft und der städtischen Einnahmequellen; ferner die Dissertation von Alois Fischer⁵⁾, die sich mit den literarischen Werken J. H. von Pflaumern beschäftigt und nicht zuletzt Dr. Alfons Semlers Werk „Überlingen“, das einen knappen und anschaulichen Überblick über die Geschichte der ehemaligen Reichsstadt von den Anfängen bis zu den jüngsten Ereignissen vermittelt⁶⁾.

Zum Schluß ist es mir ein aufrichtiges Bedürfnis, Herrn Professor Dr. Willy Andreas für seine zahlreichen fördernden Ratschläge und dem Archivar der Stadt Überlingen, Herrn Dr. Alfons Semler für die weiterherzig gewährte Einsicht in die archivalischen Bestände meinen Dank auszusprechen.

EINLEITUNG

Die politischen und militärischen Ereignisse in Überlingen während des Dreißigjährigen Krieges

Neun Zehntel der Bevölkerung Deutschlands waren protestantisch, als der Katholizismus zum Gegenangriff rüstete. Von Bayern aus, wo Herzog Albrecht V. sich energisch für die Rekatholisierung einsetzte, begannen die Jesuiten ihre Missionsarbeit und gewannen in kürzester Zeit die mainischen Bistümer, schließlich Österreich und die Steiermark dem katholischen Glauben zurück. Der Norden des Reiches — aber auch Württemberg und die Kurpfalz blieben protestantisch, so daß also die religiöse Trennungslinie mitten durch Deutschland verlief. Mit dem Zusammenschluß der protestantischen Fürsten und Städte unter Führung des kalvinischen Pfalzgrafen zur *Union* und der Schaffung eines Gegenbundes, der *Liga*, unter Maximilian von Bayern, verhärteten sich die Fronten so, daß eine Einigung zwischen beiden Konfessionen unmöglich wurde.

Auch die Reichsstadt Überlingen wurde aufgefordert, sich der Liga anzuschließen, doch konnte sie sich zunächst nur dazu entschließen, der „Schirmvereinigung“ der katholischen Fürsten, Grafen und Ritterschaft des Kantons Hegau und der Städte Wangen, Pfullendorf, Buchau am Federsee und Buchhorn (heute Friedrichshafen) beizutreten. Man fürchtete die mit der Mitgliedschaft verbundenen Geldaufwendungen, die den ohnehin stark verschuldeten Haushalt der Stadt „in gewisses verderben stürzen“ könnten. Tatsächlich mußte Überlingen dann nach seinem im Jahre 1617 erfolgten Beitritt einen sehr hohen finanziellen Beitrag leisten; innerhalb von nur sieben Jahren zahlte es 72 500 Gulden Ligagelder.

5) A. Fischer, Die literarische Tätigkeit des Johann Heinrich von Pflaumern, 1584—1671. Diss. Bonn 1909.

6) A. Semler, Überlingen. Bilder aus der Geschichte einer kleinen Reichsstadt. Singen 1949.

Doch blieb die Stadt während des böhmisch-pfälzischen und des nieder-sächsisch-dänischen Krieges von kriegerischen Ereignissen nahezu verschont; nur der Einfall des protestantischen Heerführers Ernst von Mansfeld in die untere Pfalz rief im ganzen schwäbischen Kreis Beunruhigung hervor, dessen Stände und Städte sich angesichts dieser drohenden Gefahr fast geschlossen zu einem gemeinsamen „Defensionswerk“ zusammenfanden. Für die „nächstgesehenen vnd der gefahr am meisten interessierten geistlichen vnd weltlichen stände vnd städte“ berief der Bischof von Konstanz eine (wie es in dem Sendschreiben heißt) „eilende zusammenkunft“ nach Überlingen, wo man beschloß, das vom Feind bedrohte Kinzigtal zu verteidigen, wozu jeder der Beteiligten Truppen und Geld zur Verfügung stellen wollte. Überlingen entsandte 90 Mann, für deren Verpflegung es selbst aufkommen mußte. Zu Kämpfen kam es indessen nicht, da Graf Ernst von Mansfeld sich nach Norden wandte.

Als dann mit Tillys und Wallensteins Vordringen der Kampf nach Norddeutschland getragen wurde, bestimmte man den schwäbischen Kreis zu einem großen Sammel-, Muster- und Rekrutierungsplatz für die kaiserlichen und ligischen Truppen. Zwar gelang es im Frühjahr 1628 den Stadtvätern noch, die für Überlingen bestimmte Einquartierung von 10 Kompanien durch Zahlung von 2200 Reichstalern auf 3 Kompanien zu mindern. Später jedoch folgte — bis zum Jahre 1649 — fast ununterbrochen eine Einquartierung der anderen, wobei die Stadt zudem noch für die Verpflegung der durchziehenden Truppen aufkommen und zu deren Weitertransport Schiffe und Fahrzeuge zur Verfügung stellen mußte.

Immerhin war es während der ersten Hälfte des Krieges bei verhältnismäßig erträglichen Geldkontributionen geblieben. In ernste Gefahr geriet Überlingen erst, als die Schweden nach ihrem Sieg bei Breitenfeld (1631) sich nach Schwaben wandten und einzelne Reiterabteilungen brandschatzend bis vor die Mauern der Stadt drangen. Tag und Nacht stellten die Überlinger Wachen auf, so war die Stadt nicht unvorbereitet, als sie am 11. Juli 1632 von dem mit den Schweden verbündeten Bernhard von Weimar unversehens angefallen wurde. Er hoffte, das wegen seiner strategisch wichtigen Lage und seiner starken Befestigungen von Freund und Feind begehrte Überlingen durch einen Handstreich in seine Gewalt zu bekommen. Dies scheiterte jedoch an der Wachsamkeit der Überlinger. Auch die württembergischen Offiziere Hans Adam von Karpfen und Michael Rau, die am 1. September und 28. Oktober des gleichen Jahres die Stadt zum Akkordieren und Kontribuieren aufforderten, mußten unverrichteter Dinge abziehen. Als Rache steckten sie die Überlinger Dörfer Aufkirch, Nesselwangen und Bondorf in Brand.

Die drohende Gefahr feindlicher Angriffe veranlaßte die Städte Überlingen, Konstanz, Meersburg, Lindau und Bregenz sich — zwar auf Geheiß des Gubernators von Lindau — zu einer Seallianz mit gegenseitiger

Hilfeleistung zusammenschließen. Allerdings konnte der Bund nie praktische Bedeutung erlangen, da die Eifersucht und Uneinigkeit der Städte zu groß war.

Im Jahre 1633 zogen dann die mit wechselvollem Kriegsglück geführten Kämpfe zwischen Schweden und Kaiserlichen das Schwabenland schwer in Mitleidenschaft. „Krüegweßen . . . fangt an gehen aller dieser orten mit einquartierungen, außfähl, recognoscieren, blinderungen, beifangen vnd niderhacken . . .“, berichtete der Chronist Bürster. Alle Bauern wurden in die Stadt beordert, das Vieh und die Getreidevorräte unter militärischer Bewachung in die Stadt gebracht. Doch auch hier schienen sie nicht sicher zu sein, da der Feind, nachdem er im Frühjahr 1634 Ravensburg, Wangen und Isny in seine Hand bekommen hatte, die Stadt Überlingen belagerte.

Etwa 1100 Überlinger Bürger und Bauern standen hier unter den Waffen, darüber hinaus hatte die Stadtverwaltung einen Rittmeister samt seinen Reitern und den Leutnant Stettmund, der zuvor die Burg Hohenzollern verteidigt hatte, mit 27 Musketieren „auff einen monat lang in bestallung genommen“. Von den kaiserlichen Truppen lag seit Mitte Januar Oberstleutnant Wilhelm von Horrich mit seiner Schwadron in der Stadt. Auch die Städte Konstanz und Bregenz kamen zu Hilfe, insgesamt sandten sie etwa 1000 Mann, so daß schließlich 1677 Soldaten zur Verteidigung bereitstanden. Die Armee des Feindes wurde auf über 5000 Mann geschätzt, dennoch gelang es ihr nicht, Überlingen zu stürmen oder zur Kapitulation zu zwingen. Da dem Feind keine Schiffe zur Verfügung standen, hatte er auch nicht verhindern können, daß die belagerte Stadt über den Seeweg mit Munition, Lebensmitteln und Mannschaft versorgt wurde.

Der Dank des Kaisers an die standhaften Überlinger, die seine Reichsstadt vor einer Besetzung durch den Feind bewahrt hatten, blieb nicht aus. Er bestand in einer „Salvanguardia“, einem Schutzbrief, der die Stadt für die folgenden Jahre von Einquartierungen und (wie der Ausdruck lautet) „von anderen daher rührenden kriegsbeschwehrlichkeiten ganz eximierte und befreyte“. Die Dörfer allerdings wurden mit Soldaten belegt, die Graf Ossa, der Generalkommissar für Tirol und Oberschwaben, dort eigenmächtig einquartierte. Auch alle Warentransporte, die nach Überlingen zogen, ließ er anhalten und verhinderte bald jeglichen Verkehr der Stadt mit der Außenwelt. Die Willkür seiner Soldaten kannte keine Grenzen! Da sie mit „consens der generalitet“ handelten, hatten sie auch keine Strafe zu befürchten. „Um diese zeit ist daß rauben stehlen vnd plündern auff dem landt . . . daß täglich Handtwerckh geweßt“, trug Pflaumern am 4. Mai 1635 in sein Tagebuch ein.

Im Frühjahr 1638 beunruhigte dann wieder der Feind das Bodenseegebiet. Bernhard von Weimar war bei Säckingen über den Rhein gegangen, hatte Freiburg, Breisach, Rheinfeldern und Waldshut erobert und

nahm nun den Weg nach Württemberg. Einzelne Reiterabteilungen drangen brandschatzend und plündernd bis an die Stadtmauern Überlingens vor. Dort befürchtete man einen Angriff des Weimarerers und ergriff Gegenmaßnahmen. Doch Bernhard von Weimar rückte nicht vor die Stadt; wie man später von Konstanz erfuhr, hatte er den Plan, Überlingen zu belagern, „wegen zu nahe liegender reichsarmada“ aufgegeben. Immerhin trug seine Anwesenheit im Bodenseegebiet dazu bei, daß die Besatzung der württembergischen *Festung Hohentwiel* ungestört die benachbarten Ortschaften plündern konnte. Konrad Widerhold, ein äußerst kühner und eigenwilliger Soldat, der seit 1634 die Festung befehligte, trat bald in der ganzen Umgegend als Gewaltherr auf. Trotz mehrfacher Belagerung konnte er nicht aus seinem Felsenest vertrieben werden.

Da gelang ihm in der Nacht vom 29. auf den 30. Januar des Jahres 1643 ein kühner Handstreich. Unbemerkt erreichte er mit einer Abteilung französischer Soldaten das westliche Stadttor Überlingens, überrumpelte die Wachen und nahm — ehe die Bürger sich zur Wehr setzen konnten — die ganze Stadt in Besitz. Unnachsichtlich wurden alle, mit reichen Vorräten versehenen Häuser geplündert, woraus nicht nur den Überlinger Bürgern, sondern auch den fremden, in die Stadt geflohenen Leuten großer Schaden erwuchs.

Das Regiment der Franzosen, die nun die Stadt beherrschten, erwies sich indessen als erträglich. Die französischen Kommandanten zeigten weitgehend Verständnis für die Nöte der Bevölkerung; sie beließen auch der Stadtverwaltung ihr Einkommen an Steuern, Umgeld, Zoll usw. Nur für die Befestigung der Stadt erforderten sie die Bürger zur Fron.

Für den Feind war Überlingen nun ein wichtiger Stützpunkt, von dem aus er den Zugang nach Bayern zu gewinnen hoffte. Um die Ausführung dieses Planes zu verhindern, entschloß sich der Kurfürst von Bayern, die Franzosen in Überlingen einzuschließen und zur Übergabe zu zwingen. Es kam zu einer mehrmonatigen Belagerung, bis schließlich am 16. April 1644 der bayrische General Mercy mit 4000 Mann vor die Stadt rückte. Da erst kapitulierte der französische Kommandant — nicht zuletzt auch deswegen, weil er nach der vernichtenden Niederlage der Franzosen bei Tuttlingen (24./25. Nov. 1643) auf keinen „weiteren succurs“ mehr rechnen konnte. Ihm und seinen Soldaten wurde freier Abzug gewährt, und am 12. Mai 1644 besetzten die Bayern die Stadt. Man hatte sie als Befreier erwartet und geglaubt, daß mit ihrem Kommen die Leidenszeit ein Ende finde, doch der bayrische „Gubernator“, Generalkommissar Johann Berthold Schäffer führte ein überaus strenges Regiment; „haben wir nicht mal den schatten der vorigen . . . von reichsimmediat wegen gebührende libertet behalten“, klagten die Überlinger und sahen grollend zu, wie die Bayern sich nun als die Herren in Überlingen aufspielten. Sie mußten es sich gefallen lassen, daß Schäffer den bestehenden Rat wegen „hallstarrs, aigenkopffs vnd hoffarts“, vor allem aber weil er ihn für die Überrumpe-

lung Überlingens durch die Franzosen verantwortlich machte, außer Amt setzte. Danach ernannte er zum Bürgermeister Johann Heinrich von Pflaumern, der schon seit Jahren für die Stadt Überlingen Gesandtschaftsreisen übernommen, den wichtigsten Briefwechsel geführt und ihr mit seinem Rat wertvolle Dienste geleistet hatte.

Mit großem Nachdruck betrieben die Bayern nun die Instandsetzung der Stadtmauern, wobei die Kosten selbstverständlich von der Bürgerschaft getragen werden mußten. Darüber hinaus mußten jeden Monat neben der Verpflegung 1716 fl. bares Geld für die bayrische Garnison aufgebracht werden. Dabei war sie den Überlinger Bauern gar kein Schutz: ungehindert und ungestraft plünderte Wiederhold ihre Dörfer und erpreßte Kontributionen von ihnen. Nur während der wenigen Monate (von Mai bis August 1644), in welchen General von Mercy das Raubnest belagerte, hatten die Bauern vor den Hohentwielern Ruhe. Im September 1645 konnte Wiederhold es sogar wagen, in einem Schreiben den Überlinger Magistrat aufzufordern, wegen der bevorstehenden Weinlese mit ihm zu akkordieren, „widrigenfalls man gewärtigen solle, daß er die leute infestieren vnd die torkel im feld abbrennen lassen werde“. Er vertrat seine Forderungen mit um so mehr Nachdruck, je näher seine Bundesgenossen, die Schweden, rückten. Ihr oberster Befehlshaber, Feldmarschall Wrangel, eroberte am 25. 12. 1646 Bregenz und blockierte Lindau und Konstanz, und im Januar des folgenden Jahres war Überlingen vom Feind ganz umzingelt. Der französische Marschall Turenne, der sich mit Wrangel verbündet hatte, gedachte Überlingen in einem Handstreich zu gewinnen; aber der Überfall mißlang, da die Stadt durch einen Überläufer gewarnt worden war.

Um diese Zeit führte der bayrische Kurfürst, der sein Land vor einer weiteren Zerstörung bewahren wollte, bereits Verhandlungen mit den Schweden. In Ulm kam es dann am 14. 3. 1647 zum Abschluß eines Waffenstillstandsvertrages, in welchem sich Maximilian verpflichtete, „biß zue außtrag vnd schluß des langerwarteten früdenß“ die Stadt Heilbronn den Franzosen, Memmingen und Überlingen aber den Schweden zu überlassen.

Die Überlinger waren empört über den Abfall Maximilians vom Kaiser und nicht weniger darüber, daß er ihnen zumutete, eine lutherische Besatzung aufzunehmen. Sie waren nicht gewillt, der Anordnung des Kurfürsten Folge zu leisten, zumal auch der Kaiser sie aufforderte, den Waffenstillstandsvertrag nicht anzuerkennen. Jedoch angesichts der Übermacht der anrückenden Schweden mußten sie ihre Tore öffnen. 2000 Mann mit 600 Pferden „vnd vilem gesindel“ besetzten am 3. 4. 1647 die Stadt. Ihr Kommandant, Obrist Volkmar, ein gerecht denkender, einsichtiger und zuvorkommender Mann, ließ den Überlingern volle Freiheit in der Ausübung ihrer Religion, wie auch die Stadt nach seinem Willen wie bisher mit „allem Recht und Gerechtigkeiten“ dem Römischen Reiche verbleiben sollte.

Als dann die Friedensverhandlungen begannen, wurde auch Überlingen aufgefordert, einen Bevollmächtigten nach Münster zu entsenden. Aber es fehlte an Mitteln, eine Gesandtschaft auszurüsten, und so mußte man die Stadt Augsburg und deren Abgeordnete bitten, auf dem Kongreß die Interessen Überlingens zu vertreten.

Endlich, im Oktober 1648 kam der Friede zustande, doch selbst er brachte keinerlei Erleichterung, sondern mit der schwedischen Satisfaktionsforderung neue, noch schwerere finanzielle Belastungen. Unter großen Opfern kam die erste Rate — 24 000 fl. — zusammen, die es ermöglichte, sich von den Schweden „loszukaufen“. Endlich, am 30. September 1649 verließen sie die Stadt. Die Last einer kostspieligen Besatzung war man somit zwar los, aber nun kamen die Gläubiger und drängten auf Bezahlung der während des Krieges angewachsenen Schulden und Zinsen, und mit nicht minder starkem Nachdruck forderten die Schweden die restlichen Satisfaktionsgelder. Die Stadt sah sich erneut zu Geldaufnahmen gezwungen, schließlich mußten die Vogtei Ittendorf und andere Güter der Stadt und des Spitals verkauft werden. Es hat also, wie Medardus Reutlinger in seiner Chronik schreibt „Gott seinen gerechten Zorn . . . erstlich ain wenig, hernach schärpffer vnd letstlich auff das allerschärpffste sehen, spühren vnd vns dem verschulden nach straffen lassen, daß wir nicht auff einmahl . . . sondern gradatim mit größerem schaden vnd schmerzen verderbt vnd geplagt worden“.

I. Die Auswirkungen des Krieges für die Landwirtschaft und Landbevölkerung

Die Landschaft Überlingen bestand in der Hauptsache aus den Vogteien Ramsberg, Hohenbodman und Ittendorf und aus dem Landbesitz des Überlinger Spitals. Im Jahre 1615 umfaßten die drei städtischen Vogteien neun Dörfer, fünf Weiler und zweiundzwanzig Höfe mit insgesamt 578 steuerpflichtigen Einwohnern und einer Gesamtgemarkung von etwa einer Quadratmeile.

Ittendorf, bei Meersburg gelegen, war die wertvollste der Vogteien. Ihre Ländereien hatten fast den Umfang der beiden anderen Vogteien zusammen. Sie umschloß fünf Dörfer und zehn Weiler und Höfe mit 378 steuerpflichtigen Einwohnern. Im Gebiet der beiden anderen Vogteien lagen vier Dörfer und siebzehn Weiler und Höfe mit 200 Steuerzahlern.

Auch das Überlinger *Spital* „zum Hl. Geist“, das nach dem Biberacher Spital als das reichste weit und breit galt, hatte einen ausgedehnten Landbesitz. Siebzehn Dörfer und zweiundzwanzig Höfe mit 426 steuerpflichtigen Personen waren sein Eigentum.

Die Landbewohner waren zum größten Teil leibeigen. Sie mußten also ihre Arbeitskraft, ihren Besitz und Erwerb in den Dienst der Stadt Über-

lingen stellen. Ihre Abgaben hatten sie teils in Naturalien, teils in Geld zu entrichten. Welche Mengen diese insgesamt ergaben, geht aus den Jahresabrechnungen der Vögte (hier seien die der Vögte von Ramsporg und Hohenbodman herangezogen) hervor.

Was nun die Kriegsfolgen anbetrifft, so zeigen uns beide Rechenschaftsberichte das gleiche Bild: Der Krieg blieb ohne Einwirkung auf die Landwirtschaft bis die Schweden in das Bodenseegebiet vorstießen, die Felder verwüsteten, die Gehöfte plünderten und schließlich die Landbewohner vertrieben. Schlagartig gingen da die Einnahmen des Vogtes zurück, nicht einmal soviel wurde abgeliefert, wie ihm als Besoldung zustand. Doch kaum war der Kriegslärm verebbt, die Bebauung der Felder wieder möglich geworden, da stiegen die Einnahmen von Jahr zu Jahr wieder an. Ein Jahrzehnt nach dem Kriege erreichten sie fast wieder den Vorkriegsstand, ein Zeichen, daß die Schaffenskraft der Bauern nicht gebrochen war!

Auch die Güter des Spitals erlitten während des Krieges schwere Schäden. Von den 1794 Juchart Acker, die in Friedenszeiten bebaut worden waren, lagen im Jahre 1646 über zwei Drittel brach. Nur 554 Juchart Acker konnten die in ihren Dörfern verbliebenen Bauern unter den Pflug nehmen, wie aus dem „Anlagebuch des Hl. Geist Spitals Untertanen“ hervorgeht.

1629 hatten die spitälischen Bauern 2059 Malter Getreide geerntet, zehn Jahre später konnten sie nur noch 507 Malter einbringen. Dieser Rückgang ist keineswegs verwunderlich, wenn man sich bewußt wird, welchen Gewalttätigkeiten und Bedrückungen die Landbewohner in diesen Jahren ausgesetzt waren. Den Aufzeichnungen der Spitalverwaltung zufolge haben die Untertanen des Spitals in den Jahren 1634—1638 durch „raub und brandt . . . so wol von freündt, als feundt“ einen Schaden von insgesamt 103 830 Gulden erlitten! Allein während der Belagerung war dem Spital ein Schaden von 31 400 Gulden entstanden. Der in den Rebgärten angerichtete Schaden wurde auf 26 000 Gulden geschätzt. In der Tat ist der größte Teil der spitälischen Reben dem Kriege zum Opfer gefallen. Ein Verzeichnis aus dem Jahre 1653 gibt an, daß zu diesem Zeitpunkt von 224 $\frac{1}{2}$ Hofstatt Reben, die vor dem Krieg bebaut waren, nur noch 83 „in esse“ seien, während 141 $\frac{1}{2}$ Hofstatt „wiest ligen“. Es ist dann auch in der Überlinger Landschaft nach dem Kriege nie wieder in dem Ausmaß der Vorkriegsjahre Wein angebaut worden. Hier konnte die Erholung nicht so verhältnismäßig rasch eintreten wie beim Ackerbau.

Das Leben und die Arbeit der Landbewohner wurde schon in den ersten Jahren des Krieges von durchziehenden Soldaten gestört, zu einem Zeitpunkt, da die Bürger in der Stadt, durch ihre Mauern geschützt, kaum etwas vom Kriege verspürten.

Gleich zu Beginn des Krieges, als niederländische Truppen durch Überlinger Gebiet nach Böhmen marschierten, bekamen die Bauern die Unbill des Krieges zu spüren. Sie wurden von ihrer Arbeit aufgeschreckt, mußten den plündernden Soldaten ausweichen und ihr Hab und Gut in entlegene, sichere Verstecke bringen. Persönlich gering geachtet, wurden sie nur zu oft zu einem Spielball der Willkür der Soldateska. Die Offiziere hätten wohl die Ausschreitungen ihrer Soldaten verhindern können, aber sie beteiligten sich ja zum großen Teil selbst an den Beutezügen.

Leider muß gesagt werden, daß der Überlinger Rat zu einem Teil Schuld daran trug, daß die kaiserlichen Truppen in den Dörfern so übel hausten. Durch seine beharrliche Weigerung, Einquartierung in der Stadt aufzunehmen, zog er sich den Zorn der Generalität zu — büßen mußten es jedoch die Landbewohner! Als sich die Altheimer einmal deswegen beschwerten, beschloß der Rat, diese „auffwiegler“ so zu bestrafen, „das andere sollen daran ein beyspihl nemmen“.

Nach überstandener Belagerung im Jahre 1634 hielt es der Überlinger Pfarrer für notwendig, von der Kanzel herab den Rat zu ermahnen, er möge den Landmann in seiner jetzigen Not unterstützen. Er habe ja auch dessen Vieh und Korn während der Belagerung „gewalttätig, quasi in necessitate publica“ weggenommen, während viele vermögliche Bürger „nitt vmb eines kreuzers werth an ihrem ansehnlichen vorrath fruchten vnd wein angegriffen“ worden seien.

Die Neigung, den Bürger zu schonen und dem Bauern alle Last aufzubürden, bestand — zumal zu Beginn des Krieges — zweifelsohne beim Überlinger Rat. Das zeigte sich auch bei der Verteilung der notwendigen Schanzarbeiten, der Wacht- und Frondienste. Immer waren es die Bauern, die als erste zur Arbeit herangezogen wurden.

Welchen materiellen Schaden die Landbevölkerung im Laufe des Krieges erlitten hat, läßt sich nicht genau feststellen. Wir besitzen zwar eine ganze Reihe von Verzeichnissen, die die Schädigungen im einzelnen auführen, aber da diese Schadensverzeichnisse nicht vollständig sind und im übrigen die Angaben wohl nicht immer der vollen Wahrheit entsprechen, lassen sie sich nicht als statistische Unterlagen verwerten. Ebenso läßt sich der Schaden, den die Hohentwielersoldaten in den Überlinger Dörfern angerichtet haben, nur schätzungsweise angeben. Ihr Kommandant, Konrad Widerhold, verstand es ja meisterhaft, unvermutet gerade dort zu erscheinen, wo die Ernte eingebracht oder Vieh geweidet wurde. So fielen ihm meist beträchtliche Werte in die Hände. Nur mit einer Salvaguardia, einer Abfindungssumme, konnte man sich vor weiteren Gewaltmaßnahmen schützen. Im Sommer 1641 verlangte er beispielsweise den Zehnten der Ernte, und um ganz sicher zu gehen, daß ihm dieser auch in voller Höhe abgeliefert werde, forderte er ein Verzeichnis „was ieder orten an winter- vnd sommerfrichten angebliemt“ worden. Die Furcht vor einer Bestrafung durch Widerhold ließ die Bauern diese

Verzeichnisse der Wahrheit entsprechend anfertigen. Man hatte ja erlebt, wie bei einem einzigen Überfall der Hohentwieler ein Schaden von 10 890 fl. entstand, und es wäre in Sernatingen, wo dieser Überfall am 11. Juni 1641 geschah, sicherlich noch eine größere Verwüstung angerichtet worden, hätten sich die Bewohner nicht doch schnell entschlossen, mit dem Hohentwieler zu akkordieren.

Indessen, die Hohentwieler waren nicht die einzigen, die dem Landmann eine Abfindungssumme abpreßten; oft galt es, zu gleicher Zeit sich nach mehreren Seiten zu versichern! „Allhie haben mier wol vff die seckßerlay salvaguardien mießen gebrauchen“, klagte Bürster im Dezember 1638. Da konnte es geschehen, daß der Bauer zwischen zwei Stühlen zu sitzen kam, denn zahlte er dem Hohentwieler, so drohten die Kaiserlichen mit Plünderung — und umgekehrt. Am besten wäre es, gar keine Kontribution zu geben, meinte der Chronist Bürster, „dan so mier ainer partei geben, wer gleich die andere auch kommen vnd auch wollen haben“.

Über diesen Zahlungen, die seine Habe vor dem Zugriff der Soldaten schützen sollten, durfte der Bauer nicht vergessen, seinen Verpflichtungen gegenüber dem Kaiser und der Stadt Überlingen nachzukommen. Hatten die Landbewohner in Friedenszeiten oft jahrelang keine Steuern entrichten müssen, so trieb der Rat nun mit äußerster Strenge das Geld ein. „... die vnderthanen mögen erlernen“, heißt es in einem Schreiben des Magistrats, „daß ein vnderthan seiner herrschaft die onera imperij mit tragen helfen solle. Jetzt gedenken wir dieselben um die gebührende schadloßhaltung gegen vnser creditorn wie vmb den ... wegen jhrer saumsahl erlittinen verluste so viler gütter ... anzulangen“.

Aber die Bauern waren selbst mehr oder weniger verschuldet. Da sie manches Jahr überhaupt keine Ernte eingebracht hatten, waren sie gezwungen, Geld aufzunehmen, wenn sie ihren Hof wieder aufbauen, Vieh und Saatgut beschaffen wollten. Doch Bargeld war knapp und nicht jeder bekam ohne weiteres Kredit. Dann mußte man eben einige Äcker, Wiesen oder einen Teil des Hofes veräußern. Doch meistens stellten sich keine Käufer ein, denn wer wollte schon Grundstücke erwerben, die doch zu meist mit Hypothekenschulden überladen waren? Fand sich schließlich ein Käufer, dann mußte man sich damit zufriedenen geben, nur einen Bruchteil des wirklichen Wertes zu erhalten. Ein Juchart Wald z. B. kostete in den Jahren 1625 und 1626 noch $62\frac{1}{2}$ fl. Im Jahre 1638 konnte man 6 Juchart Wald für 25 fl. haben! Der Preis für 1 Hofstatt Reben lag im Jahre 1625 bei durchschnittlich 172 fl., 1630 kostete 1 Hofstatt Reben durchschnittlich 92 fl., 1631 86 fl. und 1636 noch 53 fl. Im Jahre 1640 hatte 1 Hofstatt Reben einen Durchschnittswert von nur 37 fl., was einen Preisrückgang von 78% bedeutet!

Wie sehr auch der Landmann im Kriege zu leiden hatte — es gab doch hin und wieder *Monate der Ruhe*, in denen man pflügen, säen und ernten konnte.

Die Jahre 1634, 1635 und 1636 waren die leidvollste Zeit für die Landbevölkerung. Doch schon in den folgenden Jahren konnte ein großer Teil der Bauern reiche Ernten einbringen. 1638 schrieb Sebastian Bürster in sein Tagebuch: „Weiß haben sie diser orten allenthalben, äpfel vnd büeren, schniz vnd rüben gnuog . . . ist auch diß jahr alles wol gerathen in feld, garten vnd wälder.“

Auch nach Abzug der Franzosen aus Überlingen im Jahre 1644 hatten die Landbewohner „ain zeit lang guote ruoh . . . , laßet vns der Hohentwieler, weilen wir in accordo, pawen vnd schaffen vnd machen nach vnserem gefallen, ohne alle verhindernuß“, konnte Bürster im Jahre 1646 berichten. Und schon wenige Monate später heißt es: „Wie wohl haben wir vnß schon wieder eingenist vnd wider anfangen zue haußen . . . was für schöne hab: vich, oxen, küen, stier, roß vnd pferd, wein vnd traid vff den kästen vnd kellern . . . also daß wir schon fein widerumb hetten fortkommen kenden.“

Noch war der Krieg nicht zu Ende, noch mußten Kontributionen, Satisfaktionen und Abfindungssummen gezahlt werden. Aber wie wenig wog dies doch gegenüber der Gewißheit, wieder in Ruhe und Sicherheit die Felder bebauen und auch die Ernten einbringen und nutzen zu können! Alle Angst, Pein und Not schien endlich überwunden zu sein, nun mußte (davon waren die Überlinger fest überzeugt) „die zeit der gnaden“ anbrechen, „in der wir nach so harten anstößen vnd beängstigungen respirieren, vns wider erholen vnd hausen können“. Tatkräftig gingen sie an den Wiederaufbau der zerstörten Dörfer, und ihre Felder wollten sie — obwohl bei Kriegsende mehr als die Hälfte brach lag — in wenigen Jahren wieder angebaut haben. Der Ackerbau erholte sich also verhältnismäßig rasch von den Folgen des Krieges, rascher als der Weinbau, der für die Überlinger B ü r g e r die Existenzgrundlage bildete. Ackerbau warf auch schneller und leichter Erträge ab als der Weinbau, der mit großen Kosten und vieler Mühe verbunden war.

Welche Sorgfalt die Überlinger auf ihren Rebbau verwandten, wie und wo sie den Wein absetzten und welche Schädigungen der Weinbau durch den Krieg erfuhr, geht aus dem folgenden Kapitel hervor.

II. Die Auswirkungen des Krieges für Weinbau, Gewerbe und Handel

Die bedeutendste Erwerbsquelle der Überlinger Bürgerschaft war der Weinbau. Die gesamte Überlinger Stadtmark, mit Ausnahme einiger Obstgärten, setzte sich aus Rebland zusammen. Die Bedeutung, die dem Weinbau im Überlinger Wirtschaftsleben zukam, geht aus den zahlreichen Ratsdekreten über Anbau und Pflege des Weines hervor. Auch die Ratsprotokolle spiegeln die Sorge des Magistrats für den Rebbau wider. In jedem Frühjahr bestimmte der Rat, wann die Bürger mit den Arbeiten im Rebgarten beginnen durften; gleichzeitig wurden die Arbeitslöhne für

Umgraben, Pfählen, Schneiden und Heften der Reben im Frühjahr, für Jäten, Rebenspitzen und -brechen im Sommer und für Rebenlösen, -graben und -einlegen und für die Weinlese im Herbst festgelegt. Strengstens achtete der Rat darauf, daß diese Löhne eingehalten wurden. Jeder Verstoß hiergegen wurde — ohne Ansehung der Person — mit hohen Strafen belegt.

Etwa die Hälfte des jährlichen Weinertrages wurde auf dem Überlinger Markt an die Weinhändler aus Oberschwaben und dem Allgäu verkauft bzw. gegen Getreide eingetauscht. Was hier nicht abgesetzt werden konnte, wurde in Stadt und Landschaft Überlingen verbraucht. Wein war in der damaligen Zeit ein Haustrunk wie heutzutage etwa Most, sogar die Leute im Spital bekamen täglich ein bis eineinhalb Maß Wein gereicht. Wieviel Wein insgesamt als Haustrunk verbraucht wurde, läßt sich nicht mehr nachprüfen. Was aber in den Gastwirtschaften, Zunfthäusern und sonstigen Trinkstuben ausgeschenkt wurde, kann man anhand der Umgeldeinnahmen errechnen. Abgesehen von dem Haustrunk war nämlich jedes Maß Wein, das ausgeschenkt wurde, mit einer Verbrauchssteuer belegt. Auf dem Land trieb der Vogt dieses Umgeld — den 8. Pfennig vom Maß — ein, in der Stadt oblag solches Geschäft dem Umgelter.

Aus diesen Umgeldeinnahmen können wir ersehen, daß der Weinverbrauch während des Krieges erheblich nachgelassen hat. Vor allem war es hier die Landbevölkerung, die sich den Weintrank (auch nach dem Kriege noch) nicht mehr leisten konnte.

Wir suchen nun die Frage zu beantworten, welche Schädigungen der Überlinger Rebbau durch den Krieg erlitten hat, insonderheit wie viele Rebgärten durch den Krieg verwüstet wurden und in welchem Maße der Weinertrag zurückging.

Vor dem Kriege waren in Überlingen 1200 Juchart mit Reben bepflanzt³⁾. Die ersten Klagen über eine Beschädigung der Rebgärten wurde laut, als die Schweden 1634 Überlingen belagerten und vor der Stadt Schanzen aufwarfen, Laufgräben zogen und die Reben an mehreren Stellen aushieben und sogar die Reb- und Zaunstecken verbrannten. In dieser Zeit sind, einem Bericht aus dem Jahre 1663 zufolge, 259 Juchart Reben ausgehauen worden. Doch nicht nur der Feind hatte die Reben verwüstet, von den Überlingern selbst wurden die „der statt nahendt gelegne . . . rebgärten vmb versicherung der statt willen außgehawen“⁴⁾.

Die zweite große Verwüstung der Rebgärten erfolgte im Jahre 1644, als die Bayern Überlingen belagerten. Wo sie ihre Geschütze aufstellten,

3) Vgl. Friedrich Schäfer, Wirtschafts- und Finanzgeschichte der Reichsstadt Überlingen a. B. in den Jahren 1550—1628. (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, hrsg. von Gierke. Heft 44, Breslau 1893.)

4) Stadtarchiv I, 75, 741: „Kurtzer entwurff der statt Vberlingen vbelstands“ 1653.

Laufgräben zogen und Schanzen aufwarfen, wuchs so schnell kein Wein mehr.

Eine Wiederanpflanzung aber war mit hohen Kosten verbunden, und kaum einer der Rebleute besaß noch die erforderlichen Mittel dazu. Manche nahmen in der Schweiz Geld auf, mußten aber Haus und Hof zum Pfand geben und Zinsen entrichten, „an welchen sie noch zur stund vnd vill jahr hinauß zue zahlen haben“, wie ein Eintrag in der Chronik Reutlingers aus dem Jahre 1662 lautet. Andere pflügten ihr Rebland um und pflanzten Getreide an, „so aber ein geringes vnd keinem zue seinem aigen haußbrauch erkleckhen mag“, klagte der Magistrat in einem Schreiben an den Kaiser. Bei solch geringer Ausdehnungsmöglichkeit war der Ackerbau innerhalb des Etters nicht rentabel. Deshalb war es auch in früheren Jahren gänzlich verboten gewesen, Rebland zu Ackerland umzupflügen. Wer seinen Weinberg nicht bebauen konnte, mußte ihn verkaufen. Jetzt aber, bei der großen Armut der Bürger, sah sich der Rat gezwungen, das Verbot darauf zu beschränken, daß keine Obstbäume auf ehemaligem Rebland gepflanzt werden durften. Die Befürchtung, der Apfelmost könnte den Wein verdrängen, war nur zu berechtigt. Ängstlich wachte der Rat auch darüber, daß sich kein Bierbrauer in der Stadt niederließ; diesem Getränk wollte man erst gar nicht Eingang verschaffen.

Bei Kriegsende besaß das Überlinger Rebland weniger als die Hälfte seines vorigen Umfanges, wie aus einem im Stadtarchiv verwahrten Aktenstück „Vergleich der Einkünfte“ hervorgeht. Auch in der Folgezeit konnten nicht alle Bürger ihre verwüsteten Rebgärten wieder anpflanzen, da es an den notwendigen Geldmitteln fehlte. Im Jahre 1660 bestand das ganze Überlinger Rebland aus 462 Juchart und 1661 aus 518 Juchart.

Nur wenig vergrößerte sich die angebaute Fläche im nächsten Jahrhundert, 1802 umfaßte das Überlinger Rebland 617 Juchart.

Es hatte also nur etwa die Hälfte seines vorigen Umfanges wieder erreicht, obwohl der Magistrat jede Neuanpflanzung von Reben begünstigte, indem er sie niedrig besteuerte.

Der *Weinertrag* verringerte sich zur gleichen Zeit in etwas geringerem Maße; vor dem Kriege lag der Durchschnitt des jährlichen Weinertrages bei 2200 Fuder, während des Krieges ging er zurück auf 1000 Fuder, um in den ersten 20 Jahren nach Beendigung des Krieges langsam auf 1330 Fuder anzusteigen. Der Rückgang betrug also, 10 Jahre nach Kriegsende, 40%.

Berücksichtigt man, daß in der gleichen Zeit das Rebland 57% seines früheren Umfanges eingebüßt hat, so wird festzustellen sein, daß der Ertrag pro Juchart sogar gesteigert werden konnte. Allerdings war dies ein zweifelhafter Erfolg: Die Rebsorten, die man neu anpflanzte, waren wohl ergiebiger, aber von geringerer Qualität⁵⁾.

5) Vgl. Alfons Semler, Überlingen. Bilder aus der Geschichte einer kleinen Reichsstadt. S. 58.

Der Weinpreis sank dann auch — verglichen mit der Vorkriegszeit — etwa um 15%. Die Anzahl der zum Pressen der Trauben vorhandenen Torkel hat sich von 110 im Jahre 1597 auf 48 im Jahre 1680 verringert⁶⁾.

Im ganzen ist also an einer schweren Schädigung nicht zu zweifeln. „Die Schäden während der zwei großen Belagerungen durch die Schweden 1634 und die Bayern 1644, die entsetzliche Verarmung und Verschuldung von Stadt und Bürgerschaft im Dreißigjährigen Krieg, der Mangel an Betriebskapital, die fehlende Kaufkraft der bisherigen auswärtigen Käufer und die Konkurrenz glücklicherer Nachbarn . . . haben“, so führt Ernst Weckerle in seinem Aufsatz über die Weinchronik von Überlingen aus⁷⁾, „den Wiederanstieg zur einstigen Höhe nicht mehr ermöglicht“. Eine nicht geringe Rolle spielte ferner die Tatsache, daß der Wein als Hausgetränk weitgehend durch den Obstmost verdrängt wurde.

Wie steht es nun mit den *anderen Erwerbszweigen*, haben auch sie dauernde Schädigungen davongetragen?

Auf diese Frage läßt sich keine erschöpfende Antwort geben, da die Quellen zu spärlich fließen. Die Steuerbücher, die am ehesten das Material für eine historisch-statistische Untersuchung liefern könnten, führen die steuerpflichtigen Personen zumeist ohne Berufsangabe an, so daß sich also kein Bild von der Vermögenslage der Handwerker und somit von der Ertragsfähigkeit der einzelnen Gewerbe gewinnen läßt. Unsere Untersuchung kann sich nur auf Ratsprotokolle und verstreute Notizen, vereinzelt auch auf Eintragungen in Tagebüchern stützen.

Aus dem vorhandenen Quellenmaterial geht jedoch eindeutig hervor, daß das Handwerk in Überlingen nur eine unbedeutende Rolle spielte. Den meisten Gewerbetreibenden war „ihre handtierung“ nur eine zusätzliche Einnahmequelle neben dem Rebbau, sie gewann indessen erhöhte Bedeutung, als der Weinbau infolge des Krieges zurückging. Was den Umfang ihrer Produktion betrifft, so richtete sich dieser nach dem Bedarf der Städter und der Leute vom Land. Noch hatte ja das Handwerk seinen Sitz hauptsächlich in der Stadt, doch hier und da gab es auch schon auf den Dörfern Leute, die ein Gewerbe betrieben. Die Konkurrenz, die den Bürgern hieraus erwuchs, drohte die Absatzmöglichkeiten für ihre Waren ganz erheblich zu verringern, denn der Export — wenn man den Verkauf auf den Märkten der umliegenden Städte so nennen will — war äußerst gering.

Um die Zahl der Gewerbetreibenden nicht noch zu vergrößern, wurden die Gesuche fremder Handwerker um Aufnahme ins Bürgerrecht fast ausnahmslos abgelehnt, und zwar mit der Begründung „weilen das handtwerckh ohnedies vbersetzt“. Mancher, der sein Auskommen in Überlingen

6) Stadtarchiv II, 19, 1010, Weinbau in Überlingen.

7) Alemannisches Volk, Beil. d. Bodenseerundschau 1934, 2. Jahrg., S. 35.

nicht fand, ließ sich für einige Jahre das Bürgerrecht in Überlingen „aufhalten“ und versuchte in der Fremde sein Glück. Andere wieder übernahmen Botendienste oder versahen den Torhüterdienst. Wenn es nicht vom Magistrat ausdrücklich verboten gewesen wäre, hätte jeder gerne neben seinem Handwerk noch Handel getrieben. Einem Krämer, der sich auf sein Geschäft verstand, boten sich schon bessere Verdienstmöglichkeiten als einem Handwerker, vornehmlich wenn er mit möglichst vielen Artikeln handelte.

Der Magistrat sah sich nach dem Kriege vor die Frage gestellt, ob er die Gewerbefreiheit einführen oder zu der Zunftordnung zurückkehren sollte. Weil es aber in seiner Absicht lag, die während des Krieges eingerissene Unordnung zu beseitigen, konnte er sich nicht für ersteren Weg entscheiden. Ihm erschien es als das beste, wenn jeder nur „dasjenig arbeitsen, treiben vnd werben solle vnd möge, so was er erlöhrnet“.

Der Hausierhandel wurde also gänzlich abgeschafft, der Krämer durfte kein Handwerk ausüben und der Handwerker keinen Handel treiben. Damit auch unter den Krämern forthin eine vorbildliche Ordnung herrsche, „vnd also zwar damit eine bessere pollicey eingeführt vnd ein jedes neben dem andern etwann auch desto ehender hinkommen möge“, wie es in der neuen Ordnung lautet, wurden die Krämerwaren in drei Teile abgeteilt, nämlich in Tuche, Spezerei- und Eisenwaren. Jeder Krämer durfte nur mit einem dieser drei Warenarten Handel treiben, außer er gehörte zu „denen handelsverständigen, welche nemlich in schreibstuben vnd bey handelsleuthen ihre lehr- vnd disciplinjahr erstreckht, die handlungen erlehrt, erfahren vnd darüber ordenliche abschaidt erlangt“ hatten. Einen Lehrling oder Gesellen zu halten, war jedoch weder ihnen noch den anderen Krämern erlaubt. Dieses Recht blieb allein den Handwerkern vorbehalten.

Letzten Endes zielten alle genannten Maßnahmen darauf hin, und dies waren die Richtlinien, die schon im Mittelalter von den Zünften aufgestellt worden waren und noch allgemein in den Städten Geltung besaßen, daß kein Handwerker und kein Krämer sich auf Kosten des anderen bereichere, sondern — wie sie es ausdrückten — „ein jeder neben dem andern zugleich sein auskommen finde“.

Die Drosselung des freien Unternehmerwillens ermöglichte und begünstigte die Entwicklung der späteren Jahre, daß nämlich in den Landstädten mit Unterstützung der Landesherrn sich größere Gewerbebetriebe bilden und entfalten konnten, während in den alten Städten, wo die Zunftregeln noch Geltung besaßen, das Handwerk mehr und mehr verkümmerte und schließlich der leistungsfähigeren Konkurrenz nicht mehr gewachsen war.

Das eben Gesagte gilt vor allem für die Schmiede, Schneider, Schuster, Leineweber, Hutmacher, Seckler und Gerber. Anders lagen die Verhältnisse bei den *Bäckern und Metzgern*. Sie hatten es der Tatsache, daß die

Überlinger selbst weder Getreide anbauten noch Vieh in nennenswertem Maße hielten, somit also auf die Lieferungen der Kaufleute angewiesen waren, zu verdanken, daß sie keine Absatzschwierigkeiten kannten. Man wird auch annehmen dürfen, daß ihr Umsatz während des Krieges stieg, denn die Truppen, die zeitweilig recht zahlreich in Überlingen stationiert waren, mußten doch alle von der Bürgerschaft gepflegt werden. So darf man wohl annehmen, daß Bäcker und Metzger durch den Krieg keine nennenswerten Einbußen erlitten haben. Der Verdienst wird höchstens dann gering gewesen sein, wenn beispielsweise bei Belagerungen die Beschaffung von Vieh und Getreide gänzlich unmöglich war.

Anders erging es den *Fischern* und *Schiffern*. Sie wurden durch das Kriegsgeschehen erheblich in ihrem Beruf geschädigt, wie aus dem vor-handenen Quellenmaterial eindeutig hervorgeht. In Friedenszeiten waren für die Fischer die Verhältnisse recht günstig gewesen. Ihnen spendete der Bodensee jahrein, jahraus reichlich Fische, für die in Überlingen gute Absatzmöglichkeiten bestanden. Was das Verhältnis zur Obrigkeit anbelangt, gilt auch hier, was schon bei den anderen Gewerbetreibenden gesagt wurde: Der Rat bestimmte all ihr Tun und Handeln, er setzte den Zeitpunkt des Fischfanges fest, er ordnete an, wann und wo der Verkauf stattfinden sollte und zu welchem Preis die Fische abgesetzt werden durften.

Die Unsicherheit auf dem See während des Krieges erschwerte den Fischfang ganz erheblich, wenn er ihn nicht sogar zeitweilig gänzlich unterbrach. Doch noch mehr Schaden geschah den Fischern dadurch, daß die Soldaten ihre Fischerkähne und Netze mutwillig zerstörten oder verbrannten. So kam mancher Fischer um seine ganze Ausrüstung, und um sie wieder zu beschaffen, fehlten die Geldmittel. Wie verarmt die Fischer waren, zeigte sich, als sie im Jahre 1648 um einen Steuernachlaß baten und der Magistrat, der ähnliche Bittsteller sonst immer abwies, weil er jeden Pfennig bitter benötigte, ihrem Gesuch stattgab. Demnach muß ihre Notlage wirklich groß gewesen sein.

Fast noch schwerer geschädigt gingen die *Schiffleute* aus dem Kriege hervor. Sie, die in normalen Zeiten glänzend verdienten, weil nach einer Verfügung des Rates allein in ihren Schiffen Getreide vom Überlinger Markt nach der Schweiz transportiert werden durfte, zeigten sich nach dem Kriege nicht mehr imstande, den Transport weiterhin zu übernehmen. Lange Jahre hindurch hatten sie kaum das Notwendigste zum Leben gewinnen können, denn mit dem Nachlassen des Marktgeschäftes waren auch ihre Einnahmen gesunken und andere Verdienstmöglichkeiten boten sich ihnen nicht. Zwar mußten sie des öfteren Truppentransporte übernehmen, bekamen jedoch zumeist kein Entgelt dafür, weil ihnen diese Arbeit als Frondienst angerechnet wurde. Hierbei trug manches Schiff, wenn es beschossen wurde, schwere Beschädigungen davon, doch keiner der Schiffleute besaß die notwendigen Geldmittel, sein Fahrzeug wieder

instandzusetzen oder gar ein neues Schiff auszurüsten — und so kam es, daß sie nach Beendigung des Krieges, als der Markt wieder aufblühte, nicht imstande waren, die Getreidetransporte zu übernehmen. Sie sahen sich gezwungen, die Getreidefuhr an die St. Galler Schifflente abzutreten, d. h. gegen eine Zahlung von 600 fl. auf 10 Jahre zu verpachten⁸⁾.

Nach Ablauf dieser Frist, „als die Vberlingische burger sich inmittelst etwas erholt“, gedachten die Überlinger Schifflente, die Getreidefuhr wieder zu übernehmen; zumindest sollten die St. Galler alljährlich um die Belehnung anhalten und dabei 24 Lehenschilling abrichten. Weit davon entfernt, solche Zahlung leisten zu wollen, forderte St. Gallen, daß der Transport von Getreide, Wein und anderen Handelswaren „ab deß reichsboden in Schweiz“ allein den St. Galler Schifflenten überlassen werden solle, „andere aber desselben sich enthalten sollen“.

Als St. Gallen dies nicht erzwingen konnte, erhöhte es den Zoll für alle Waren, die von Überlingen kamen um das Doppelte, so daß St. Galler Kaufleute, die bis dahin den Überlinger Markt besucht hatten, sich anderen Marktstädten zuwandten.

Um vollends die alte Rivalin niederzuzwingen und von der Bodenseeschifffahrt auszuschließen, verweigerten sie den Überlingern das Anlanden in ihrem Gebiet und verwehrten ihnen den Paß für ihre Landstraßen.

Es gelang ihnen zwar nicht, die Überlinger gänzlich vom Bodensee zu vertreiben, aber die Schifffahrt von Überlingen nach St. Gallen und Rorschach blieb nun doch bei ihnen. Der Überlinger Rat war nicht in der Lage, dem Machtverlangen St. Gallens wirksam entgegenzutreten. Hier zeigte sich deutlich, wie sehr das wirtschaftlich geschwächte Überlingen auch an politischer Macht Einbuße erlitten hatte.

Neben dem Weinbau nahm der *Markt* die wichtigste Stelle im Überlinger Wirtschaftsleben ein. Er fand allwöchentlich statt und diente hauptsächlich dem Austausch von Getreide und Wein. Die Bauern brachten ihr Getreide in die Stadt und verkauften oder handelten es dort gegen Wein ein.

Doch nicht nur die Bauern der umliegenden Dörfer besuchten den Überlinger Markt, sondern von weither, aus ganz Oberschwaben kamen die Leute und brachten Getreide hierher, und die Kornhändler aus der Schweiz kauften es ihnen ab. Überlingen hatte sich nämlich im Laufe des 15. Jahrhunderts zu einem bedeutenden Getreideumschlagplatz entwickelt und die Vermittlerrolle zwischen den Altbauern und den Schweizer Kornhändlern übernommen. Den Handel selbst überließen die Überlinger Bürger klugerweise den Fremden; denn hätten sie selbst mit Getreide gehandelt, wären die fremden Händler — abgeschreckt durch die Konkurrenz der Überlinger — bald dem Markt ferngeblieben.

8) Vgl. Stadtarchiv II, 11, 957.

Dem Glücksumstand, ein getreideexportierendes Hinterland zu besitzen und mit der getreidearmen Schweiz durch den Bodensee verbunden zu sein, war es zu verdanken, daß Überlingen zur größten Kornschranne „am ganzen Podensee, ja in Oberteutschland“ wurde.

Die Strecke Überlingen—Klausenhorn war zweifelsohne der kürzeste Weg, auf dem man Waren von der schwäbischen Seite des Sees in die Schweiz befördern konnte — zumal Meersburg, das entfernungsmaßig noch günstiger liegt, nicht das Recht besaß, einen Markt abzuhalten.

Welchen *Gewinn* zogen nun die Überlinger aus dem Getreidemarkt? Die Stadtverwaltung vereinnahmte die verschiedenen Zölle und Benutzungsgebühren, den Überlinger Bürgern aber brachte der rege Marktverkehr gutzahlende Kunden. Vornehmlich die Gastwirte konnten an Markttagen bedeutende Umsätze erzielen. Auch die große Anzahl der Kornmesser, Kornschütter, Träger, Marktverscher, Weinlader, Weinmesser und sonstiger Angestellter des Kornhauses verdienten sich auf dem Markt ihren Lebensunterhalt.

Inwieweit hat nun der Krieg auf den Getreide- und Weinhandel eingewirkt, hat er auch hier, wie beim Weinbau, dauernde Schädigungen hinterlassen?

Was den *Weinhandel* anbetrifft, muß diese Frage zweifelsohne in bejahendem Sinn beantwortet werden. Die Unsicherheit der Straßen, die mehrfache Belagerung und Blockierung der Stadt, die ständigen Überfälle Widerholds auf die Warentransporte und der allgemeine Geldmangel erschwerten den Weinhandel sehr. Vor dem Krieg waren jedes Jahr durchschnittlich 1091 Fuder Wein verkauft worden. Im Kriege aber etwa von dem Zeitpunkt an, da der Feind die Stadt belagerte, ging der Verkauf wesentlich zurück; in welchem Ausmaß, das zeigt nachstehende Tabelle⁹⁾:

Jahr:	1612	1616	1632	1634	1635	1639	1645	1650	1660	1667	1680
Fuder:	906	1356	971	444	192	315	107	83	241	346	584

Nicht nur die Menge des verkauften Weines, auch der Verkauf an sich ist zurückgegangen. Wurden vor dem Krieg etwa 50% des erzeugten Weines nach auswärts verkauft, so fanden nach dem Krieg nur noch 30% bei fremden Händlern Absatz.

Die Überlinger selbst sahen den hauptsächlichsten Grund dieses Rückgangs (neben den schon erwähnten Ursachen) in dem von Graf Ossa geforderten Weinzoll, der jedes Fuder Wein für den Käufer um 10 fl. verteuerte. Solche Preiserhöhung war dem Absatz des Weines natürlich nicht sehr zuträglich. So ließen denn auch die Bauern den Magistrat wissen, „daß sie mit solcher beschwärnuß wein zue kauffen nit mehr nach Überlingen kommen, auch ihre früchte an andere ort verführen wollen vnd werden“!

9) Vgl. die Stadtrechnungen der betr. Jahre.

Doch es waren nicht allein die hohen Zölle, die die Bauern davon abhielten, ihre Waren nach Überlingen zu bringen, sondern oft hinderte sie die Unsicherheit der Wege daran, den Markt zu besuchen. Solange die Schweden und dann die Bayern die Stadt belagerten, konnte überhaupt kein Markt in Überlingen stattfinden, denn die Zufuhr aus dem Hinterland war gänzlich gesperrt. In den späteren Jahren war es der Hohentwieler Kommandant Widerhold, der die Bauern daran hinderte, den Überlinger Markt zu besuchen, „also daß es“ — wie der bayrische Kommissar 1644 nach München berichtete —, „mit dieser traffic der zeit auff dem bestehet, daß sie ganz vnd gar erligt“. Und Heinrich von Pflaumern schrieb am Ende des Krieges an den Kaiser: „Der zohll bringt offtermahl so vil nicht, das den stattinern vnd werckleuthen jhre wochenlöhn daran abgerichtet werden können.“

Nachdem der Friede geschlossen und die Schweden abgezogen waren und man es wieder wagen konnte, Wein und Getreide über Land zu schicken, bemühte sich die Stadtverwaltung mit Eifer, die fremden Händler dem Überlinger Markt wieder zu gewinnen. Zunächst setzte sie die Zollsätze auf ein erträgliches Maß herab und forderte auch die Nachbarstädte auf, die Bestimmung des Friedensvertrages, demzufolge alle „mit dem kriegsunwesen eingerissene erhöht: vnd steigerung der zöllen abgeschafft werden solle“ unverzüglich auszuführen. Strenger als je zuvor wurde auf die Einhaltung der Marktvorschriften geachtet, vor allem darauf, daß jeder Verkäufer und Käufer sich beim Grotmeister anmeldete, dort alles Getreide verzollte, und daß überhaupt nur im Kornhaus Getreide verkauft wurde.

Auch beim Weinhandel sollte mit allen während des Krieges eingerissenen Mißbräuchen aufgeräumt werden. Künftighin sollte mit den schwersten Strafen belegt werden, wer 1. fremden Wein verkaufte, 2. eigenen Wein ohne Beaufsichtigung des Umgelters verkaufte, und wer 3. nicht jeden Sonntag das Umgeld ablieferte.

Die Früchte dieser Politik blieben nicht aus. Schon nach wenigen Jahren erreichten die Einnahmen der Stadt aus dem Marktgeschäft eine recht ansehnliche Höhe, wie aus den Stadtrechnungen ersichtlich wird. So hat sich also der Getreidemarkt in verhältnismäßig kurzer Zeit von den Folgen des Krieges erholt, ja, er wurde nun — da der Weinbau noch sehr darniederlag — zur ergiebigsten Einnahmequelle der Stadt.

III. Der Bevölkerungsrückgang während des Krieges

Bei einer Untersuchung der Kriegsfolgen drängt sich einem unwillkürlich die Frage auf, in welchem Maße die Bevölkerung während des Krieges abgenommen hat, wie groß die tatsächlichen Verluste waren. Das Ergebnis kann zwar nur aus einem Teil der Bevölkerung, nämlich den Steuerzahlern gewonnen werden, aber da jeder selbständige Haushalt in

den Steuerbüchern erfaßt ist, kann man doch mit ihrer Hilfe ein Bild von der Bevölkerungsbewegung gewinnen¹⁰⁾.

Im Jahre 1617 nun finden wir 915 Personen in den Steuerbüchern verzeichnet, worunter 27 Ausbürger¹¹⁾, 25 Landbürger¹²⁾ und 102 Waisen waren. Schon die ersten Jahre des Krieges brachten, obwohl das Bodenseegebiet von kriegerischen Ereignissen verschont blieb, eine Abnahme der Bevölkerung. 1630 wurden in Überlingen noch 754 steuerpflichtige Bürger, 78 Waisen, 13 Ausbürger und 20 Landbürger gezählt. Die folgenden Jahre zeigen eine weitere Bevölkerungsabnahme. Vor allem forderte die „Hauptsucht“, eine Kopfgrüppe, die kurz vor Beginn der schwedischen Belagerung in Überlingen ausbrach, und die Pestepidemie des Jahres 1635 zahlreiche Opfer. J. H. von Pflaumern berichtet im März 1634 in seinem Tagebuch, die Hauptsucht „grassiere“ in Überlingen und brächte täglich 6—7 Personen den Tod. Solche Angaben lassen sich natürlich statistisch nicht verwerten, und leider fehlen auch sonstige Quellen, die über die Gesamtzahl der Pestopfer Aufschluß geben könnten. Bei Wider findet sich die Angabe, daß „seit aufgehobener belagerung zwei drittel der byrgerschaft an der infektion vnd vielleicht vor hunger gestorben seyen“. Interessant ist die Mitteilung Pflaumerns, daß die Pest vor allem fremde Bauersleute oder arme Bürgersleute hinweggerafft habe, und zwar, „wegen ihres vnordenlichen lebens oder vnsauberen haußhalltens“ und weil „wegen yberhäufften, in die statt hereingewichnen landtvolkhs roß vnd vich in gemeinen häußern“ war. — Sie zeigt, daß die Landbevölkerung, die in der Stadt Schutz gesucht hatte, dort zusammengepfercht auf engem Raum, durch die Strapazen der Flucht geschwächt und mit Lebensmitteln nur ungenügend versorgt, der Pest eine leichte Beute wurde, daß also der Krieg zwar nicht als Urheber der Pest anzusehen ist (auch in Friedenszeiten forderte diese schreckliche Seuche ungezählte Opfer), daß er aber doch wesentlich zu ihrer Ausbreitung beitrug.

Hungersnot und Pest ließen in diesen Jahren die Bevölkerung Überlingens weiter zusammenschrumpfen. Vermehrte Bürgeraufnahmen und eine größere Anzahl von Eheschließungen konnten die entstandenen Lücken auch nicht mehr auffüllen. Bis zum Jahre 1641 ging die Zahl der steuerpflichtigen Personen auf 656 (darunter 112! Waisen, 15 Ausbürger und 12 Landbürger) zurück.

10) Aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges sind leider nur die Steuerbücher der Jahre 1617, 1641 und 1642 und dann erst wieder die aus dem Jahre 1664 vorhanden. Auch von den sog. Spektavitbüchern, die die Namen und Steuerbeträge aller steuerpflichtigen Personen aufführen (und somit als Ersatz für Steuerbücher gelten können) sind nur wenige Jahrgänge erhalten geblieben.

11) = Bürger, die an einem andern Ort wohnten.

12) = Bürger, die in der Landschaft Überlingen ihren Wohnsitz hatten.

Ob allerdings alle im Steuerbuch aufgeführten Personen sich tatsächlich in Überlingen aufhielten, ist fraglich¹³⁾. Andererseits befanden sich zeitweilig viele fremde Personen in der Stadt, die — weil sie nur vorübergehend in der Stadt weilten — nicht ins Steuerbuch eingetragen wurden. So zeigt eine, am 12. Januar 1647 vorgenommene Häuservisitation¹⁴⁾, daß sich in Überlingen zu diesem Zeitpunkt 652 Bauern, 592 fremde Frauen, 909 fremde Kinder, 61 Soldatenfrauen und 72 Soldatenkinder befanden. Mit den 239 Soldaten, die damals in Überlingen stationiert waren, eine beträchtliche Anzahl fremder Leute!

Die Abwanderung der Bürger kam unterdessen nicht zum Stillstand, immer mehr Überlinger suchten sich durch Flucht in die Schweiz den Drangsalen des Krieges zu entziehen. Als im Juli 1644 wieder einmal eine Steuer erhoben wurde, so berichtet uns der Chronist Wider, „widen daher in kurzer Zeit bei 60 burger aus der statt“. Und im Herbst des gleichen Jahres sind „wegen der unerträglichen last... bey 60 burger wieder ausgewichen“.

Was die Bevölkerungszahl unmittelbar nach Kriegsende anbelangt, so lassen sich hierfür keine genauen Angaben machen. Die zeitlich nächstliegende Mitteilung über den Bevölkerungsstand erhalten wir von Pflaumern in seinem „Kurtzen entwurff der statt Vberlingen vbelstands“ aus dem Jahre 1653. Er spricht dort davon, daß die bürgerliche Steuer jährlich nicht über 600 fl. komme, „dann ietztmahli die burgerschafft vber 364 nicht starkh“. Da er von der Jahressteuer ausgeht, ist anzunehmen, daß er mit der „Bürgerschaft“ die Steuerzahler, also die in den Steuerbüchern aufgeführten Personen meint.

Wenn wir also, auf dieser Annahme fußend, die Zahlen aus der Vorkriegszeit mit der zuletzt genannten Zahl vergleichen, zeigt sich, daß Überlingen im Laufe des Krieges etwa zwei Drittel seiner Bevölkerung eingebüßt hat. Allerdings waren bis zum Jahre 1653 noch längst nicht alle Ausgewanderten wieder heimgekehrt, viele Bürger hielten sich noch in der Schweiz auf. Ihre Rückkehr mag eine gewisse Beschleunigung erfahren haben, als die Schweizer Handwerker und Kaufleute, für welche die deutschen Flüchtlinge eine unliebsame Konkurrenz geworden waren, die Ausweisung aller „Deutschen aus dem Reich“ verlangten¹⁵⁾. So finden wir denn auch schon 1656 wieder 632 steuerpflichtige Personen in Überlingen, darunter 47 Waisen und 19 Ausbürger. Es sind also in diesen 3 Jahren mehr als 250 Leute zugewandert. Manch einer kam durch Heirat nach Überlingen. Beispielsweise wurden im Jahre 1655 von 11 Ehen 8 mit einem auswärtigen Partner geschlossen¹⁶⁾, 1656 geschahen von 12

13) Denn auch die Leute, die aus der Stadt geflüchtet waren, wurden weiterhin im Steuerbuch geführt — solange sie nicht regelrecht ihr Bürgerrecht aufgegeben hatten.

14) Widers Chronik S. 393.

15) H. Gutzwiller, Die Zünfte in Freiburg i. Ü. 1460—1650. Diss. 1949 Freiburg/Schweiz S. 12.

16) Vgl. die Hochzeitsordnungen der betr. Jahre.

Eheschließungen 7 mit Auswärtigen, 1657 von 20 8, 1659 von 27 13, 1660 von 19 9, 1664 von 23 12. Die auswärtigen Ehepartner stammten zumeist aus der Schweiz, doch viele unter ihnen kamen auch aus Schwaben und der näheren Umgebung Überlingens.

Die weitere Entwicklung scheint sich nicht annähernd so günstig gestaltet zu haben, wie in den eben genannten Jahren. In der Folgezeit verringerte sich sogar wieder die Zahl der steuerpflichtigen Personen; aus welchem Anlaß, ist nicht ersichtlich. Im Steuerbuch vom Jahre 1664 finden wir nur 575 steuerpflichtige Personen verzeichnet, worunter 40 Waisen und 10 Ausbürger waren.

Die Bevölkerung vermehrte sich nur sehr, sehr langsam und erreichte erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wieder den Stand der Vorkriegszeit. Fritz Harzendorf, der sich sehr eingehend mit der bevölkerungswissenschaftlichen Frage beschäftigt hat¹⁷⁾, gibt an, daß die Einwohnerzahl Überlingens vor dem Dreißigjährigen Krieg bei 3300 lag und sich nach dem Krieg bei etwa 2700 stabilisierte. Somit hätte Überlingen also etwa 18% seiner Bevölkerung durch den Krieg eingebüßt. Dies ist eine geringere Abnahme, als man vermuten möchte. Allerdings bleibt zu berücksichtigen, daß der Bestand an Familiennamen nach dem Kriege sich gegenüber dem Vorkriegsstand erheblich verändert hat, daß also — wie Harzendorf es ausdrückt — „die Wirkungen des Krieges nicht zu sehr in dem zahlenmäßigen Rückgang der Bevölkerung zum Ausdruck kamen, als in einer weitgehenden Veränderung ihres Sippenbestandes“.

Auf dem Lande liegen die Verhältnisse weitaus ungünstiger, denn hier sahen sich während des Krieges fast alle Bewohner genötigt, Haus und Hof zu verlassen. Die wenigen Zahlenangaben, die uns zur Verfügung stehen, sprechen von einer Abnahme der Bevölkerung, die geradezu erschreckend ist. Als Beispiel sei hier das Überlinger Spital angeführt. Auf seinen Höfen und Dörfern wohnten im Jahre 1615 432 steuerpflichtige Untertanen. Bis zum Jahre 1641 sind, wie es aus einer „Beschreibung des Gottshaus Spital zu Vberlingen Vntertanen“ hervorgeht, 297 von ihnen ausgewandert oder gestorben. Viele wurden ein Opfer der Pest oder erlagen den Strapazen der Flucht. Viele sind aber auch ausgewandert und hielten sich nun in der Schweiz oder an einem anderen sicheren Ort auf. Genaue Angaben lassen sich hierüber leider nicht machen. Mit Bestimmtheit können wir nur sagen, daß das Ausmaß der Abgänge (sei es durch Tod oder durch Abwanderung) in den einzelnen Ortschaften recht verschieden war.

17) Fritz Harzendorf, Unpersönliche Steuerzahler in den Überlinger Steuerbüchern von 1444 bis 1800. (Schriften des Vereins f. die Gesch. des Bodensees 68, 1941/42.)

Ders., Überlinger Ahnenbuch.

Dies führt uns ein Vergleich zweier Verzeichnisse aus den Jahren 1615 und 1646 deutlich vor Augen. Diesem zufolge wohnten steuerpflichtige Bauern in:

	1615	1646 ¹⁸⁾
Denkingen	20	6
Langengassen	13	3
Rickertsreute	20	1
Hilpensberg	12	3
Sickingen	28	9
Bamberg	23	10
Rickenbach	40	10
Deisendorf	27	10
Sohl	11	5
Nesselwangen	18	5
Selfingen	19	5
Bondorf	40	6

Im Jahre 1653 wurden in den spitälischen Dörfern 175 steuerpflichtige Untertanen gezählt¹⁹⁾, die Bevölkerung war hier folglich auf 40% ihres Vorkriegsstandes zurückgegangen.

Ähnliche Verhältnisse treffen wir in den Vogteien Ramsberg und Hohenbodman an. Dort saßen vor dem Krieg 200 steuerpflichtige Leute, und im Jahre 1644 wurden noch 44 Untertanen gezählt. Es seien aber, so schreibt der bayrische Kommissar an seinen Kurfürsten „noch vil in der Schweiz, welche herzueckhämen, wann zue hausen wäre“. Bis zum Jahre 1653 sind jedoch allem Anschein nach nur wenige Bauern zurückgekehrt, denn Pflaumern berichtet aus diesem Jahr, in den Vogteien Ramsberg und Hohenbodman seinen 33 Bauern und 27 Tagelöhner ansässig. 9 Jahre später wurden dort 70 Untertanen gezählt, „... ermangelt also mehr als die helffte voriger vntertanen“²⁰⁾.

IV. Die Einwirkung des Krieges auf die Vermögensverhältnisse der Überlinger Bürgerschaft

Soweit dies anhand der Steuerbücher möglich ist, soll nun versucht werden, ein Bild von den Vermögensverhältnissen der Bürger für die Zeit vor, während und nach dem Kriege zu entwerfen.

Wir wissen, daß die Bürgerschaft während der ersten Hälfte des Krieges, ja, man kann sagen bis zum Jahre 1643, als Überlingen durch Widerhold und die französischen Soldaten überrumpelt und ausgeplündert wurde, keine nennenswerte Einbuße an Vermögenswerten erlitten hat.

18) Vgl. Stadtarchiv I, 65, 686.

19) Vgl. Spitalarchiv I, 5, 100. Beschreibung des Spitals im Jahre 1653.

20) Vgl. Stadtarchiv I, 75, 741 „Vergleich der Einkünfte“, Bericht aus dem Jahre 1662.

Einzig und allein die schwedische Belagerung des Jahres 1634 und die damit verbundene Zerstörung von Häusern und Rebgärten schädigte die Bürger an ihrem Vermögen. Ferner hat die Pestepidemie des Jahres 1635 dazu beigetragen, daß sich das Gesamtvermögen der Bürgerschaft verringerte, denn in diesem und während der folgenden Jahre fielen zahlreiche kleinere und größere Vermögen durch Erbschaft in fremde Hände. Allein im Jahre 1636 verließen Vermögenswerte in Höhe von 36 000 fl. durch Erbschaft die Stadt.

Im übrigen jedoch haben die Kriegslasten, wie Steuern und Einquartierungen, das Vermögen der Bürger nicht übermäßig belastet. Zudem blieben sie lange Jahre hindurch von Einquartierungen verschont und konnten, durch ihre Stadtmauern geschützt, jederzeit ungestört ihrer Arbeit nachgehen, so daß also (wie es der bayrische Kommissar ausdrückt), „alle einnahmen völligen ze haben gewest“. Nur so war es auch möglich, daß sich der Vermögensstand der Bürgerschaft bis zum Jahre 1642 nahezu unverändert auf der gleichen Höhe halten konnte. Beziffert ihn das Steuerbuch des Jahres 1617 mit 1 905 864 fl., wovon 1 169 464 fl. (= 61%) auf Liegenschaften und 736 400 fl. (= 39%) auf fahrendes Vermögen entfielen, so finden wir ihn fast unverändert im Jahre 1642 mit 1 902 896 fl. (1 156 952 fl. liegendes und 745 944 fl. fahrendes Vermögen) angegeben. Da im gleichen Zeitraum die Bürgerschaft sich von 915 auf 656 Personen verringerte, ist das Durchschnittsvermögen des einzelnen Bürgers sogar von 2316 fl. auf 3298 fl. angestiegen²¹⁾. Indessen, der Krieg war noch nicht zu Ende, und für Überlingen begann die eigentliche Leidenszeit erst mit dem Jahre 1643. Die Plünderung brachte nicht nur die Stadt, deren Kasse ohnedies „ziemlich am boden“ war, wie der bayrische Kommissar feststellte, sondern auch viele Bürger um ihr Barvermögen.

Und dann, nachdem die Bayern die Stadt in Besitz genommen hatten, wurden auch die Einquartierungen zu einer wirklichen Last, denn alle Kosten mußten von den Bürgern getragen werden, da die Stadt hierfür keine Mittel besaß. Auch der Wiederaufbau der zerstörten Stadtmauern ging zu Lasten der Bürgerschaft.

Selbst den vermögenden Bürgern mangelte es an Bargeld, weil ihnen von den „Zinßern“, die als Pächter ihre Güter bewirtschafteten, keine Zinsen mehr zugingen. Auch ihre Schuldner, denen sie Kapital geliehen hatten, stellten nach und nach die Zinszahlungen ein. Die Gläubiger aber mußten alles verliehene Kapital, gleichgültig ob sie Zinsen dafür bekamen oder nicht, in voller Höhe versteuern, was mit Recht als äußerst unbillig empfunden wurde. Andererseits mußten aber auch alle Schulden in ihrer vollen Höhe als bares Geld versteuert werden, was gewiß ebensoviel, wenn nicht noch mehr Härten mit sich brachte.

21) Zu berücksichtigen bleibt allerdings die Geldentwertung.

Die Klagen der Bürgerschaft über ein derart ungerechtes Steuerverfahren wollten denn auch nicht abreißen, bis schließlich der Magistrat ein Einsehen hatte und das Steuerwesen reformierte. U. a. wurde festgesetzt, daß „wann jemand auß tringender noth eben wegen bezahlung der steur vnd anlagen gelt auf zins aufnehmen oder waß von seinem eignen haußrath verkhauffen würde, der solle darvon weitter zu steuren nit schuldig sein“²²⁾. Und den Gläubigern kam man entgegen, indem man bestimmte, daß „wenn ein bvrger oder bvrgerin auf ihren aydt vnd gewissen nemmen . . . können, daß ihnen zu etlichen jahren von ihren hauptgüetern . . . kein zinz gereicht worden, daß auch in etlichen folgenden jahren keiner mehr gerichtet werden möchte, so solle dergleichen hauptgueth²³⁾ . . . von den ordinari vnd extraordinari steuren vnd anlagen außgesetzt sein vnd bleiben biß die zinzung wieder ihren richtigen gang gewinnen vnd der bvrger als dan von dem was er einnimbt, wie billig, seine schuldigkeit zu leisten haben wird“²²⁾.

Diese Steuerreform war zwar ein großer Schritt auf dem Wege zu einer möglichst gerechten Verteilung der Steuerlast auf die einzelnen Bürger, aber sie vermochte nicht darüber hinwegzutäuschen, daß die Bürgerschaft nun in einem nie dagewesenen Ausmaß mit Steuern belegt wurde. Viele, die kein Bargeld mehr aufbringen konnten, bezahlten ihre Steuern mit Sachleistungen in Wein.

Insgesamt hat die Bürgerschaft während der Jahre 1618 bis 1662, einer Aufstellung des Magistrats zufolge, 164 259 fl. an ordentlichen Steuern und 104 274 fl. an außerordentlichen Steuern, zusammen also 268 520 fl. aufgebracht. Daß ihr dies nicht leicht gefallen ist, davon zeugen die 70 000 fl. Schulden, die die Überlinger „auf dem haß ligen“ hatten, wie die Stadtverwaltung 1662 feststellte. Im Jahre 1664 betrug das Gesamtvermögen der Bürgerschaft 903 158 fl., die Bürgerschaft hat somit etwa 1 Million Gulden eingebüßt. Das durchschnittliche Vermögen des einzelnen Bürgers ist von 2316 fl. im Jahre 1617 und 3298 fl. im Jahre 1642 auf 1796 fl. im Jahre 1664 gesunken.

Die finanziellen Opfer, die der Krieg von der Bürgerschaft forderte, waren also doch recht hoch, und es dauerte Jahrzehnte, bis sie sich von diesen Kriegsfolgen erholte.

V. Die Finanzwirtschaft der Stadt Überlingen während des Krieges

Während sich die Vermögensverhältnisse der Überlinger Bürgerschaft nach dem Kriege zwar nur langsam aber doch stetig besserten, blieb es der Stadtverwaltung versagt, jemals wieder ihre Finanzen sanieren zu können.

22) Stadtarchiv I, 8, 182, Dekret des Rates vom 3. X. 44.

23) Kapital.

Während des Krieges waren sie völlig zerrüttet worden — nicht zuletzt deswegen, weil den erhöhten finanziellen Anforderungen erheblich verringerte Einkünfte gegenüberstanden. So war beispielsweise der Ertrag der Jahressteuer, einst die ergiebigste und sicherste Einnahmequelle der Stadt, von 4485 fl. im Jahre 1618 und 5900 fl. im Jahre 1624 auf 656 fl. im Jahre 1649 abgesunken. Nach dem Kriege stiegen die Steuereinnahmen zwar allmählich wieder an, konnten aber bis zum Jahre 1662 erst eine Höhe von 2597 fl. erreichen, was eine Einbuße gegenüber den Vorkriegsjahren von etwa 50% bedeutet.

Dieser Rückgang der Steuereinnahmen hat der Stadtverwaltung nicht wenig Sorge bereitet, schließlich sah sie sich gezwungen, der Bürgerschaft außerordentliche Steuern aufzuerlegen. Diese betrug beispielsweise während der Monate Mai bis Oktober des Jahres 1644 das 13fache der normalen Jahressteuer. Ja, im Dezember des gleichen Jahres sollten die Bürger wöchentlich eine Doppelsteuer erlegen, was aber doch die Grenzen des Möglichen überschritt, weswegen die Forderung auf wöchentlich $\frac{1}{2}$ Jahressteuer, später auf eine Jahressteuer im Monat herabgesetzt wurde. 1649, als die Geldforderungen der Schweden wieder eine höhere Besteuerung notwendig machten, verlangte die Stadtverwaltung eine 8fache Jahressteuer. Selbst noch in späteren Jahren, wie z. B. 1657, 1671, 1672 und 1676 wurden außerordentliche Steuern erhoben²⁴⁾.

Waren in Friedenszeiten die *Landbewohner* nur mäßig, bei Mißernten überhaupt nicht besteuert worden, so zwang nun schon zu Anfang des Krieges die Geldnot den Magistrat dazu, die Steuern „alles ernsts“ einzutreiben. Steuererlaß konnte jetzt selbst in „Fähljahr“ nicht mehr gewährt werden. Allerdings ergab die Anlage — wie die Besteuerung der Landbewohner genannt wurde — nun, da die Bauern durch den Krieg schon gelitten hatten, nicht mehr annähernd die gleich hohen Summen wie vor dem Kriege! 1632 erbrachte die Anlage zwar noch 8318 fl., doch schon im nächsten Jahr ging sie auf 1815 fl. und 1639 sogar auf 319 fl. zurück!

Doch nach dem Kriege, als die Bauern wieder in ihre Dörfer zurückkehrten und das Land erneut unter den Pflug nahmen, wuchs die Steuersumme verhältnismäßig rasch wieder an. 1660 ergab die Anlage 2367 fl. Der Durchschnitt der Vorkriegsjahre allerdings, der bei 6000 fl. gelegen hatte, konnte nicht wieder erreicht werden.

Was die *indirekten Steuern* anbelangt, so ist hier an erster Stelle das *Umgeld* zu nennen — eine Getränkesteuer, die jeder Gastwirt und Bürger, der Wein ausschenkte, an die Stadt abzuführen hatte. In den

24) In Konstanz z. B. wurden schon nach 1635 keine außerordentlichen Steuern mehr eingezogen.

Jahren 1608—1616 nahm die Stadt durchschnittlich 3130 fl. Umgeld ein, während der Jahre 1620—1626 erhöhte sich die Summe auf durchschnittlich 4816 fl. im Jahr.

Die ersten 15 Jahre des Krieges brachten keinen merklichen Rückgang des Weinverbrauchs. 1632 gingen zwar nur 1382 fl. an Umgeld ein, doch lag die Ursache hier nicht in einem geringeren Weinausschank, sondern in dem niederen Weinpreis. Dann aber ließ die Katastrophe des Jahres 1643 den Weinverbrauch auf ein Mindestmaß zurückgehen, in diesem Jahr nahm die Stadtverwaltung nur 260 fl. Umgeld ein. 1645 ergab das Umgeld wieder 1082 fl., 1650 385 fl., 1660 1548 fl., 1667 1910 fl., um sich dann nach dem Kriege auf einer Höhe von durchschnittlich 1600 fl. zu halten. Die geringeren Weinernten und niederen Weinpreise ließen das Umgeld nie wieder seine vorige Höhe erreichen.

Noch größer war der Rückgang an Umgeldeinnahmen auf dem Lande; hier wurden schon in den ersten Jahren nach dem Kriege nur noch geringe Mengen an Wein ausgeschenkt. 1612 hatte hier das Umgeld 1373 fl., 1616 1254 fl. ergeben, doch schon 1632 erbrachte es nur noch 543 fl., um immer weiter abzunehmen. (1633: 192 fl., 1634: 113 fl., 1635: 33 fl., 1636: 2 fl., 1639: 10 fl., 1645: 2 fl., 1650: 1 fl.!)

Erst nach Beendigung des Krieges konnten die Wirte auf dem Land wieder Wein ausschenken, und die Umgeldeinnahmen stiegen langsam wieder an. (1660: 177 fl., 1661: 208 fl., 1667: 321 fl. und 1680: 258 fl.) Die Summen blieben weiterhin gering, da der Bauer es sich nicht mehr leisten konnte, Wein zu trinken. Mehr und mehr bürgerte sich auf dem Land der Apfelmot ein.

„Zu gemeinem nothleidenden wesens besten“ erhob die Stadtverwaltung im Jahr 1635 eine Wein-Sondersteuer, und auch die Metzger und Schmalzhändler wurden mit einer Sondersteuer belegt. Schließlich, im Jahre 1644 wurde jegliches Einkommen der Bürgerschaft zu einer Besteuerung herangezogen. Von jedem Gulden Einnahme — gleich welcher Art — mußten 2 Kreuzer in das „Rentstüblin“ abgeliefert werden.

Neben dem Umgeld warf in Friedenszeiten der *Zoll* die meisten Erträge ab. Hier finden wir vielerlei Arten von Zöllen, die die Stadt in ihrem Gebiet erhob: den Durchgangszoll, in Überlingen Kleinzoll genannt, dann den Einfuhrzoll, Großzoll genannt, und einen Lagerzoll, das Gretgeld.

Letzteres erbrachte die meisten Zolleinnahmen — etwa doppelt so viel wie der Einfuhrzoll. Selbst während des Krieges ergab der *Gretzoll* verhältnismäßig gute Erträge, erst in den Jahren nach 1643 gingen — da der Handel zeitweilig völlig darniederlag — die Einnahmen zurück. Doch schon kurz nach Kriegsende brachte der *Gretzoll* wieder die gleich hohen Summen wie vor dem Kriege, etwa 2000 fl. im Jahr.

Der *Großzoll*, der 1612 253 fl., 1632 767 fl., 1636 536 fl. ergeben hatte, erbrachte nach 1644 lange Jahre überhaupt keine Einnahmen oder wie beispielsweise im Jahre 1650 nur 4 fl. Erst 1680 finden wir wieder eine Einnahme von 171 fl. in den Stadtrechnungen verzeichnet.

Der *Kleinzoller* hingegen erfuhr während des Krieges eine ganz ungewöhnlich hohe Steigerung seiner Einkünfte. 1612 waren es 14 fl., 1632 61 fl., die er einnahm — aber 1634 waren es 2718 fl., 1635 1867 fl. und 1636 noch 386 fl.! Die Erklärung für diese ungeheure Zunahme ist leicht zu geben: Die Landbewohner, die vor dem Ansturm der Schweden nach Überlingen flüchteten, mußten beim Eintritt in die Stadt ihre mitgebrachte Habe verzollen. Für jedes Fuder „hereingeflehten“ Weines mußte der Bauer 2 fl. geben²⁵⁾. Von jedem Stück Vieh oder Pferd, das länger als 8 Tage in der Stadt blieb, verlangte die Stadtverwaltung 40 Kreuzer; wurde es wieder aus der Stadt geführt, mußten 8 Kreuzer erlegt werden. Für jedes Bündel, das ein Bauer in die Stadt oder aus der Stadt trug, mußte er 20 Kreuzer Zoll geben. Der Zoll für Vieh, das durch die Stadt geführt wurde, betrug für 1 Stück Großvieh 2 Batzen, für 1 Stück Kleinvieh 2 Kreuzer. So kam der Kleinzoller, der mit dem Einzug dieses Geldes betraut war, zu Einnahmen, die das sonst übliche Maß seiner Zolleinkünfte weit überschritten.

Die Zollsätze wurden während des Krieges des öfteren geändert, d. h. meistens erhöht. Der Gretzoll für 1 Zentner Schmalz z. B. wurde im Jahre 1629 von 3 auf 6 Kreuzer erhöht. Der Durchgangszoll für Pferde, Rinder und Esel betrug vor dem Kriege 2 Pfennige (2 d.), im Jahre 1636 28 d. Schweine wurden vor dem Krieg mit 1 d. verzollt, 1636 mit 7 d. Der Großzoll für 1 Sack Korn betrug vor dem Krieg 1½ d., im Jahre 1638 42 d.

Die Kaufleute klagten, daß bei solcher „erhöht: vnd steigerung der zölln . . . die kauffmannschafften also vbertheuert werden, daß niemand nichts mehr zu kauffen vermag“. Der Fernhandel wie auch der Besuch der Märkte litten sehr unter der Zollerhöhung und drohten schwerste Schädigungen davonzutragen. Da nahm sich der Friedenskongreß dieses Problems an und verpflichtete in dem Friedensvertrag alle Stände, die Zollsätze zu ermäßigen und alle Sonderzölle zu beseitigen. Überlingen und andere kleine Städte führten diesen Beschluß auch aus, die größeren Städte und Herrschaften jedoch forderten — weil sie die Macht dazu besaßen — auch weiterhin erhöhte Zölle. Die Erbitterung hierüber war bei den kleinen Städten und Ständen groß. Bürgermeister von Pflaumern erhob in seinen viel beachteten Schriften laut Anklage gegen solche Ungerechtigkeit und forderte den Reichstag auf, die Mißstände im Zoll-

25) Eschlinberger, Kollektaneen, b, S. 33 u. Ratsprotokoll v. 17. I. 36. Vgl. Annales Biberacenses v. 3. II. 34 und Widers Chronik S. 327.

wesen zu beseitigen²⁶⁾. Inwieweit seine Vorschläge Beachtung fanden und eine Besserung der Lage herbeiführen konnten, läßt sich leider nicht verfolgen.

Eine weitere ergiebige Einnahmequelle der Stadt, die allerdings im Kriege völlig versiegte, war der *städtische Landbesitz*, der aus den *Vogteien Ittendorf, Ramsberg und Hohenbodman* bestand. Die Vögte, die diese Ländereien verwalteten, lieferten den größten Teil der jährlichen Naturaleinkünfte auf den „Kasten“ der Stadt; die Bargeldeinnahmen flossen — nach Abzug der Verwaltungskosten und etwaiger Sonderausgaben — in den städtischen „Peitel“.

Die Stadtrechnungen buchen diese Einnahmen wie folgt:

	Vogtei Ittendorf	Ramsberg	Hohenbodman
1612	472	187	199
1616	510	123	253
1626	515	259	200
1632	328	192	251
1634	316	—	—
1636	—	35	40
1645	—	—	—
1650	—	—	—
1660	—		40
1667	—		81
1680	—	263	(in Gulden)

An Getreide lieferten die Vögte in den Jahren 1620—1626 durchschnittlich 130 Malter Veesen, 63 Malter Roggen und 133 Malter Hafer — insgesamt 326 Malter Getreide — der Stadt ab.

Im Laufe des Krieges gingen diese Einnahmen ständig zurück; während der Jahre 1640—1659 konnte der Vogt von Ramsberg überhaupt kein Getreide auf den Kasten liefern. Auch in der Vogtei Hohenbodman wurde zu dieser Zeit nur wenig Getreide geerntet; nicht mehr als 1 Malter 8 Viertel Veesen konnte der Vogt im Jahre 1649 der Stadt geben. 1650 lieferte Hohenbodman 7 Malter 15 Viertel Veesen, 2 Malter 2 Viertel Roggen und 1 Malter 3 Viertel Hafer auf den städtischen Kornkasten. 1651 waren es 2 Malter Veesen, 1 Malter 2 Viertel Roggen, 6 Malter 14 Viertel Hafer und 1 Viertel Gerste²⁷⁾.

Die Vogtei Ramsberg war erst lange nach Friedensschluß wieder in der Lage, Überschüsse an die Stadt zu geben. Im Jahre 1659 lieferte sie erstmals wieder 12 Malter 4 Viertel Roggen und 12 Malter 2 Viertel Hafer

26) Joh. Heinrich v. Pflaumern: Ein new- nützlich und lustigs Colloquium von etlichen Reichstagsakten. S. 5. u. 6.

27) Vgl. die Stadtrechnungen der betr. Jahre.

ab. 1663 gingen der Stadtverwaltung von beiden Vogteien Ramsberg und Hohenbodman (Ittendorf hatte die Stadt 1650 verkaufen müssen) 168 Malter Getreide zu. Die Bauern waren bemüht, die verwüsteten Äcker wieder unter den Pflug zu bekommen und hatten auch seit Kriegsende die Erträge wieder steigern können. Die Einnahmen der Stadt waren jedoch — verglichen mit der Vorkriegszeit, da noch aus drei Vogteien Einkünfte hereinkamen — auf die Hälfte zurückgegangen.

Unter den wichtigsten Einnahmequellen der Stadt ist auch der öffentliche *Kredit* zu nennen. Schon in Friedenszeiten hatte die Stadt fast jedes Jahr größere Summen aufgenommen (während der Jahre 1610—1616 jährlich etwa 6000 fl.²⁷⁾), nun im Kriege war sie in besonderem Maße darauf angewiesen, ihren Kredit in Anspruch zu nehmen — wie hätte sie sonst den überhöhten Anforderungen Genüge leisten können?

Leider versäumte es die Stadtverwaltung, die einmal aufgenommenen Schulden in angemessenen Zeitabständen wieder zurückzuzahlen. In der Zeit vor dem Kriege wäre ihr dies sicherlich möglich gewesen, doch gab sie z. B. in den Jahren 1610—1616 durchschnittlich nur 2942 fl. zurück. Kapitalaufnahme und Schuldenablösung hielten sich also keineswegs die Waage!

Während des Krieges gestaltete sich dieses Verhältnis noch ungünstiger, und an seinem Ende sah sich die Stadtverwaltung vollends außerstande, ihre Schulden auch nur annähernd abzulösen. 1650 zahlte sie 405 fl. zurück, 1660: 1352 fl., 1667: 2858 fl. und 1680: 2090 fl.²⁷⁾

Nicht weniger Sorgen bereitete der Stadtverwaltung die Bezahlung der schuldigen *Zinsen*. Vor dem Kriege entrichtet Überlingen jährlich etwa 7700 fl. Zinsen an seine Gläubiger²⁷⁾. Im Kriege hielt sich diese Ausgabe zunächst auf etwa gleicher Höhe. Nach der Plünderung jedoch, als das Rentstüblin aller Barmittel beraubt war, konnte die Stadt nicht mehr ihren Verpflichtungen nachkommen. Im Jahre 1645 zahlte sie nur 669 fl. an ihre Gläubiger, 1648 787 fl., 1650 1206 fl. Nach Kriegsende stiegen die Zinszahlungen langsam wieder an, 1660 wurden 4642 fl., 1667 7929 fl. und 1680 7553 fl. Zins bezahlt. Die Stadt entrichtete also fast die gleichen Beträge wie in der Vorkriegszeit, ungeachtet dessen, daß die Schuldverpflichtungen während des Krieges bedeutend angewachsen waren!

Vor dem Kriege hat die Stadtverwaltung auch Darlehen g e w ä h r t , und zwar in einer Höhe von durchschnittlich 1583 fl. in jedem Jahr²⁷⁾. In der Kriegszeit jedoch und auch noch lange Zeit danach konnte sie keinen, höchstens nur hin und wieder einen geringfügigen Kredit gewähren.

Bei Kriegsbeginn hatte die Stadt insgesamt etwa 30 000 fl. ausgeliehen, wovon sie jedes Jahr durchschnittlich 1400 fl. Zins bezog. Selbstverständlich gingen auch diese Zinszahlungen während des Krieges zurück und

erreichten im Jahre 1650 mit 21 fl. ihren tiefsten Stand. Doch schon nach wenigen Jahren stiegen die Zinseinnahmen in erfreulichem Maße wieder an, 1660 gingen 493 fl. und 1667 sogar 1395 fl. ein. Allem Anschein nach war es den Bürgern eher als der Stadtverwaltung möglich, ihren Zinsverpflichtungen nachzukommen.

Auch das geliehene Kapital zahlten sie ziemlich regelmäßig zurück. Vor dem Kriege wurden alljährlich etwa 1900 fl. abgelöst, und zu Beginn des Krieges, während der Kipper- und Wipperzeit wurden an die Stadt durchschnittlich sogar 8000 fl. Kapital heimgezahlt! Wer schlau war, machte sich die Geldentwertung zunutze und bezahlte seine Schulden mit „Inflationsgeld“ — den Schaden hatte indessen die Stadtkasse zu tragen!

Während der Kriegsjahre gingen die Rückzahlungen auf durchschnittlich 480 fl. im Jahr zurück, und nach dem Kriege wurden alljährlich etwa 1000 fl. abgelöst. Den niederen Darlehen entsprechend, die die Stadtverwaltung jetzt nur noch geben konnte, waren auch die Rückzahlungen nun geringer als vor dem Kriege.

Dies waren die hauptsächlichsten Einnahmen der Stadt, was sie sonst noch an Einkünften besaß, ist von geringerer Bedeutung. Hierher gehören z. B. die Einnahmen aus dem städtischen Wein- und Fischhandel, aus dem „Standgeld“ der Verkaufsstände an Jahrmärkten, das Waggeld vom Schmalzhaus und nicht zuletzt die verschiedenen Gebühren.

Wichtig erscheint es jedoch nun, einen Blick auf die hauptsächlichsten *Ausgaben* zu werfen.

In Friedenszeiten gab die Stadt den größten Betrag für die Besoldung ihrer Beamten und Bediensteten, für Rückzahlung und Verzinsung ihrer Anleihen und für den Unterhalt der städtischen Anstalten aus. Während des Krieges drängten sich dann die Ausgaben für Kontributionen, für den Unterhalt der einquartierten Truppen, für Munition und Geschütze, für die Zehrung der berittenen Boten, für die Auslöhnung der Handwerker, die am Festungsbau arbeiteten, für den Festungsbau selbst und nicht zuletzt für die Satisfaktionszahlungen in den Vordergrund.

Am schwersten belasteten den Stadtsäckel die Einquartierungen und Truppendurchzüge. Schon 1628, als Überlingen erstmals mit Einquartierung belegt wurde, mußten für die einquartierten Soldaten in 1½ Monaten 5733 Laib Brot, 269 Malter Hafer, 29 Ochsen und 3210 fl. bares Geld aufgebracht werden. Nach Abzug dieser Reiter quartierte sich ein Regiment zu Fuß in der Stadt ein und nahm neben „proviand, fouragi und anderem“ 7792 fl. in Empfang. Nach Hagnau, in das Quartier des Kapitäns Forstmeister mußte die Stadt Verpflegung im Wert von 5374 fl. schicken. Nach Altheim, wo 1250 Soldaten im Quartier lagen, mußte sie 4½ Zentner Fleisch, 3 Fuder Wein und 3 Malter Hafer geben. Leutnant Christoph von Wattenberg nahm als nächster in der Stadt Quartier und verbrauchte innerhalb von 8 Wochen 16 538 fl.!

Und so folgte eine Einquartierung der anderen. Hinzu kamen am Ende des Krieges die Satisfaktionszahlungen, die auch nicht gering waren, denn Überlingens Anteil an den 5 Millionen Gulden Satisfaktionsgeldern, die Deutschland laut Friedensvertrag an Schweden zu zahlen hatte, betrug 44 484 fl.

Insgesamt hat Überlingen während des Krieges für Einquartierungen, Kontributionen und andere Kriegskosten 441 931 fl. 14 btz. 5 d. aufgebracht²⁸⁾.

Solch außerordentlich hohen Summen gegenüber fielen die sonstigen Ausgaben der Stadt gar nicht ins Gewicht. Es ist erstaunlich, in welchem Maße die Stadt ihre ordentlichen Ausgaben einschränken konnte, nachdem sie durch die Not dazu gezwungen wurde. So betrug beispielsweise im Jahre 1616 die Ausgaben für Besoldung der Beamten, Unterhalt der städtischen Anstalten usw. rund 22 000 fl., während für die außerordentlichen Ausgaben nur 4500 fl. aufgebracht werden mußten.

1644 hingegen, als die überhöhten Geldforderungen der Soldaten den Magistrat zu drakonischen Sparmaßnahmen zwangen, beliefen sich — gemäß den Stadtrechnungen — die ordentlichen Ausgaben nur auf rund 4000 fl., während an außerordentlichen Ausgaben rund 24 000 fl. verzeichnet sind.

Doch trotz dieser weitgehenden Einsparungen reichte das Einkommen der Stadt nicht aus, den finanziellen Anforderungen des Krieges gerecht werden zu können. Waren auch in Friedenszeiten die Überschüsse, die die Stadtverwaltung erzielen konnte, nie hoch, so wurden doch wenigstens die Ausgaben immer durch die Einnahmen gedeckt. Der Krieg erst machte diese Ausgeglichenheit zunichte und zwang die Stadt zu immer neuen Geldanleihen und schließlich zum Verkauf der Vogtei Ittendorf und anderer Güter.

VI. Die Auswirkungen des Krieges auf die Kreditverhältnisse

Eine der dringlichsten Arbeiten nach Beendigung des Krieges war die Wiederherstellung geordneter Verhältnisse im Kreditwesen. Der Westfälische Friede hatte für die Frage der Zinszahlung keine klare Entscheidung gebracht; es war nur an alle Stände die Mahnung ergangen, Milde und Mäßigung walten zu lassen — im übrigen wurde die Behandlung dieser „zarten vnd schlipfrigen materia, so sich vbel anrühren läßt“, auf den nächsten Reichstag verschoben.

Und wie schmerzlich warteten die Gläubiger darauf, daß man ihnen das Recht gebe, von ihren Schuldnern die ausstehenden Zinsen einzufordern! Fast alle hatten während des Kriegs die Zinszahlung eingestellt — auch dachte niemand daran, das Kapital zurückzuzahlen. Solange es unsicher war, ob man das entlichene Kapital je zurückbekommen würde, wagte niemand mehr, Kapital auszuleihen. Das öffentliche wie das private Kreditwesen drohten zugrunde zu gehen.

28) Stadtarchiv I, 75, 741, „Vergleich der Einkünfte“.

Und welch einträgliches Geschäft war es in Friedenszeiten gewesen, Geld auf Zins zu verleihen! Genügend Sicherheit ward dem Gläubiger immer gegeben: jeder, der Geld aufnahm, mußte außer einem sicheren Unterpfand (das mindestens dem doppelten Wert der entliehenen Summe zu entsprechen hatte) zwei Bürgen stellen²⁹⁾. Begüterte Bürger und die Stadtverwaltung zogen ihren Nutzen aus dem Geldgeschäft. Einige Patrizier, die sehr vermögend waren, konnten sogar auf jegliche Erwerbsarbeit verzichten und von ihren Zinsen leben.

In der Zeit vor dem Kriege wurden von Privatleuten alljährlich Darlehen in Höhe von insgesamt 5000 fl. im Durchschnitt gewährt³⁰⁾. Schon in den ersten Jahren machte sich ein Rückgang im Geldgeschäft bemerkbar. 1630 wurden insgesamt 2740 fl. ausgeliehen. Je mehr die Unsicherheit im Lande wuchs, desto weniger wagte man, Geld zu verleihen. 1639 erreichten die Darlehen nur eine Höhe von 275 fl., bis es schließlich der Mangel an Bargeld den Bürgern überhaupt unmöglich machte, Darlehen zu geben.

Unter den Schuldnern der Bürger war auch die Stadt Überlingen zu finden. Schon in Friedenszeiten hatte sie laufend Geld aufgenommen. Während der Jahre 1593 bis 1603 beispielsweise hat Überlingen gegen Verpfändung seiner Güter, Renten, Gefälle und Zinsen insgesamt über 60 000 fl. entliehen und in den Jahren 1572—1612 für weitere 56 000—60 000 fl. Kapital- und Zinsbürgschaft geleistet³¹⁾.

Es war in der damaligen Zeit allgemein üblich, für den Kaiser und andere hochstehende Persönlichkeiten Bürgschaft zu leisten. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts jedoch war es dem Überlinger Rat deutlich geworden, wie verhängnisvoll dieser Brauch sich für die städtischen Finanzen auswirkte, und man beschloß daher, fortan alle Bürgschaftsgesuche — allerhöchstgnädigste kaiserliche Majestät zu alleruntertänigsten Ehren ausgenommen — abzuweisen und zunächst die eigenen Schulden abzutragen.

Indessen — die Schuldsomme wuchs weiter an! Während der Jahre 1612—1618 tätigte die Stadt Anleihen in Höhe von insgesamt 46 540 fl. und trat mit einer Schuld von 132 163 fl. in den Krieg ein³²⁾. „Eß verwundern sich vil zu Vberlingen selbstn vber solch eine schuldenlast bey gueten jaren, bey so schönem einkommen — oder daß man so gar nichts abzalt“, schreibt der bayrische Kommissar an seinen Kurfürsten.

29) Auch der Geldleiher war gesichert gegen jede wucherische Zinsforderung: mehr als 5% durften nicht verlangt werden.

30) Dies ist die Durchschnittssumme der in jedem Jahr in die Ratsprotokolle eingetragenen „Verschreibungen“.

31) Friedrich Schäfer, Wirtschafts- u. Finanzgeschichte der Reichsstadt Überlingen a. B. in den Jahren 1550—1628, S. 159.

32) Stadtarchiv I, 75, 741 „Vergleich der Einkünfte“, und „Verzeichnuß waß gemeine statt Vberlingen von anno 1612 biß anno 1651 an capitalia zuuerzinsen vffgenommen“.

Der Magistrat aber gab als Grund für die ständigen Geldaufnahmen die hohen Reichs- und Kreissteuern an, die der Stadt Überlingen in besonders hohem Maß auferlegt würden. In der Tat war Überlingen im Verhältnis zu anderen, gleich großen Städten viel zu hoch veranschlagt. Während Überlingen zu jedem Römermonat³³⁾ 312 fl. zu geben hatte, zahlte beispielsweise Lindau 196 fl. und die weitaus größere Stadt Eßlingen mit etwa 6000 Einwohnern nur 146 fl. Überlingen war die siebenthöchstbesteuerte Stadt des schwäbischen Kreises.

Wie aber kam es zu dieser hohen Einschätzung? Es wird erzählt, daß die Überlinger Gesandten zur Zeit, da die Matrikularbeiträge festgelegt wurden, die städtischen Vogteien in großsprecherischer Weise als Grafenschaften bezeichnet und dadurch bewirkt haben, daß Überlingen derart hoch veranschlagt wurde³⁴⁾.

Alle Bemühungen, den Reichstag zu einer gerechteren Verteilung der Reichssteuern zu bewegen, verliefen ergebnislos. Dabei fehlte es wahrhaftig nicht an Vorschlägen „für eine verbesserung der matricul“, d. h. für ihre Anpassung an die veränderten Vermögensverhältnisse der Reichsstände³⁵⁾. Die obersten Reichsbehörden erkannten die Notwendigkeit einer Neuordnung der Reichssteuern auch an, verschoben diese aber von einem Reichstag auf den anderen³⁶⁾. Inzwischen „verzehrte die matricul, welche ein so gefräßiges thier . . . manchen stand biß auff haut vnd bein“.

Warum schlossen sich nicht alle Stände, die durch ihren Matrikularbeitrag in tiefe Schulden gerieten, zusammen und zwangen durch ihr gemeinsames Vorgehen den Reichstag zu einer Neufestsetzung der Steuerbeträge? Wahrscheinlich befürchteten sie, daß der Widerstand der Stände, für die die bisherige Verteilung der Steuern von Vorteil war, zu groß sein werde. Denn „was man den vnvermöglichen bey der ringerung ihrer anschlag“ abnahme, müßte den Vermögenden zugelegt werden. Daß Letztere nichts unversucht lassen würden, „solche ringerung mit händ vnd füßen abzuwehren“, läßt sich leicht denken. Überdies scheuten sich die ärmeren Stände aus Furcht vor den großen Unkosten, einen Abgesandten zu den Reichstagen zu entsenden; denn „reichstag ist gelttag! Aller seckel zittert schon vnd fürcht eine evacuation“.

33) Reichssteuer, die ursprünglich beim Römerzug der deutschen Könige von den Reichsständen bezahlt werden mußte.

34) Bericht des bayrischen Kommissars Abschnitt 12.

35) Vgl. „Ein new: nutzlich vnd lustigs Colloquium von etlichen Reichstagsakten“. In dieser Schrift Pflaumers, die 1653 anonym erschien, setzte sich der Überlinger Bürgermeister erneut für die seit langem geforderte Moderation des Matrikularbeitrages ein. Er führte dem Reichstag, der im Jahre 1654 eine Entscheidung treffen sollte, die Dringlichkeit einer Neufestsetzung der Matrikularbeiträge vor Augen und zeigte an dem Beispiel der Stadt Überlingen, welch vererbliche Folgen ein zu hoch angesetzter Matrikularbeitrag zeitigte.

36) Erst im Jahre 1692 wurde die Reichsmatrikel auf 104 fl. verringert.

So mußten sie auch hinnehmen, daß bei der Umlage der Satisfaktionsgelder „abermal der fuß auff die (ungerechte) reichsmatricul gesetzet wurde“, obwohl ihnen auf dem Reichstag von 1641 zugesichert worden war, es werde alles „nach jedes vermögen vnd noch vbrigen kräften gericht³⁷⁾“.

Für Überlingen bedeutete es die Zahlung von 44 484 fl. Satisfaktionsgeldern. Wie konnte man bei der bestehenden Verschuldung eine solche Summe aufbringen? Wer konnte der bedrängten Stadt helfen? Auch der Bischof von Konstanz, an den sich Überlingen in seiner Not wandte, wußte keinen anderen Rat, „alß das sich jeder standt selbstn bewerbe vnd sehe, wo er seine quotam auffbringen möge“³⁸⁾.

Bürgermeister von Pflaumern wurde beauftragt, in die Schweiz zu fahren und allerorten (bei geistlichen und weltlichen Ständen) Darlehen zu erbitten. Er war befugt, alles Vermögen und alle Güter der Stadt, des Spitals und aller Bürger, sowie alle Zinsbriefe den Gläubigern zu verpfänden. Sollte Überlingen mit der Entrichtung auch nur einer Zinszahlung im Rückstand bleiben, so hätten die Darleiher volle Gewalt, die Überlinger Bürger und ihre Nachkommen an Leib und Gut anzugreifen, sie „auff wasser vnd landt anzuhaltten, zue nöthen vnd zu pfenden . . . vngefrevelt so lang vnd vihl, bis sie vmb ihren ausstand, auch kosten vnd schaden vollkommentlich außgericht“ seien³⁹⁾.

Trotz dieser weitestgehenden Verpflichtung zeigten sich nur wenige Schweizer Städte geneigt, dem verarmten Überlingen Kredit zu geben. Besonderes Entgegenkommen erwies die Stadt Luzern, die „gern wünschte, daß ihre beigetragne mittel den herren zu nutzen vnd guter erleichterung reichen theten“.

Nach seiner Rückkehr konnte Bürgermeister von Pflaumern dem Rat mitteilen, daß Zürich 1500 fl., Luzern 2500 fl., Winterthur 2000 fl., Schaffhausen 3000 fl., Stein 2000 fl., St. Gallen 3675 fl. und Privatpersonen insgesamt 15 867 fl. leihen wollten⁴⁰⁾.

„Es ist aber bey diesen in Schweiz gemachten schulden sonderbar zue merckhen“, schreibt Pflaumern in seinem „kurtzen Entwurff der statt Vberlingen vbelstands“, „das nicht iedesmahl paar gelt geliefert, sonder . . . an statt gellts wein in hohem valor hergeben worden, den mann mit costen abholen vnd hernach mit großem nachzug versilbern müessen“.

Auch der Überlinger Kirchenschatz wurde — teils der Sicherheit wegen, teils um Geld zu bekommen — dem Landvogt zu Luzern auf zwei Jahre für 1759 fl. verpfändet. Ein Teil des städtischen Silbergeschirres war schon 1637 in die Konstanzer Münze gegeben worden.

37) Die reiche Stadt Augsburg mußte nur die doppelte Summe, der Markgraf von Baden nur 15 000 fl. mehr als Überlingen bezahlen!

38) Ratsprotokoll v. 1. XII. 48.

39) Stadtarchiv I, 75, 736: „Bewalls Schein“ (Vollmacht vom 7. IX. 49).

40) Stadtarchiv I, 75, 736: „Bericht der vffgenommenen schweizerischen capitalien.“

Mit Hilfe dieses aufgenommenen Kapitals und mit dem Verkaufserlös der Vogtei Ittendorf⁴¹⁾ konnte sich Überlingen von der schwedischen Besatzung „loskaufen“. Dadurch war die Stadt zwar der drückenden Last des Augenblicks ledig, hatte aber schwer tragbare Verpflichtungen für die Zukunft auf sich nehmen müssen. Die Schulden waren erheblich angewachsen.

Im Jahre 1644 betrug das Schuldkapital Überlingens 213 794 fl. und die Zinsschuld 70 000 fl.⁴²⁾ Bis zum Jahre 1653 wuchsen die Schulden auf 280 000 fl. an, darüber hinaus schuldete man den Gläubigern 163 553 fl. Zins⁴³⁾! Die Schuldsumme war also auf mehr als das Doppelte angestiegen!

Es war der Stadt unmöglich, solche Beträge aufzubringen. Sie setzte ihre ganze Hoffnung auf den nächsten Reichstag, der eine Regelung der Zinsfrage bringen sollte.

Nicht nur die Stadt Überlingen, sondern alle Schuldner im Deutschen Reich erwarteten diesen Reichstag als einen „messiam vnd aufflöser der schulden“. Während des Krieges hatten die meisten Schuldner die Zinszahlung eingestellt. Oftmals war dabei die Zahlungsunfähigkeit nur vorgeschützt worden in dem Bestreben, die verwirrte Lage der Kriegszeit so gut wie möglich auszunutzen. Und nun, nach Beendigung des Krieges, als die Gläubiger die ihnen zustehenden Zinsen einforderten, suchten die Schuldner unter allen nur erdenklichen Ausflüchten sich ihren Verpflichtungen zu entziehen. Zumindestens verlangten sie ein Moratorium zur Abzahlung der „angeschwollenen Zinsen“, wenn nicht gar gänzlichen Erlaß. Denn — so begründeten sie ihre Forderung — ohne eine Zinsmoderation sei es ihnen nicht möglich, ihre Äcker und Rebgärten wieder in den alten Stand zu bringen.

Die Gläubiger hingegen verlangten die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen, besonders in den Fällen, in denen sie selbst große Verluste an Hab und Gut erlitten hatten. In einem solchen Fall sei der Gläubiger in gleichem Maße einer Schonung und Bevorzugung bedürftig wie ein verarmter Schuldner, denn — so hält Pflaumern ihnen entgegen: „verderben die schuldnr durch das zahlen, so verderben die gläubiger durch das manglen.“

Recht stand gegen Recht. Das ganze Volk schien sich in zwei Parteien gespalten zu haben: in die Schuldner und die Gläubiger.

Wer aber fand die Lösung, die beide Parteien zufrieden stellte? Aus der Kriegs- und Nachkriegszeit sind uns einige Männer bekannt, die einen Ausweg aus diesem Dilemma zu weisen suchten. In Süddeutschland taten sich vor allem Dr. Kaspar Manz aus Ingolstadt und Johann Hein-

41) Die Stadt hatte für Ittendorf 27 700 fl. erlöst.

42) Bericht des Münchner Kommissars, Abschn. 12.

43) Stadtarchiv I, 75, 741: „Kurtzer entwurff der statt Vberlingen vbelstands.“

rich von Pflaumern, der Überlinger Bürgermeister hervor. Vertrat Manz mit Eifer und Beredsamkeit die Belange der Schuldner, so suchte Pflaumern — schon in seinem eigenen persönlichen Interesse — den Gläubigern zu ihrem Recht zu verhelfen⁴⁴).

Beide wollten in diesem „Zinsscharmützel“ mit stichhaltigen Argumenten das Reichskammergericht, das einen endgültigen Entscheid treffen sollte, in ihrem Sinne beeinflussen. Den Gepflogenheiten der damaligen Zeit entsprechend ging es hierbei nicht ohne heftige Schmähworte ab. Heute wirken diese Äußerungen, die viel Witz zeigen, eher erheiternd.

Der Ingolstädter Professor brachte offensichtlich der Situation der Gläubiger wenig Verständnis entgegen. Er meinte, wenn solche „auff der berenhaut ligende creditores gar zu grund gehen, seye dem gemeinen wesen nicht so vil daran gelegen, als an denjenigen, welche ihr brodt in dem schwaiß jhres angesichts suchen“. Pflaumern dagegen führte ins Feld, daß — wenn die kapitalkräftige Klasse vollends verarme — das ganze Kreditwesen zugrunde gehe. Im Interesse des allgemeinen Kredits, einer der unentbehrlichsten Grundlagen der menschlichen Gesellschaft, müsse der Gläubiger vor jeder weiteren Schädigung bewahrt werden.

Pflaumerns Einwände gegen einen Zinsnachlaß wurden vom Reichskammergericht zwar beachtet; in seinem Gutachten vom 24. 4. 1654 kam es aber den Schuldnern weitgehend entgegen⁴⁵) und bestimmte, daß von den Zinsen, die während des Krieges und durch die Schuld desselben unbezahlt geblieben waren, drei Viertel gestrichen werden sollten. Für das übrig bleibende Viertel wurde eine Zahlungsfrist von 10 Jahren angesetzt.

Der Stadt Überlingen kam dieser Reichsbeschluß sehr gelegen, wurde doch dadurch die alte Zinsschuld auf 28 432 fl. 11 btz. 8 d. herabgesetzt. Indessen, in den folgenden Jahren sammelten sich wieder neue Zinsschulden an, die im Jahre 1662 die Summe von 57 765 fl. 13 btz., im Jahre 1665 64 900 fl. erreichten. Das Schuldkapital betrug im ersteren Jahre 224 894 fl., im letzteren 218 076 fl.⁴⁶). Die Schuldsomme hatte sich

44) Pflaumern veröffentlichte seine Schriften anonym — wohl aus Rücksicht auf seine Stellung als Bürgermeister einer Stadt, die zu den Schuldnern gehörte.

45) Pflaumern wurde deswegen von Prof. Manz und dessen Schülern mit beißenden Spottgedichten bedacht. Einige Strophen eines dieser Gedichte seien hier angeführt:

Katholische Melodey:

1. O du armer Pflaumer, waß hast du gethan, daß du so heiß der Zinsen, dich hast genommen an.
2. Waß anders hast erhalten, als lautter Hohn und Spott. Hast ehrlich Leutt gescholten, verzeihe dir solches Gott.
8. Hör auff hiefüro schreiben vnd halt dein maul wol zue, laß schänden und schmähen bleiben und thue dich fein zue ruh.
11. Deß Reichsschluß wollen wir genießen und zahlen allgemach, wannß dich schon thut verdrießen, die Schulden nach und nach!

46) Stadtarchiv I, 75, 741: „Extract auß gemeiner statt zinßurbar“ und „Vergleich der Einkünfte“, ferner I, 65, 686 I.

also verringert — ein Zeichen dafür, daß man bemüht war, die Schulden abzutragen. Doch bis zur gänzlichen Tilgung war es noch ein weiter Weg! Um erneute Kapitalaufnahmen zu vermeiden, ging die Stadt dazu über, einige ihrer Güter zu verkaufen.

Zunächst veräußerte sie den Waldhof für 6672 fl. 5 xr. Dann folgten „gemeiner statt blaiche vnd zugehörige güter“ für 1500 fl. Einen Hof zu Bilafingen verkaufte die Stadt für 2000 fl., einen Hof zu Häusern für 600 fl.

Sogar einige seiner Rechte veräußerte Überlingen, um zu Geld zu kommen. An das Domkapitel zu Konstanz wurde das Zehntrecht in Deisen-dorf, Reute und Regoltshausen für 4080 fl. verkauft. Bürgermeister Wai-bel erwarb einen Bachzins für 300 fl., Zunftmeister Martin Mader und Sebastian Bauer kauften je einen Bachzins für 400 fl.

In der Folgezeit sah sich Überlingen gezwungen, weitere Güter zu veräußern. Der Hof zu Linz wurde für 1000 fl. verkauft, ebenso der Neu-weiler Hof. Für den Hof zu Enatzreute bekam die Stadt 788 fl., für den Hof zu Homberg 1200 fl. Das Domkapitel zu Konstanz erwarb die Höfe Utzenreute, Burghof, Stein, Hemetschweiler und zwei weitere in Straß-berg für insgesamt 8178 fl.

Die spitälischen Höfe zu Groß Stadelhofen, 4 Höfe in Kriewangen, 3 Höfe in Hohenbodman, 2 zu Lippertsreute, 1 zu Andelshofen, 1 zu Winterspüren, 2 zu Wintersulgen, 1 zu Alberweiler, 1 zu Hödingen, 1 zu Kleinschönach, 1 zu Großschönach und 4 weitere Höfe gelangten gegen Zahlung von 12 000 fl. in den Besitz der Stadt St. Gallen.

Weiterhin gab Überlingen 1 Hof zu Schwende und 1 Hof zu Hatten-weiler für 660 fl. in fremde Hände.

2 Spitalhöfe — einer zu Silvenstahl, der andere zu Winterspüren — wurden für 2825 fl. verkauft; 2 weitere zu Frickingen und Burgfelden gegen die Zahlung von 1915 fl. Schließlich wurden noch 1 Hof zu Hö-dingen für 1200 fl. und der Spitalhof zu Nesselwangen für 1000 fl. ver-äußert.

Insgesamt erbrachten alle diese Verkäufe nur 54 486 fl. 5 xr. — eine Summe, mit der die Stadt nicht einmal ihre Zinsschulden begleichen konnte. Resigniert stellten die Stadtväter fest: „Vnd ob man gleich die gantze statt vnd was dero angehörig den creditoribus abtretten oder in solutum vberlaßen wollte“, so sei die Stadt selbst dann ihrer Schulden noch nicht ledig⁴⁷⁾.

47) Stadtarchiv I, 75, 741: „Kurtzer entwurff der statt Vberlingen vbel-stands.“ — Auch in dem folgenden Jahrhundert gelang es Überlingen nicht, seiner Schulden ledig zu werden. Im Jahre 1803 betrug die Schuldsumme 273 047 fl.

R Ü C K B L I C K

Wie alle kleinen Reichsstädte hat auch Überlingen längst vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges seinen Höhepunkt an äußerer politischer Macht und innerer wirtschaftlicher Kraft überschritten. Schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts zeigten sich die ersten Zerfallerscheinungen, damals wurden Klagen laut über eine wachsende Geldnot und Schuldenlast⁴⁸⁾.

Dies berechtigt uns jedoch nicht, von einem Zusammenbruch der wirtschaftlichen Verhältnisse zu sprechen. Im Gegenteil, gerade in den letzten Jahrzehnten vor dem Krieg bahnte sich auf fast allen Gebieten ein neuer Aufschwung an. Der Wein- und Getreidehandel entwickelte sich äußerst günstig, das Gesamtvermögen der Bürgerschaft erreichte und überschritt erstmals den Betrag von 1 Million Gulden⁴⁹⁾, und die Zahl der Steuerzahler wuchs von Jahr zu Jahr⁵⁰⁾. Die B ü r g e r s c h a f t konnte mit Recht als wohlhabend bezeichnet werden.

Anders hingegen verhielt es sich mit den Finanzen der S t a d t. Ihre Leihgeschäfte und die hohen Geldforderungen der Kaiser, aber auch die Leichtfertigkeit und der mangelnde Sparsinn der Stadtverwaltung hatten eine tiefe Verschuldung herbeigeführt, und es konnte für Überlingen wenig Trost bedeuten, daß es sich nicht allein in solcher Lage befand, sondern daß damals alle Städte mehr oder weniger verschuldet waren.

Indessen, gerade kurz vor Beginn des Krieges traf man in Überlingen ernsthaft Anstalten, die Finanzen zu sanieren. Doch nun war es zu spät; der Krieg brach herein und erstickte alle Bemühungen im Keime.

So waren bei Beginn des Krieges die finanziellen Verhältnisse zwar nicht die besten, aber es steht außer Zweifel, daß erst der Krieg ihre völlige Zerrüttung herbeigeführt hat. Der kleinen Stadt wurden Leistungen auferlegt, die ihre Kräfte bei weitem überstiegen.

Gewiß, a l l e Städte und Herrschaften mußten für den Unterhalt der Truppen aufkommen und Kontributionen zahlen, aber Überlingen wurde in besonders starkem Maße zu den Kriegsabgaben herangezogen⁵¹⁾. Sein

48) Vgl. K. Obser, Quellen zur Bau- und Kunstgeschichte des Überlinger Münsters, 1226—1620. Karlsruhe 1917.

49) Selbstverständlich darf hier die Geldentwertung der damaligen Zeit nicht unberücksichtigt bleiben. Sie läßt den wahren Wert der Vermögen allerdings geringer erscheinen.

50) Die von Schmoller (Das Merkantilssystem in seiner historischen Bedeutung), Lamprecht (Deutsche Geschichte Bd. IV), Gothein (Die oberrheinischen Lande vor und nach dem Dreißigjährigen Kriege) und Preuß (Die Entwicklung des deutschen Städtewesens I) geäußerte Ansicht über eine scharf absteigende Linie der Entwicklung der Städte während der letzten Jahrzehnte vor dem Krieg findet sich also in Überlingen nicht bestätigt.

51) Der Matrikularbeitrag Aachens (mit etwa 16 000 Einw.) betrug 600 fl., der Eßlingens (mit etwa 6000 Einw.) nur 146 fl., der Überlingens (mit etwa 3300 Einw.) dagegen 312 fl.! — Aachen zahlte beispielsweise nur 27 082 fl. Satisfaktionsgelder, die Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen 21 360 fl., Eßlingen 25 000 fl., Überlingen aber 44 484 fl.

Matrikularbeitrag war — verglichen mit dem anderer Reichsstände — viel zu hoch und stand in gar keinem Verhältnis zu seiner tatsächlichen wirtschaftlichen Kraft. Notwendigerweise mußte es ständig Kapital aufnehmen und belud sich dadurch mit einer Schuldenlast, von der es sich nie mehr bis zum Ende seiner Reichsstadtherrlichkeit befreien konnte.

Von den eigentlichen Kriegshandlungen wurde Überlingen nicht stärker mitgenommen als auch andere Städte Süddeutschlands. Jedoch begann seine eigentliche Leidenszeit (abgesehen von der Belagerung im Jahre 1634) erst mit dem Jahre 1643, während in anderen Städten und Landschaften (beispielsweise in Konstanz, Heidenheim, Alzey, Frankfurt und den meisten norddeutschen Städten, darunter Berlin, Hannover, Ravensberg und Mühlhausen) zu diesem Zeitpunkt bereits eine Erholung einsetzte.

Wie überall in Deutschland, so wurden auch in Überlingen Landschaft und Landbevölkerung am unmittelbarsten vom Kriege betroffen. Zeitweilig war es den Bauern völlig unmöglich, ihrer Arbeit nachzugehen, und die meisten von ihnen suchten sich den Drangsalen des Krieges durch eine Flucht in die Schweiz zu entziehen.

Dennoch glich das Land am Ende des Krieges keineswegs einem „Feld voller Totengebeine, einer Welt erstarrten Lebens“⁵²⁾, wie man noch gegen Ende des letzten Jahrhunderts allgemein annahm. Nichts deutet darauf hin, daß die Bauernschaft in ein „dumpfes, apathisches Brüten“⁵²⁾ verfallen war, sondern es ist das Bild eines äußerst regsamen Lebens, das uns beispielsweise aus den Worten Pflaumerns (vom Jahre 1654)⁵³⁾ entgegentritt: „Wir sehen täglich vor augen, wie verwachsene felder gesäubert, öde hofgüter besetzt, die zahl der unterthanen und zinsleute sich mehrt und ein jeder fleißige haushalter sein einkommen von jahr zu jahr verbessern kann.“

Es ist erstaunlich, mit welcher Tatkraft und welch zähem Lebenswillen die Menschen ans Werk gingen. Schon nach wenigen Jahren glaubten sie der ärgsten Not Herr geworden zu sein. Dies kommt auch in den Worten des Medardus Reutlinger zum Ausdruck, der in seiner Chronik — nach Aufzählung aller Kriegsnöte — freudig ausruft: „Dises alles aber ist, Gott seye gelobt vnd gebenedeyet, vberwunden!“

In der Tat erholte sich die **L a n d b e v ö l k e r u n g** verhältnismäßig rasch von den erlittenen Schädigungen.

Die **B ü r g e r s c h a f t** jedoch trug sehr schwer an den Folgen dieses „langwürigen Krieges“. Durch ihn büßte sie die Hälfte ihres Vermögens ein, und wegen dieses bedeutenden Verlustes an Bargeld und Gewerbe-

52) Zitiert bei R. Hoeniger, Der Dreißigjährige Krieg und die deutsche Kultur (Preuß. Jahrbücher Bd. 138, Berlin 1909) S. 402.

53) Zitiert bei A. Fischer, Die literarische Tätigkeit des Johann Heinrich von Pflaumern, 1584—1671 (Diss. Bonn 1909) S. 97.

kapitalien sah sie sich nach Beendigung des Krieges außerstande, ihr Rebland (das ihre Haupterwerbsquelle bildete) wieder voll zu bewirtschaften. Mehr als die Hälfte der vor dem Krieg bebauten Rebfläche lag nach dem Kriege brach⁵⁴), und der Weinertrag war um 40% zurückgegangen. Die Lage verschlimmerte sich noch dadurch, daß man nun mit Absatzschwierigkeiten zu kämpfen hatte, denn ein großer Teil der einstigen Abnehmer (die natürlich durch den Krieg auch ärmer geworden waren) wandte sich dem billigeren Bier und Mostobst zu.

Eine schwere Schädigung bedeutete auch der Verlust des Getreidefuhrmonopols, das die Schweizer an sich gerissen hatten, da in Überlingen niemand ausreichende Mittel besaß, um neue Schiffe auszurüsten.

Dem Handwerk aber, das ohnedies auf schwachen Füßen stand, erwich in den in- und ausländischen Hausierern und in den Handwerkern, die sich jetzt auch in den Dörfern niederließen, sowie in den großen industriellen Betrieben der aufstrebenden Fürstenstädte eine gefährliche Konkurrenz.

Noch weitaus ungünstiger als die wirtschaftlichen Verhältnisse der Bürgerschaft gestalteten sich die der Stadt. Sie verlor durch den Krieg einen bedeutenden Teil ihrer Einkünfte. Aus den Vogteien beispielsweise flossen ihr (nach dem Verlust Ittendorfs) nur noch 50% der einstigen Einnahmen zu. Das Umgeld, von den Wirten und „Gäselirern“ in der Stadt eingezogen, erbrachte ebenfalls nur noch 50% seiner vorigen Höhe; auf dem Lande sogar nur 23%. Auch die Einnahmen aus der ordentlichen Jahressteuer und der „Anlage“ gingen um die Hälfte zurück, was nicht zuletzt auf den großen Bevölkerungsverlust zurückzuführen ist, der bei Kriegsende über 60%, im Jahre 1664 38% und nach einigen Jahrzehnten noch 18% betrug⁵⁵).

Besonders schlecht stand es mit den Vermögensverhältnissen der Stadt. Ihre Schuldenlast war auf das Doppelte angewachsen, und sie mußte dazu übergehen, Teile des wertvollen Grundbesitzes zu veräußern, wollte sie sich nur ihrer drückendsten Zahlungsverpflichtungen entledigen.

54) In Eßlingen beispielsweise lagen nach dem Krieg nur 5% der Weingärten brach, in Besigheim dagegen betrug der Rückgang der Rebfläche durchschnittlich 70%.

55) Was den Bevölkerungsrückgang anbelangt, so gehörte Überlingen bei Kriegsende zu den am stärksten betroffenen Gebieten. Seine Verluste betragen zu diesem Zeitpunkt 60,2%, in der Mark Brandenburg erreichten sie 50%, in Mecklenburg 64%, im Erzstift Magdeburg 46,2%, in Darmstadt 80%, in der Provinz Oberhessen 60%, im Herzogtum Württemberg 50%, in Urach 75%. Am geringsten war die Bevölkerungsabnahme in Niedersachsen, Westfalen, Kurachsen. Hauptzerstörungsgebiete mit 60—70% Verluste waren Mecklenburg, Pommern, Koburg, Hessen, Pfalz und Württemberg. In der Kurmark, dem Erzstift Magdeburg, Thüringen, Bayern, Franken ist vielleicht mit einem Verlust von 50% zu rechnen. Schlesien hat etwa 20% seiner Einwohnerschaft eingebüßt. (Vgl. G. Franz, Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk. Jena 1943.)

Es ist also nicht zu bestreiten, daß sich die Stadtverwaltung nach Beendigung des Krieges ungeheuren Schwierigkeiten gegenüber sah. Dennoch ließ sie nichts unversucht, die Lage Überlingens zu bessern. Sie sorgte so gut als möglich für die Wiederanpflanzung der verwüsteten Reb­gärten, sie räumte mit den Mißbräuchen auf, die sich im Getreidehandel und Marktleben eingeschlichen hatten und erreichte auch tatsächlich eine bedeutende Steigerung der Zolleinkünfte. Vor allem aber setzte sie sich dafür ein, daß die Zunftregeln wieder genauestens befolgt wurden.

Indessen, gerade diese Maßnahme erwies sich nicht als sehr glücklich. Denn — so heilsam die strenge Disziplin der Zünfte für die etwas aus dem Gleichgewicht gekommenen Verhältnisse war — so nachteilig wirkten sich die Zunftgesetze für das Handwerk selbst aus. Sie verhinderten die freie Entfaltung der Gewerbetreibenden und somit die Gründung oder Ansiedlung größerer industrieller Betriebe⁵⁶). Im Interesse der Gesundung der städtischen Wirtschaft wäre es wünschenswert gewesen, wenn der Magistrat diejenigen, die Wagemut und Unternehmungsgeist zeigten, nach besten Kräften unterstützt und ihnen die Erweiterung ihres Betriebes ermöglicht hätte. (Zumal man nicht mehr hoffen konnte, mit Hilfe des Weinbaues zu neuem Wohlstand zu gelangen.) Statt dessen wies der Rat alle, die über die gesteckten Grenzen hinausstrebten, in „ihre Schranken“ zurück.

Wenn also die mit so viel Tatkraft begonnene Wiederaufbautätigkeit letzten Endes doch nicht zu einem vollen Erfolg führte, so ist dies in erster Linie auf die schweren Schädigungen zurückzuführen, die die Stadt und die Bürgerschaft durch den Krieg erfahren haben. Daneben jedoch muß man der engstirnigen und kurzsichtigen Politik der Stadtverwaltung die Schuld geben, die so zäh an den altüberlieferten, aber schon sehr verknöcherten Zunftgesetzen festhielt.

Indessen — vielleicht besaß die Stadtverwaltung gar nicht mehr die Spannkraft zu umfassenden Neuerungen, wie sie beispielsweise die Fürsten in ihren Territorien durchführten. So mußte denn Überlingen wie alle altersschwachen Reichsstädte der Macht der aufstrebenden Terri­torien weichen.

56) Es gibt genügend Beispiele dafür, daß in den Städten, wo die Landesherren die Gründung von Fabriken oder Handelsunternehmungen weitestgehend unterstützten, das Wirtschaftsleben in auffallend kurzer Zeit wieder in Gang kam und die Gewerbetreibenden bald größere Umsätze erzielen konnten, als je zuvor. (Vgl. B. Haendke, Deutsche Kultur im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges, Leipzig 1906), K. Kollnig, Die Pfalz nach dem Dreißigjährigen Kriege. (Heidelberger Vorträge Bd. 13), R. Fritzsche, Die Stadt Altenburg im Dreißigjährigen Kriege, Diss. Jena 1912, K. Salge, Der Dreißigjährige Krieg in der Grafschaft Ravensberg. Diss. Münster 1922, H. Heuschen, Die Folgen des Dreißigjährigen Krieges für das Wirtschaftsleben der Stadt Konstanz. Diss. Tüb. 1933.

In Mannheim z. B. sollte — nach dem Wunsch des Kurfürsten Karl Ludwig — jeder so frei wohnen und handeln „als in Holland oder in einigem andern freien Land der Welt“. Keine Zollbeschwerung, keine Zünfte, sondern Handels- und Gewerbefreiheit.

Aus den Anfängen des Lindauer Zeitungswesens (1596-1810)

Von Adolf Dresler

EINLEITUNG

Durch seine günstige Lage am Kreuzungspunkt zweier wichtiger Straßen, welche die kaiserliche Residenzstadt Wien über Innsbruck mit Konstanz, Basel, Straßburg und Frankreich, mit den Städten am Niederrhein und in den Niederlanden verband, und derjenigen, die von Augsburg nach Venedig, Mailand und Rom führte, sowie mancher anderer Straßen, wie z. B. derjenigen nach St. Gallen, spielte die alte Freie Reichsstadt Lindau im Nachrichtenwesen des ausgehenden Mittelalters längere Zeit eine beachtliche Rolle. Dazu kam, daß Lindau selbst einen nicht unbedeutenden Handel betrieb und über ein eigenes Botenwesen verfügte¹⁾. Dadurch liefen in Lindau aus allen Teilen Europas zahlreiche Nachrichten ein bzw. sie wurden, wenn sie ihren Weg über Lindau hinaus weiter nahmen, dort vielfach eingesehen und zur Kenntnis genommen. Überdies kehrten viele fremde Kaufleute in den Gasthöfen Lindaus, besonders in der „Krone“, ein und berichteten dort die Neuigkeiten, die sie auf ihren Reisen erfuhren. So ist es nicht verwunderlich, daß Lindau bereits im 16. Jahrhundert zu denjenigen deutschen Städten gehörte, in denen auswärtige Nachrichten durch den Druck verbreitet wurden. 1596 brachte Lindaus Erstdrucker, Hans Ludwig *Brem*, eine Neue Zeitung heraus, welche zwei Berichte aus Venedig enthielt. Kurz darauf lief dann zweifellos die Korrespondenz für die älteste periodische Zeitung von Augsburg über Lindau nach Rorschach am Bodensee. Spätestens von 1600 an stellte der spätere Bürgermeister Andreas *Neukom* mindestens 9 Jahre hindurch aus den ihm erreichbaren Nachrichten briefliche Zeitungen zusammen und sandte sie wöchentlich nach Konstanz.

Als Lindau im Jahre 1637 ein kaiserliches Postamt erhielt, wurde der einlaufende Nachrichtenverkehr noch dadurch verstärkt, daß die Lindauer Bürger durch dieses Postamt gedruckte Wochenblätter aus Augsburg, Nürnberg, Ulm und aus Italien beziehen konnten. Spätestens im Jahre 1681 machte sich der Buchdrucker Theodor *Hecht* diesen Umstand zunutze, um aufgrund jener auswärtigen Blätter ein eigenes Lindauer Wochenblatt herauszugeben. Im 18. Jahrhundert folgten weitere Wochenblätter, darunter auch sog. „Intelligenzblätter“, d. h. Anzeigenblätter, so daß die Geschichte des Lindauer Zeitungswesens Stoff genug zu einer zusammenfassenden Betrachtung von ihren Anfängen bis zum Jahre 1810 bietet.

1) s. Stettner „Post- und Botenwesen“ in Wolfart „Geschichte der Stadt Lindau im Bodensee“, Lindau 1909, I, 1. Abt., S. 182.

Eine Neue Zeitung Hans Ludwig Brems von 1596

Schon bald nach der von Johannes Gutenberg gemachten Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen metallenen Lettern wurde diese Erfindung nicht nur für die Vervielfältigung von Büchern, sondern auch zur Verbreitung von Nachrichten angewandt. Schon Gutenberg selbst teilte in dem sog. „Türken-Kalender“ für das Jahr 1455 die aus Rom erhaltene Nachricht über den Vormarsch der Türken gegen Ungarn mit, um die Versammlung der deutschen Städte in Frankfurt zu gemeinsamer Abwehr aufzurufen²⁾. Man kann den Druck jener Nachricht als die erste „Zeitungs-Meldung“ ansehen, denn das Wort „Zeitung“ bedeutete ja ursprünglich jede Nachricht sowohl mündlicher als auch schriftlicher Art³⁾. Noch im 15. Jahrhundert wurden dann mehrfach Berichte aus aller Welt, die wie z. B. der Bericht des Christoph Columbus über die Entdeckung Amerikas einen größeren Leserkreis interessierten, in Form kleiner Hefte von meist nur wenigen Seiten Umfang gedruckt. 1502 wurde in der Überschrift eines solchen Berichtes erstmals das Wort „Zeitung“ benutzt, und um 1509 erhielt ein Heft mit dem Bericht über eine Seefahrt von Brasilien durch die Magelaes-Straße in den Stillen Ozean den Titel „Neue Zeytung ausz Presillg Landt“⁴⁾. Während des 16. Jahrhunderts erschienen solche „Newen Zeitungen“ in immer größerer Zahl und rascherer Folge an zahlreichen Orten⁵⁾. Unter ihnen ist im Jahre 1596 auch Lindau durch seinen Erstdrucker Hans Ludwig Brem vertreten gewesen.

Brem wurde als Sohn des Lehrers der Lindauer Lateinschule Martin Brem in Lindau geboren⁶⁾. Von seinem Vater, der aus Isny stammte, wurde er dazu ermuntert, 1592 den Beruf eines Buchdruckers zu ergreifen⁷⁾. Darüber schrieb der Lindauer Prediger und Bibliothekar Bonaventura Riesch, daß damals „... alhier in Lindau die erste und gar schöne Druckerey aufgerichtet worden ist von Johann Ludwig Brem“. Neben dem Buchdruck erlernte Hans Ludwig Brem auch die Buchbinderei, so daß er mehrfach als „Buchtrucker vnnd Buchbinder zu Lindaw“ erwähnt wird. Er brachte mehrere schöne Drucke, darunter auch Gesang-

2) s. Aloys Ruppel „Johannes Gutenberg, sein Leben und sein Werk“, 2. Aufl., Berlin 1947, S. 123.

3) In dieser Bedeutung ist das Wort „Zeitung“ noch von Schiller in den „Räubern“, „Kabale und Liebe“ und „Don Carlos“ benutzt worden.

4) s. Emil Weller „Die ersten deutschen Zeitungen“, Tübingen 1892, Nr. 1, S. 87.

5) Weller a. a. O. hat unter 877 Nummern mehr als 900 Neue Zeitungen des 16. Jahrhunderts zusammengestellt.

6) Josef Benzing schreibt in seinem „Buchdrucker-Lexikon des 17. Jahrhunderts“, Frankfurt a. M. 1952, S. 111, Hans Ludwig Brem sei in Isny geboren. Dies dürfte jedoch nicht zutreffen, wohl aber hat sein Vater Martin Brem 1528 in Isny das Licht der Welt erblickt. s. auch Karl Wolfart „Geschichte der Stadt Lindau im Bodensee“, I., 1. Abt., S. 408.

7) s. Waldemar Sensburg „Zur älteren Lindauer Buchdruckergeschichte“ bei Wolfart a. a. O. II, S. 177 ff.

bücher heraus, die bis dahin auswärts gedruckt worden waren⁸⁾. Den Vertrieb seiner Erzeugnisse übertrug Brem zum Teil dem Augsburger Buchhändler Tobias Lutz, der sie in seine Kataloge aufnahm und auf der Frankfurter Messe feilbot.

Als ältestes Zeugnis des Lindauer Zeitungswesens ist eine 1596 von Brem gedruckte nichtperiodische *Neue Zeitung* erhalten geblieben, die vier Blatt im Oktav umfaßt und zwei gereimte Nachrichten enthält. Ihr Titel lautet: „Zwo warhaffte wunder seltzame neue Zeitung. Die Erste: Wie hundert mal tausend vnd sechs vnd neuntzig tausend Juden vom Berg Caspin, dem Türcken in das Landt gefallen ausz Venedig, Rom, Constantinopel, im Julio vnd Augusto desz 96. Jars warhafftig geschrieben, liederweisz gestellet Die Ander: Von einer . . . Mörder-Geschicht . . . Gedruckt zu Lindaw am Bodensee, bey Hans Ludwig Brem . . .“⁹⁾.

Die beiden gereimten Meldungen der *Newen Zeitung Brems* stammen aus Venedig. Die erste von ihnen wurde im gleichen Jahre auch von Leonhard Nassinger in Wien gedruckt¹⁰⁾, jedoch zusammen mit einer anderen Meldung über den Türkenkrieg, als Brem sie brachte. Da der Text der ersten Meldung in beiden *Newen Zeitungen* kleine Verschiedenheiten aufweist, darf wohl angenommen werden, daß sie zwar aus derselben Quelle kamen, daß aber Brem und Nassinger aus Venedig verschiedene Manuskripte erhielten.

Ob Brem noch weitere *Neue Zeitungen* druckte, hat sich leider nicht feststellen lassen, jedoch ließe es sich vermuten. Sind doch von den Tausenden *Newer Zeitungen*, die in Deutschland während des 16. und 17. Jahrhunderts erschienen, die meisten verlorengegangen.

1620 wurde Brems Druckerei geschlossen, weil er die Schrift des Magisters Zangmeister „Dreyssig Christliche Fragen mit ihrer Antwort für die Kinder und einfältige, so zum hlg. Abendmahl gehen wollen“, in welcher für die Privatbeichte eingetreten wurde, drucken wollte. Die drei bereits gedruckten Bogen der Schrift wurden vom Rat beschlagnahmt und die Presse „wegen unterschiedlichen Mißbrauchs in dem Zangmeisterischen Handel obrigkeitlich aufgehoben und auf das Gerichtshaus gebracht.“ Brem hat daraufhin Lindau verlassen und, wie schon Riesch vermutete, in Ravensburg weitergedruckt, jedoch ist nicht mit Sicherheit auszumachen, wann er gestorben ist.

1597 lief die Korrespondenz der ältesten periodischen Zeitung über Lindau

Nur wenige Monate nach dem Druck der nichtperiodischen *Newen Zeitung Brems* begann im schweizerischen Städtchen Rorschach am Bodensee im Januar 1597 eine Monatszeitung zu erscheinen, die als die älteste

8) Dies geschah zumeist bei Georg Gruppenbach in Tübingen.

9) s. Weller a. a. O. Nr. 824, S. 350.

10) s. Weller a. a. O. Nr. 825, S. 350.

bisher bekannte periodische Zeitung angesehen werden darf¹¹⁾. Das Besondere an dieser Zeitung ist, daß nicht ihr Drucker Leonhard *Straub* die Meldungen ihres Inhalts beschaffte, sondern daß dies durch den Publizisten Samuel *Dilbaum* in Augsburg geschah, das mehr als 150 km von Rorschach entfernt ist.

Dilbaum, der Buchhändler war, aber über keine eigene Druckerei verfügte, hatte bereits seit einigen Jahren den Text nichtperiodischer Newer Zeitungen verfaßt und auf seine Kosten drucken lassen. Ende 1596 verband er sich nun mit dem genannten Schweizer Drucker *Straub* in Rorschach und wurde auf diese Weise der erste „Redakteur“ eines periodischen Blattes, von dem wir wissen. Seine Monatszeitung, die keinen festen Titel hatte, sondern deren einzelne Hefte nur den Namen des jeweiligen Monats als Titel angaben, erschien nur während des Jahres 1597, dann wurde sie, vermutlich weil sie den finanziellen Erwartungen *Straubs* und *Dilbaums* nicht entsprach, eingestellt.

Auch wenn man annimmt, daß *Dilbaum* die von ihm in Augsburg gesammelten Nachrichten ein- oder zweimal selbst nach Rorschach gebracht haben könnte, so wird er doch zweifellos die Nachrichten für die anderen zehn oder elf Nummern durch Boten nach Rorschach haben befördern lassen. Dabei darf mit großer Sicherheit vermutet werden, daß diese Boten ihren Weg von Augsburg über Lindau und von dort zu Schiff über den Bodensee nach Rorschach genommen haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Lindau also bei dem Erscheinen der ältesten periodischen Zeitung eine wenn auch nur bescheidene Nebenrolle als Durchgangsort für die Nachrichten dieser Zeitung gespielt.

Wurde in Lindau 1600 bis 1609 eine periodische Zeitung gedruckt?

Über die Frage wann, wo und von wem die älteste periodische Zeitung gedruckt worden ist, haben viele wissenschaftliche Auseinandersetzungen stattgefunden, auf die hier eingehen zu wollen zu weit führen würde. Unter den zuletzt vertretenen Ansichten hat 1950 Engelbert *Strobel* aufgrund eines Rechnungsbuches des badischen Klosters Salem vermutet, der Konstanzer Drucker Nikolaus *Kalt* habe im Jahre 1600 oder sogar schon 1599 eine Wochenzeitung gedruckt, für deren Lieferung nach Salem er bestimmte Beträge erhielt. *Strobel* glaubte annehmen zu können, daß *Kalts* Zeitung als die älteste gedruckte periodische Zeitung überhaupt anzusehen sei¹²⁾. Demgegenüber vermutete der Verfasser dieses jedoch, daß es sich bei der von *Kalt* nach Salem gelieferten Zeitung nicht um eine gedruckte, sondern um eine geschriebene Zeitung gehandelt habe: „Da von diesem Blatt . . . bisher keine Spur aufgefunden werden konnte, muß wohl angenommen werden, daß es sich um ein ähnliches geschriebenes

11) s. Adolf Dresler „Die älteste periodische Zeitung und Zeitschrift“, München 1953.

12) „Wann erschien die älteste deutsche Zeitung?“ in „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“, Frankfurter Ausgabe Nr. 80 vom 6. 10. 1950.

Wochenblatt gehandelt hat, wie sie nach denselben Rechnungsbüchern 1613—1626 auch aus Augsburg nach Salem geliefert worden sind¹³⁾.

1953 hat dann Wilhelm Beck aufgrund von Konstanzer Rechnungsbüchern festgestellt, daß in den Jahren 1600—1609 von Lindau aus Zeitungen an den Konstanzer Stadtrat geschickt worden sind¹⁴⁾. Als ihr Absender wurde ein Mann genannt, dessen Namen Beck als „Anders Nerikum“ oder „Nerukum“ las. In der Annahme, daß es sich bei den von diesem vermeintlichen Nerikum nach Konstanz gesandten Zeitungen um gedruckte periodische Blätter gehandelt habe, bezeichnete Beck Nerikum als „Zeitungsdrucker“ und sein Blatt als „die älteste periodische Zeitung im deutschen Reichsgebiet“, der nur die bereits erwähnte Monatszeitung von Dilbaum und Straub 1597 im schweizerischen Rorschach vorausgegangen war. Beck schloß weiter, jene periodische Zeitung Nerikums sei wahrscheinlich drei Mal im Jahre erschienen und sie sei vermutlich in fünf Exemplaren an den Rat von Konstanz gesandt worden.

Eine Überprüfung der Ausführungen Becks ergab zunächst, daß in der fraglichen Zeit außer der bereits erwähnten Druckerei Hans Ludwig Brems keine zweite Druckerei in Lindau bestanden hat. Eine Anfrage bei dem inzwischen verstorbenen Lindauer Stadtarchivar, Dr. Alfred Otto Stolze, ergab weiter die Auskunft, daß ein Drucker namens Anders Nerikum in der Lindauer Stadtgeschichte nicht vorkommt, wohl aber ein Andreas Neukom, der von 1615 bis 1628 als Stadtammann bezeugt ist. Daraus geht unzweifelhaft hervor, daß Beck einem doppelten Irrtum zum Opfer gefallen ist, indem er die 1600—1609 von Lindau nach Konstanz gelieferte Zeitung als eine gedruckte ansah, und daß er den Namen Neukom unrichtig gelesen hat. Damals wurde der Buchstabe u noch als geschrieben¹⁵⁾, das Beck als ri entzifferte, während er das spätere o irrtümlich als u las. Infolgedessen mußte seine Behauptung, Nerikums Zeitung „als die älteste periodische Zeitung im deutschen Reichsgebiet“ festgestellt zu haben, dahin berichtigt werden, daß zu jener Zeit in Lindau keine Zeitung gedruckt worden ist, sondern daß es sich bei der von Neukom nach Konstanz gelieferten Zeitung um geschriebene Wochenblätter gehandelt haben muß¹⁶⁾.

Andreas Neukom als Zeitungsschreiber

Der durch den Aufsatz Becks als Absender von geschriebenen Zeitungen ermittelte Andreas Neukom wurde in Lindau als ältester Sohn des Obmanns der dortigen Schneiderzunft geboren, welcher 1559 das Lindauer

13) s. Dresler a. a. O. S. 17, Anmerkung 42.

14) s. „Die ältesten deutschen periodischen Zeitungen und ihr Verhältnis zur Post“ in „Archiv für Deutsche Postgeschichte“, Frankfurt a. M., Dezember 1953, S. 11 ff.

15) s. z. B. „Newe Zeitung“ = Neue Zeitung.

16) s. Adolf Dresler „Wurde in Lindau 1600—1609 eine Zeitung gedruckt?“ in „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“, Frankfurter Ausgabe Nr. 50 vom 25. 6. 1954, S. 379.

Bürgerrecht erworben hatte¹⁷⁾. 1590 trat Andreas Neukom in das Lindauer Stadtgericht ein und heiratete im gleichen Jahre. Als Mitglied der Stadtverwaltung hat er nun zweifellos ohne besondere Mühe Nachrichten verschiedener Art sammeln und aus ihnen spätestens seit dem Jahre 1600 die in den Konstanzer Rechnungsbüchern erwähnten Zeitungen zusammenstellen und sie an den Rat nach Konstanz senden können. Beck hat weiterhin dargelegt, daß Neukom seine Zeitungen aber nicht nur an den Konstanzer Rat, sondern offenbar abschriftlich auch an den Buchdrucker Kalt gesandt hat, der sie seinerseits wieder gegen Bezahlung an das Kloster Salem weiterleitete. Diese Feststellung Becks bestätigte damit die bereits früher ausgesprochene Vermutung, es werde sich bei der von Kalt nach Salem gelieferten Zeitung nicht um eine gedruckte, sondern um eine geschriebene Zeitung gehandelt haben, so daß sie aus dem Wettbewerb um den Ruhm, die älteste in Deutschland gedruckte periodische Zeitung gewesen zu sein, ausscheiden muß. Ob Neukom seine geschriebenen Zeitungen noch über das Jahr 1609 hinaus nach Konstanz geliefert hat, konnte bisher nicht ermittelt werden.

Im Jahre 1615 wurde Andreas Neukom zum Stadtammann gewählt. In dieser Eigenschaft geriet er in die Auseinandersetzungen, die um seinen Bruder Alexius, der Geistlicher war, entstanden¹⁸⁾. Sein Bruder hatte in den Streit um die Privatbeichte eingegriffen, weshalb ihn der Rat am 6. 11. 1626 seines geistlichen Amtes enthob. Als sich seine Anhänger dem widersetzen wollten, war Andreas bei dem sich entwickelnden Tumult zugegen. Die Folge der Unruhen war, daß am 18. 3. 1627 eine kaiserliche Untersuchungskommission in Lindau erschien und die Stadt zur Strafe mit einer kaiserlichen Garnison belegt wurde. Im Frühjahr 1628 wurde Andreas Neukom seines Amtes als Stadtammann enthoben und zur Zahlung von 500 Gulden verurteilt¹⁹⁾. Über sein weiteres Schicksal ist nichts bekannt, jedoch scheint er seine Vaterstadt Lindau verlassen zu haben.

Das älteste gedruckte Lindauer Wochenblatt 1681—1692

Der Buchdrucker Theodor Hecht in Lindau 1679—1700

Nachdem die Druckerei Hans Ludwig Brems 1620 vom Rat stillgelegt worden war, ist Lindau zunächst längere Zeit ohne Buchdruckerei geblieben. Wenn Bücher benötigt wurden, so mußten sie wieder wie vor dem Jahre 1592 von auswärts bezogen werden. Die Niederlassung eines neuen Buchdruckers mag durch den Dreißigjährigen Krieg verzögert wor-

17) s. Dr. Hans Löwe in Wolfarts „Geschichte der Stadt Lindau im Bodensee“, I., 2. Abt. S. 31, „Lindau während des 17. Jahrhunderts“.

18) Der 1570 geborene Alexius Neukom erhielt bereits mit 23 Jahren das Amt eines Hofpredigers des Markgrafen Ernst-Friedrich von Baden. 1599 kehrte er von dort nach Lindau zurück, um hier eine Pfarrei zu übernehmen. S. Löwe a. a. O. S. 28 ff.

19) s. Löwe a. a. O. S. 48.

den sein, in dessen Verlauf Lindau 1647 noch eine schwedische Belagerung erleiden mußte. Erst im Jahre 1679 fand Brem in Theodor *Hecht* einen Nachfolger.

Theodor Hecht kam aus Ulm nach Lindau²⁰⁾. Er wurde begleitet von seiner Frau Anna Katharina, geborenen Wildeisen aus Ulm, und seinem Bruder Johann Christoph, der ihm einige Zeit in seiner Druckerei Hilfe leistete. 1679 erschien als sein erster Lindauer Druck ein Wörterbuch für die unterste Klasse der Lateinschule, der eine größere Zahl weiterer Bücher für die Zwecke der Kirche und der Schule folgte. Als die Frau Hechts 1700 starb, übersiedelte er in die badische Residenzstadt Durlach bei Karlsruhe, wo er die Stellung eines Hofbuchdruckers erhielt.

Hechts „Wochentliche Neue Zeitung“ 1681—1692

Außer Büchern druckte Hecht auch das *älteste Lindauer Wochenblatt*. Darüber lesen wir bei Stettner in Wolfarts Lindauer Geschichte²¹⁾: „Die erste Wochenzeitung druckte Th. Hecht schon ums Jahr 1691, sie wurde aber wegen ihrer politischen Nachrichten von der Innsbrucker Regierung angefochten und vielleicht deshalb bald eingestellt; erhalten hat sich . . . kein Blatt.“ Offenbar beruhte Stettners Kenntnis von dem ältesten Lindauer Wochenblatt nur auf einem im Stadtarchiv befindlichen Akt²²⁾, in welchem die Innsbrucker Regierung 1691 an den Lindauer Rat eine Beschwerde gegen Hechts Wochenblatt gerichtet hat. Ein Exemplar jenes ältesten Lindauer Wochenblattes war damals weder im Lindauer Stadtarchiv vorhanden, noch sonst bekannt.

Als aber 1940 Walter Schöne in seinem Werk „Die deutsche Presse des 17. Jahrhunderts in Bildern“²³⁾ die Titelseite einer „Wochentlichen Newen Zeitung“ aus dem Jahre 1681 abbildete, sprach er in der erläuternden Einleitung die folgende Vermutung aus: „Die ‚Wochentliche Neue Zeitung‘ vom Jahre 1681 ist wahrscheinlich zu Lindau am Bodensee gedruckt.“²⁴⁾

Durch einen glücklichen Zufall hatte nun der Verfasser in den zwanziger Jahren ein Exemplar derselben von Schöne abgebildeten „Wochentlichen Newen Zeitung“ in einem Münchener Antiquariat erworben. Zum Unterschied von Schönes Exemplar trug dieses vom 12./22. November 1692 datierte Exemplar die Initialen T. H. L., die unzweifelhaft als „Theodor Hecht Lindau“ zu deuten sind. Die oben wiedergegebenen Zeilen Stettners über Hechts Wochenblatt sind also dahin zu berichtigen, daß dieses nicht erst „ums Jahr 1691“ zu erscheinen begann, sondern

20) s. Waldemar Sensburg „Zur älteren Lindauer Buchdruckgeschichte“ in Wolfarts „Geschichte der Stadt Lindau im Bodensee“ II, S. 117 ff.

21) „Lindau von 1700 bis zum Ende der Reichsstadt“ bei Wolfart I, 2. Abt., S. 181.

22) Sign. 55,5.

23) Leipzig 1940, S. 263.

24) a. a. O. S. 22.

daß es sich vom Jahre 1681 bis 1692 nachweisen läßt. Vielleicht ist es sogar bereits 1680 oder 1679 von Hecht gegründet worden und auch noch über das Jahr 1692 hinaus erschienen.

Die „Wochentliche Newe Zeitung“ Hechts ist ein reines Nachrichtenblatt gewesen, wie sie im siebzehnten Jahrhundert in vielen deutschen Städten erschienen und als deren älteste die vielumstrittenen Wochenblätter des Jahres 1609 erhalten geblieben sind.

Wie wir noch sehen werden, entnahm Hecht den Inhalt seiner „Wochentlichen Newen Zeitung“ den Nachrichten auswärts gedruckter Blätter, und zwar solchen aus Ulm, Augsburg, Nürnberg und Italien, die er von dem 1637 errichteten Lindauer Kaiserlichen Postamt bezog. Soweit von einer Redaktion dieser Nachrichten überhaupt gesprochen werden kann, hat Hecht sie zweifellos selbst vorgenommen. Sie stammten aus den wichtigsten Ländern Europas, besonders aber aus Wien, aus Italien und Frankreich.

Dem Text seines Wochenblattes hat Hecht eine Vignette vorangestellt, die einen Postreiter zeigt. Das erhalten gebliebene Exemplar von 1692, das inzwischen dem Lindauer Stadtarchiv überlassen wurde, trägt die Nummer XLVI. Der die Titelseite einnehmende Bericht ist aus Rom vom 1. November 1692 datiert. Es folgen Meldungen aus Italien vom 4. 11., aus Wien vom 8., aus Cölln vom 9., aus Genf vom 3., aus Lüttich vom 7., Paris vom 6. und Charleroi vom 3. 11. und aus Polen vom 19. 10. Am Ende des vierseitigen Blattes findet sich der Vermerk „gedruckt Sambstags, den 12. und 22. Nov. 1692. Hierbey ist auch die extra-ordinari Zeitung zu haben“. Diese ebenfalls erhaltene vierseitige „Extra-Ordinari Wochen-Zeitung“ weist gleichfalls die Nummer XLVI auf. Sie ist am gleichen Tage wie das Hauptblatt gedruckt worden, mußte aber offenbar gesondert gekauft werden. Ihre Meldungen stammen aus Wien vom 12. 11., aus Cölln vom 13., aus Brüssel vom 12., Paris vom 10., Worms vom 8., Heidelberg vom 3., aus der Pfalz vom 11. und aus Italien vom 7. 11. sowie endlich aus der englischen Hafenstadt Falmouth vom 31. 10.

Die Auflage der „Wochentlichen Newen Zeitung“ Hechts dürfte wohl höchstens 150 Exemplare betragen haben.

Eine Beschwerde der Innsbrucker Regierung von 1691 über Hechts Wochenblatt

Es wurde bereits erwähnt, daß sich im Lindauer Stadtarchiv ein Akt befindet, welcher eine Beschwerde der Innsbrucker Regierung aus dem Jahre 1691 über Hechts Wochenblatt enthält. Die Beschwerde betraf Hechts Berichterstattung über den Krieg zwischen Österreich und Frankreich.

1689 führten die Eroberungskriege Ludwigs XIV. dazu, daß sich eine Koalition gegen Frankreich bildete. An ihre Spitze trat Wilhelm III. von Oranien, der 1688 den englischen Thron bestiegen hatte. Auf dem

Festland schloß sich vor allem Österreich den Gegnern des französischen Königs an. Dabei verfolgte die kaiserliche Regierung aufmerksam und argwöhnisch die Haltung der einzelnen deutschen Staaten und Freien Städte und nicht zuletzt auch die Berichterstattung ihrer Zeitungen. Nun hielt sich Hecht in seiner „Wochentlichen Newen Zeitung“ von einer einseitigen Parteinahme für Österreich frei und brachte vielmehr Berichte aus beiden Lagern. Wie wir noch sehen werden, entnahm er die Meldungen seines Blattes auswärtigen Zeitungen, die er durch das kaiserliche Postamt in Lindau erhielt. Nachdem sein Blatt bereits zwei Jahre hindurch unbeanstandet geblieben war, glaubte man aber bei der oberösterreichischen Regierung in Innsbruck, welche für das Lindauer Wochenblatt zuständig war, eine Bevorzugung französischer Nachrichten vor den österreichischen feststellen zu können. Ja, es tauchte sogar der Verdacht auf, Hecht unterhalte eine eigene Korrespondenz aus und nach Frankreich. Infolgedessen sandte der Geheime Rat der Innsbrucker Regierung am 18. 1. 1691 eine Beschwerde an den Bürgermeister von Lindau, die im dortigen Stadtarchiv erhalten geblieben ist.

Der Rat ließ Hecht für den 4. Februar zur Verantwortung vorladen und über die Angelegenheit befragen, worüber ein ebenfalls erhalten gebliebenes Protokoll aufgenommen wurde. Außer seiner mündlichen Vernehmung wurde Hecht auch noch zu einer schriftlichen Stellungnahme aufgefordert. Beide Male führte er zu seiner Verteidigung an, er habe die Nachrichten seines Blattes aus gedruckten Augsburger, Nürnberger und Ulmer sowie zu einem kleinen Teil auch aus italienischen Blättern entnommen, die er vom Lindauer kaiserlichen Postamt beziehe. Der in der Beschwerde geäußerte Verdacht, er erhalte durch Kaufleute und Faktoren aus Frankreich besondere Nachrichten und er korrespondiere dorthin, bestehe nicht zu Recht. Wenn man ihm die beanstandeten Nachrichten genau angeben wolle, so könne er bei jeder mitteilen, woher er sie genommen habe. Er sei daher über die Innsbrucker Beschwerde höchlichst verwundert, und er schloß mit der Vermutung, daß mißgünstige Konkurrenten ihn bei der oberösterreichischen Regierung denunziert und in falschen Verdacht gebracht hätten.

Die zwei Blatt umfassende schriftliche Entschuldigung Hechts, die an einigen Stellen allerdings unleserlich ist, hat folgenden Wortlaut:
„Wohl-Edle Hochgelehrte, Edle, Veste Fürsichtig-Hoch- und wolweise; Insbesondere hochgeehrte gebietende Herren!

. Das von Hoch-Löbl. Hof Cammer von Inspruck de dato 18. dieses eingeloffene Schreiben mir communicieren wollen, erkenne ich mit unterthänigstem Dank, und wolte auch dero ertheilten Befehl zuzufolg gern eine Verantwortung hierüber thun: weillen mir aber nicht ungleiches²⁵⁾ bewußt, dasz in meinen gedruckten Zeitungen jemahlen solte etwas wider

25) Unrechtes.

Ihro Kayserl. Maj. und dero hohen alliierten waffen²⁶⁾ geloffen seyn, auch hochgemeltes Schreiben allein in Generalibus²⁷⁾ bestehet, und keine Spezialia noch Formalia darinn benamset²⁸⁾, noch einiges getrucktes Blätl, darinn dergleichen etwas wäre, mit überschickt worden, als kann ich anderst nichts thun“ Der Rest des Schreibens ist unleserlich, enthielt aber offenbar eine Entschuldigung, denn Hecht schloß mit der Bitte: „ihn zu excußieren“.

Noch am 4. Februar wurde eine Antwort des Lindauer Rates an die oberösterreichische Regierung entworfen, worüber sich auf der Rückseite des Aktes folgender Vermerk findet: „Concept Antwortt Schreibens ann die O. Ö. Regierung zue Insprugg, de dato 4. Febr. a^o. 1691. Hiesigen Buchtruckher wegen wochentlich Truckhen der Zeitung Blatlin und Extra. Dass selbiger nit möchte ungleiches²⁹⁾ in seinen Zeitungen getruckht, auch keine correspondentz weder ausz noch inn Franckreich habe, und erbötig sey, sich dabey finden zu lassen.“

Im Sinne dieses Konzeptes wurde die Antwort des Lindauer Rates abgefaßt und nach Innsbruck abgesandt. Das betreffende Schreiben lautete: „Hochgebohren etc.

Was E. excell.³⁰⁾ und Lbd³¹⁾ wegen unseres Buchtruckhers u. dessen wochentlich Truckhen der Zeitung Blätlin warnung und erinnerungsweis in gnaden an uns abgehen zu lassen beliebt, solches haben wür mit geziemendem respect erhalten, und nicht underlassen, ermeldeten Buchtruckher darüber mit ernst zu red zu setzen; der hat sich aber darüber zum höchsten verwundert, mit hoher Bezeugung, daß er einige correspondentz weder aus noch inn Franckreich, noch von einigen hiesigen Kaufleuten oder Factoren nicht habe, sondern seine Zeitungen habe er meist aus den Augsburg-Nürnberg- u. Ulmischen getruckhten Avisen³²⁾ u. von alhiesigen Kays. Postampzt, auch etwas aus den Italienischen Blätlin. Wüsste sich gar nicht zu entsinnen, daß er etwas so nachtheiliges sollte getruckht haben, sich wol erinnernd, daß ihm solches von uns in seiner pflicht eingebunden³³⁾, dergleichen müßig zu gehen³⁴⁾. Wann ihm sein Blätlin under augen gelegt und in specie etwas daraus gezeigt werden wollte, er sich schon können verantworten und genugsamen Bericht erstatten, aus welcher getruckhten Zeitung er solches hergenommen habe. Es seye ihm nicht unbekannth, dass under den Buchtruckhern verschiedene missgönnstige seyen, welche ihm schon mehrmalgen hetten imputiren³⁵⁾ wasz andere

26) Truppen, Heere.

27) In allgemeinen Worten.

28) Keine näheren Angaben gemacht worden sind.

29) Unrechtes.

30) Euer Excellenz.

31) Liebden.

32) Zeitungen.

33) Auferlegt.

34) Zu unterlassen.

35) Zur Last legen.

gethan, mit angelegter gehorsamer Bitt bey E. Excell. und Lbd. ihn wegen solchen ungleichen³⁶⁾ Verdachtes zu excusiren³⁷⁾.

Bey welcher Beschaffenheit wir ihn wieder erlaszen³⁸⁾ under der repetirten ernstlichen Erinnerung, dasz er mit seiner truckherey sich wol inacht nehmen, und von allen gefährlichen Zeitungen und anderen nachtheiligen solchen zu truckhen sich enthalten oder unsere unfehlbare Bestrafung gewärtig seyn solle.

Welches E. Excell. und Lbd. wir in gehorsamer Anttwort zurück wider berichten und zugleich versichern wollen, dass wir sowol ihren alsz in allen anderen sachen, die erlaszene allergnädigste Kays. Mandata inhibitoria³⁹⁾ berühren, von selbst alle mögliche vigilanz⁴⁰⁾ vorzukehren, unserer allerunderthänigsten schuldigkeit nach uns befleissigen. Womit E. Excell. und Lbd. der Heyl. wertesten Beschirmung des Allmächtigen Gottes zu allen gesegneten Jahren zu dero gnad aber uns und unser anvertrauten Statt besten, gehorsamblichen empfohlen, Excell. und Gn.

Underthänig gehorsamwilligster Burgermeister und

Rhat der Stadt Lindaw.

Datum den 4ten Febr. a^o. 1691“

Mit dieser Beantwortung der Beschwerde der Innsbrucker Regierung über die Nachrichtenbehandlung in der „Wochentlichen Newen Zeitung“ Hechts — dessen Name übrigens in dem Akt nicht genannt wird — scheint die Angelegenheit als erledigt angesehen worden zu sein, jedenfalls haben sich im Lindauer Stadtarchiv keine weiteren Akten über den Fall erhalten. Die von Stettner ausgesprochene Vermutung, daß die „Wochentliche Newe Zeitung“ infolge der Innsbrucker Beschwerde verboten worden sei, trifft also keineswegs zu, denn wie das noch vorhandene Exemplar vom 12./22. November 1692 beweist, hat das Blatt sein Erscheinen noch bis zu diesem Datum fortsetzen können. Wie lange dies darüber hinaus noch geschehen ist, hat sich freilich leider bisher nicht feststellen lassen, vermutlich aber dürfte es noch einige Jahre der Fall gewesen sein.

Das Wochenblatt des Buchdruckers Egg um 1744

Wie es nach der 1620 erfolgten Schließung der Druckerei Hans Ludwig Brems 59 Jahre gedauert hatte, bis er 1679 in Theodor Hecht einen Nachfolger fand, so hat es nach dem Eingehen der „Wochentlichen Newen Zeitung“ Hechts ebenfalls mehrere Jahrzehnte gedauert, bis Lindau wieder ein Wochenblatt erhielt. Leider ist von diesem Blatt kein Exemplar erhalten geblieben, sondern wir erfahren von ihm nur dadurch, daß der Lindauer Rat seinen Drucker Egg 1744 ermahnte, die von ihm

36) Ungerechten.

37) Entschuldigen.

38) Entlassen, freilassen.

39) Verbote.

40) Vorsicht, Achtsamkeit.

vorgenommene Anwendung einer neuen Rechtschreibung zu unterlassen, und ihn wegen mehrmaliger Umgehung der vom Rate ausgeübten Zensur verwarnte. Stettner schreibt darüber⁴¹⁾: „1744 wird Buchdrucker Egg aufgefordert, was er druckt, namentlich die wöchentliche Zeitung, zuerst der Zensur zu unterbreiten. Man ist sehr ungehalten, daß er ohne zu fragen eine neue Orthographie angewendet hat, die nur einer gewissen Gesellschaft beliebt, den anderen mißfällt; er soll es bei der alten guten lassen.“

Es darf wohl vermutet werden, daß Eggs Wochenblatt ebenso wie die meisten ähnlichen Blätter jener Zeit ziemlich farblos gewesen ist. Dagegen hat es zweifellos bereits eine größere Anzahl von Anzeigen gebracht, wie dies damals seit einiger Zeit üblich geworden war. Bei Stettner heißt es nämlich weiterhin⁴²⁾: „Wir dürfen uns nicht allzu viel des Interessanten als ihren Inhalt vorstellen: die politischen Angaben fehlten bei der Eggischen entweder ganz oder waren kurz und farblos, der Hauptinhalt waren Anzeigen, die Preise der Lebensmittel und obrigkeitliche Erlasse.“

Das „Lindauische Avis- und Intelligenzblatt“ von Jacob Ott 1763—1770

Nicht allzu lange, wohl nur einige Jahre, nachdem Eggs Wochenblatt wieder eingegangen war, wurde von dem Buchdrucker Jacob Ott das „Lindauische Avis- und Intelligenz-Comptoir“ gegründet⁴³⁾. Schon Eggs Wochenblatt war seinem Wesen nach eines jener Intelligenzblätter gewesen, wie sie seit 1722, beginnend in Frankfurt, in mehreren deutschen Städten zur Verbreitung von Anzeigen gegründet worden waren. Das Wort „Intelligenz“ stammte daher, daß man in den sogenannten Intelligenz-Comptoirs Einsicht in die dort aufliegenden Geschäftsanzeigen nehmen konnte, die sodann in Zeitungsform veröffentlicht wurden.

Von Jacob Otts „Lindauischem Avis- und Intelligenz-Blatt“, das seinen Titel 1768 in „Lindauischer Intelligenz-Zettel“ abänderte, sind in der Lindauer Stadtbibliothek die Jahrgänge 1767—1770 erhalten. Ob und wie lange das Blatt noch über das Jahr 1770 hinaus fortbestanden hat, ist leider nicht bekannt.

Das „Reichsstadt Lindauische Intelligenzblatt“ des Buchhändlers Carl Gottwalt Benjamin Fritzsch 1782—1792

Einige Jahre nach dem Eingehen des Intelligenzblattes von Jacob Ott erhielt Lindau ein Blatt gleicher Art durch den Buchhändler Carl Gottwalt Benjamin Fritzsch. Dieser bat den Rat im Frühjahr 1781 um die Genehmigung zur Herausgabe eines Intelligenzblattes. Seiner Bitte wurde durch Erteilung eines Privilegiums am 22. April entsprochen. Das Privilegium hatte folgenden Wortlaut⁴⁴⁾:

41) s. Stettner a. a. O. I, 2. Abt., S. 180.

42) a. a. O. S. 181.

43) s. Stettner a. a. O. S. 181.

44) s. Stettner a. a. O. S. 181 mit Abbildung.

Wochentliche Neue Zeitung.

Num. XLVI.

*) (* * * * * T. * * * * * H. * * * * * L. * * * * *) *

Rom vom 7. Novemb. 1692.



Der Pabst ist nun auch wil-
lens den Cardinālen alle ihr
re Dislumber zu nehmen/
und hingegen einem jeden ein jähr-
liches Einkommen von 72000 Cro-
nen zu erkennen/damit sie künftig
alle in Rom residieren/ und seinem
Hof eine grössere Zierde und Au-
thorität geben sollen. So wendet
auch der Pabst allen Fleiß an/ da-
mit die Armen möchten behörig unterhalten werden/ wie er dann nicht
allein die Cardināle und Prälaten/ sondern auch die Ober Häubter der
Stiftungen/ ermahnen lassen/ reichliches Almosen bezusteuern/ und
sind auch die Jesuiten gehalten Brodt und Geld herzugeben. Dem
Cardinal Aleri ist auffgelegt 50000 Eronen bezutragen/ und Cardi-
nal Carpegna soll/ so lang er das Vicariat verwaltet hat/ für jedes Jahr
5000 Eronen bezahlen/ und also wird auch mit anderen verfahren/ und
niemand ausgeschlossen bleiben. Indessen werden die Armen auff allen
Gassen auffgesucht/ und bis ihr Spital völig angeordnet seyn wird/ in
den Pabstl. Pallast nach St. Johann Lateran gebracht/ die gesunde
und grade aber zur Arbeit nach Civita vecchia geschickt/ und obwol dem
Pabst vorgetragen worden/ daß es nicht wol stehe/ daß man aus dem
Pabstl. Pallast einen Armen-Spital machen wolte/ so hat derselbe zur
antwort geben/ daß ihm Leid seye/ daß er bey seiner Residenz nicht genug-
samen Platz hierzu habe/ damit er gleich in der Nähe sie öftters besuchen/
und selber sehen köndte/ wie sie verspflegt würden.

„Von E. hochEdlen und Hochweisen Geheimen Raths, der Reichsstadt Lindaw wegen, wird dem allhiesig beysässigen Buchhändler, Herrn Carl Gottwalt Benjamin Fritzs, die ausschließende Erlaubnis ertheilt, ein Aviso und Intelligenz-Blatt unter Obrigkeitlicher Autorität und Censur zu drucken und auszutheilen, so, daß neben den gewöhnlichen Rubriken, auch die Frucht-, Fleisch- und Garnpreise, und alles, was von Kanzleywegen zu verkünden ist, denselben einverleibt werden dürffe, und dass auch kein Bürger die Erlaubnis haben solle, während dem, als dieses Fritzschesche Avisblatt allhier besteht, ein ähnliches Blatt herauszugeben.

Decretum in Secretiori, d. 22. April 1782 (L. S.) Canzley der Reichsstadt Lindaw.“

Es dauerte jedoch mehrere Wochen, bis die erste Nummer des Intelligenzblattes von Fritzs am 6. Juli erscheinen konnte. Auf ihrer Titelseite brachte sie den Wortlaut des Privilegs vom 22. April sowie eine überschwengliche Danksagung an den Stadtrat für die Erteilung der Druckgenehmigung.

Interessant ist der Vermerk über die Erscheinungsweise und den Preis des Blattes, der sich auf der Titelseite befand. Er lautete: „Alle Sambstage wird von diesen Blättern in der Fritzschen Buchhandlung ein Stück vor 2. Kreuzer ausgegeben. Diejenigen, welche etwas bekannt machen lassen wollen, melden sich allezeit längstens bis Dienstag in jeder Woche. Auswärtige Freunde schicken Briefe und Gelder Franko ein, und diejenigen, so pränumeriert haben, lassen alle Sambstage ihre Blätter durch Bothen ablangen⁴⁵⁾ oder zahlen noch jährlich 24. Kreuzer Couvert- und Siegelgeld, ausser dem Porto, mehr.“

Das Intelligenzblatt von Fritzs ist 10 Jahre hindurch bis zum 23. Juni 1792 erschienen. Alle Jahrgänge sind in der Lindauer Stadtbibliothek erhalten.

Das „Reichsstadt Lindauische Wochenblatt“ von M. Ott 1793—1810

Das Bedürfnis der Lindauer Bevölkerung nach einem Intelligenzblatt war jedoch so groß, daß nach dem Eingehen des Blattes von Fritzs nur wenige Monate vergingen, bis M. Ott⁴⁶⁾ 1793 ein „Reichsstadt Lindauisches Wochenblatt“ erscheinen ließ, das in der Buchdruckerei von L. Stoffel gedruckt wurde. Dieses Blatt, das wie die gleichzeitigen Wochenblätter anderer deutscher Städte außer Anzeigen auch politische — freilich meist farblose — und sonstige Nachrichten brachte, ist bis zum Jahre 1810 erschienen. Auch von diesem Blatt sind in der Lindauer Stadtbibliothek alle Jahrgänge vorhanden.

45) Abholen.

46) s. Stettner a. a. O. S. 182.

Das Münster U. L. Frau zu Konstanz

Von Josef Hecht

Im frühen und hohen Mittelalter wurde die kirchliche Baukunst in ihren wesentlichen Entwicklungsphasen durch Entscheidungen bestimmt, die beim Bau der Kathedralkirchen in schöpferischer Durchdringung vorgegebener Überlieferungen und neuer Absichten getroffen wurden. Der architektonische Rang des Konstanzer Münsters, der Bischofskirche einer einstmals weit gespannten Diözese, ist somit keineswegs auf das Bodenseegebiet beschränkt.

Die ursprüngliche Gestalt dieses Bauwerks, seinen Formwandel im Gange der Jahrhunderte und seine jeweilige künstlerische Ausstattung aus dem heutigen Bestand ableiten zu können, setzt die vollständige und bis ins letzte zutreffende Kenntnis eben dieses Bestandes voraus. Diese Kenntnis in zweckentsprechender, d. h. in einer auf die Fragestellung der Forschung hin gerichteten und möglichst übersichtlichen Form zu vermitteln, ist die Aufgabe der Inventarisierung.

Die erste wissenschaftliche Beschreibung des Konstanzer Münsters gab der Freiburger Nestor der Kunstgeschichte F. X. Kraus im Jahre 1887. Am damaligen Vermögen der Kunstwissenschaft gemessen, war sein Werk eine Leistung von hohem Rang. Hinter den gewandelten Bedürfnissen der Forschung blieb sie jedoch seit langem zurück.

Nach den Publikationen von Gröber (1909) und Hecht (1928), gestützt auf langjährige, durch das ehem. Land Südbaden finanziell fundierte Vorarbeiten, denen auch die von E. Reisser, dem verstorbenen Vorstand des Bezirksbauamtes Konstanz, anlässlich der Wiederherstellung des Münsters erhobenen und bisher unveröffentlicht gebliebenen Befunde zugute kamen, legt nun Prof. Dr. Heribert Reiners eine neue Inventarisierung des Konstanzer Münsters vor (Die Kunstdenkmäler Südbadens, Band I., Das Münster U. L. Frau zu Konstanz, Kommissionsverlag Jan Thorbecke, Konstanz 1955, DM 28,—). Es ist ein stattlicher Band von 607 Seiten, ausgestattet mit nicht weniger als 506 Abbildungen und 11 Tafeln, der die oben umrissenen Bedürfnisse der Forschung auf Jahrzehnte zu befriedigen verspricht. Sehen wir zu:

Für ein Inventarisierungswerk ist es zunächst ungewöhnlich, dem dem Bauwerk gewidmeten Teil der Darstellung nicht lediglich mit einer histori-

schen Orientierung einzuleiten, sondern ihm eine bis in die letzten Feinheiten durchgearbeitete Baugeschichte voranzustellen. Auch wenn deren Ergebnisse zu begrüßen sein sollten, so bleibt es doch aus methodischen Gründen ein Fehlgriff, eine Bearbeitung vorwegzunehmen, der die Inventarisierung doch erst den Weg zu ebnen hat. Nun ist die von einer amtlichen Veröffentlichung selbstverständlich zu fordernde Objektivität der Bestandsaufnahme verquickt mit einer Auswertung, die wie jede Bearbeitung, persönlich gefärbt und hier sogar betont subjektiv gehalten ist. Diese Verquickung hat zur Folge, daß der über irgendeine bauliche Frage Aufschluß suchende Benutzer sich jeweils gezwungen sieht, die „Baubeschreibung“ samt der „Baugeschichte“, also insgesamt 205 Seiten durchzugehen. Trifft er das Gesuchte in dem einen Abschnitt, so findet er sich vielfach, aber stets ohne Seitenzahl, auch auf den anderen Abschnitt verwiesen. Die auf weite Strecken ohne direkten Bezug zum Text eingestreuten Abbildungen dabei als Wegweiser zu benützen, ist nicht möglich. So bleibt — bei einem Inventarisationswerk nur ein Notbehelf — der Umweg über die Register, die für einzelne Stichworte ein halbes Dutzend sachlich nicht spezifizierte Seitenzahlen anbieten.

Auch außerhalb der dem Bauwerk gewidmeten Abschnitte hätte der Benutzer von einer Arbeitshilfe — denn ein Inventarisationswerk ist zunächst nichts anderes als dieses — eine übersichtliche, straff durchgeführte und einleuchtenden Gesichtspunkten folgende Anordnung des Stoffes erwarten dürfen. Weshalb hat er nun die erhalten gebliebenen Zeugnisse der Wandmalerei zum Teil in der „Baubeschreibung“, zum andern Teil in dem dieser Gattung vorbehaltenen, doch irreführend als „malerisch“ überschriebenen Abschnitt zu suchen? Weshalb zählen Stukkaturen das eine Mal zum Bau, ein anderes Mal zur Ausstattung? Wer will den Schnegg, den Prophetenfries der Welserkapelle, die klassizistische Dekoration des Sanktuariums und die Turmuhr in der Baubeschreibung suchen, getrennt von anderen Werken der Plastik und Malerei? Die sonst gewahrte chronologische Reihenfolge außer acht lassend, ist die Frage einer ursprünglich etwa vorhanden gewesenen Bemalung der romanischen Langhausmauern im Anschluß an die Dekorationen des 17. Jh. abgehandelt; auf diesen Passus stößt doch — außer durch Zufall — nur der Benutzer, der ein Inventarwerk für ein Lesebuch hält.

Diese Unübersichtlichkeit, einer der Kardinalmängel eines Nachschlagewerkes, ist nicht im Charakter des auszubreitenden Stoffes begründet, sie folgt vielmehr aus der hier versuchten Art seiner gedanklichen Bewältigung. Dafür ein Beispiel aus dem ersten Hauptteil des Bandes:

Die Krypta umschließt zweifellos das Kernproblem des heutigen Münsters. Um dieses Problem in seiner ganzen Tragweite erfassen zu können, muß man sich bewußt sein, daß wir nur eine einzige urkundliche Nachricht besitzen, der eine exakte Aussage über die frühe Baugeschichte des Münsters zu entnehmen ist. Im Jahre 995 erwähnt der Reichenauer

Chronist Hermannus Contraktus den Bischof Lambert, qui templum S. Mariae ex parte diruens ampliavit. Es ist klar: Diese Aussage muß sich, richtig verstanden, am Baubefund noch irgendwie nachprüfen lassen.

Reiners wirft nun der älteren Forschung vor, sie habe diese wichtige Notiz nicht richtig übersetzt und nicht richtig ausgewertet. Habe sie doch angenommen, die Kirche sei damals zusammengestürzt und von Bischof Lambert völlig neu errichtet worden, während doch dem Wortlaut der Chronik gemäß Lambert die Kirche nur teilweise abgebrochen habe, der ältere Bau also fragmentiert erhalten geblieben sei (S. 24). Aber — war die ältere Forschung wirklich so kurzsichtig? Ich zitiere: „Die Kathedrale stürzte damals (zu Ende des 10. Jh.) zusammen oder aber Lambert riß sie zum Teil nieder, um sie dann zu erweitern“. Und weiter: „Lambert unternahm also einen Umbau der alten Kathedrale“ (Hecht S. 185/187). Man sieht, in diesem Punkt ist sich die ältere Forschung mit Reiners einig. Nur ließ sie die Frage offen, ob sich aus dem von Lambert vorgefundenen Bau Schlüsse ziehen lassen für die im Dunkel der Frühzeit liegende Erstanlage der Kathedrale. Und dies einfach deswegen, weil sich nach ihrer Auffassung dem Bau keine Indizien abgewinnen lassen, die zu derartigen Rückschlüssen Anlaß gegeben hätten. Wohl aber erkannte sie aufgrund der Planfigur und im Hinblick auf die Formulierung der Kapitelle in der heutigen Krypta ein Werk des Bischofs Lambert (ebenda S. 187, 190) und wies schließlich auch dessen Anteil am heutigen Ostbau nach (ebenda S. 190).

Nun hat Reiners eine für die Architekturgeschichte gewiß überraschende Entdeckung gemacht, die nach seiner Meinung geeignet ist, nicht nur die historische Entwicklung des Münsters, sondern die entwicklungsgeschichtlichen Probleme der Krypta überhaupt, ja sogar jene des geraden Chorschlusses in ein neues Licht zu rücken, die Entdeckung nämlich, daß die vier östlichen Kryptasäulen des Münsters der vorkarolingischen Zeit angehören und somit die Reste der ersten Konstanzer Kathedrale darstellen. Genauer gesagt: Aufgrund der Vierzahl, der Anordnung und der stilistischen Zusammengehörigkeit dieser Säulen sei mit Reisser anzunehmen, daß sie wahrscheinlich noch an ihrer ursprünglichen Stelle stehen und zu einer viersäuligen Krypta gehören, die wegen der Nähe des alten Seeufers ihren Ort nicht geändert habe und wie der heutige Bau im Osten platt geschlossen gewesen sei (S. 25 f.). Man wird für diese Hypothese, die für zwei ebenso schwierige wie wichtige Architekturprobleme völlig neue Erkenntnisse verspricht, keine willkürlichen Konstruktionen, sondern eine sorgfältige, kritische Beurteilung und Verknüpfung objektiver Tatsachen erwarten dürfen.

Die Analyse der für die Rekonstruktion der „Urkrypta“ in Anspruch genommenen vier östlichen Säulen der heutigen Anlage erbringt zwar keine neuen Befunde, aber das Bekannte wird neu gedeutet und neu ausgewertet. So wird aus der Tatsache, daß die Säulenschäfte bei einer Höhe

von 1.14 m um 2 bis 3 cm und bei einem Durchmesser von etwa 0.35 m gleichfalls um etwa 2 bis 3 cm differieren, um relativ geringe Beträge also, die ohne Zuhilfenahme eines Maßstabes überhaupt nicht wahrnehmbar sind, geschlossen, die Schäfte seien, ehe sie an diesen Ort gekommen, anderswo eingebaut gewesen, „wobei es sich“ — und der hier einfließende Gedanke wird, mit keinem Wort erläutert oder gar begründet, in Sperrdruck hervorgehoben — „um *römische Säulen* handeln könnte“. Aus der Beobachtung, daß einer der Schäfte seitlich abgeflacht — richtiger dreifach ausgemuldet — ist, folgert Reiners, dieser Schaft habe in seinem Vordasein an einen Pfosten angeschlossen (S. 129), was ebenfalls auf eine frühere anderwärtige Verwendung hinweise.

Die Frage ist nun, haben diese aus zutreffenden, längst bekannten Beobachtungen abgeleiteten neuen Hypothesen etwas von einem Wahrheitsgehalt, oder sind sie schlechthin Kurzschlüsse, willkürliche Konstruktionen? Wer um die gerade in unserer Gegend aus der Kostbarkeit des so schwer zu beschaffenden Werksteins folgenden Praktiken der frühen Steinmetzen weiß — die evidenten Unregelmäßigkeiten in der Gestaltung der Oberzeller Säulen sind ein überzeugendes Beispiel — dem wird die Antwort nicht schwer fallen.

Aber nicht nur die Schäfte, auch die Kapitelle der vier östlichen Säulen, mit deren Entstehungszeit die Datierung dieser „Urkrypta“ gegeben sei, sollen im Gegensatz zu der von der seitherigen Forschung einhellig vertretenen Auffassung nicht zur Zeit des Bischofs Lambert, also im ausgehenden 10. Jh., sondern beträchtlich früher, „wenn nicht gar noch im 7., so doch wenigstens im frühen 8. Jh.“ entstanden sein. Dies gehe daraus hervor, daß das den Kapitellkörper bedeckende Akanthusblattwerk flächig, also unplastisch gebildet, an der Oberfläche durch Kerben nur belebt, nicht eigentlich gegliedert und überdies mit den Kapitellen der Werden-Helmstedter Gruppe und der Reichenau nicht identisch sei. Alle diese Beobachtungen als solche sind keineswegs neu und treffen zu; die aus ihnen abgeleitete Frühdatierung verdient jedoch keine Zustimmung. Die Tendenz, das in der klassischen Kunst in naturalistischer Bewegung und im Spiel von Licht und Schatten frei vor den Kapitellgrund gestellte Akanthusblatt dem Hintergrund flächig und unlebendig aufzulegen, setzt ja bereits in der Spätantike ein; sie führt im frühen Mittelalter zu lebkuchenartig flachen Blattbildungen, die in karolingischer Zeit durch eine pseudonaturalistische, an klassischen Vorbildern orientierte Akanthusform nicht verdrängt, sondern ergänzt werden. Dies lehren wenigstens die in dem umfangreichen Bestand der karolingischen Buchmalerei im Vergleich zu den wenigen skulptierten Kapitellen weit zahlreicher erhaltenen Beispiele. In der Folgezeit laufen beide Akanthustypen nebeneinander her. Die anaturalistische, flächig-abstrakte Bildung des Blattwerks gibt demnach innerhalb des frühen Mittelalters keine ausreichende Handhabe für eine näherhin zu treffende Datierung. Doch ist es gewiß

kein Zufall, daß eben die an den Konstanzer Kapitellen in zwei Varianten vertretene Art der Blattréihung in Zierleisten gerade der ottonischen Buchmalerei recht häufig zu finden ist. Die genannte Frühdatierung läßt sich noch weniger dadurch glaubhaft machen, daß man die zwischen den Konstanzer Kapitellen und verwandten Stücken der Zeit bestehenden Beziehungen schlechtweg leugnet oder durch willkürliche, unbewiesene und unbeweisbare Umdatierungen zu negieren sucht. Das Kapitell der sog. Witigowosäule in Reichenau-Mittelzell nach dem Vorgang Reissers in einem karolingischen Bauwerk unterbringen zu wollen, ist ein aussichtsloses Unterfangen. Die auf die Kapitellblöcke der Georgskirche zu Reichenau-Oberzell aufgemalten Palmetten — und darin ist sich alle Welt einig — sind mit den über ihnen an den Sargwänden stehenden Historienbildern gleichzeitig entstanden. Die Datierung dieser Ausmalung in das Ende des 9., nicht des 10. Jh. hätte der Verfasser seinem ungenannten Gewährsmann Reisser besser nicht nachgesprochen. Wir verweisen in diesem Zusammenhang auf ein Kapitell, das, von der Literatur bisher nicht erwähnt, zweifelsfrei der hier in Frage stehenden Gruppe zugehört und vor anderen den Vorzug einer urkundlich gesicherten Datierung aufzuweisen hat. Wir meinen das Marktkreuz zu Trier, genauer gesagt das Kapitell einer Säule, die als Trägerin dieses Kreuzes im Jahre 958 aufgerichtet wurde. Mit ihm sind die Kapitelle dieser Gruppe und somit auch die vier Konstanzer Kapitelle auf die Spätzeit des 10. Jh. und damit für das Münster des Bischofs Lambert festgelegt.

Und nun die am meisten überraschende Hypothese: Die vier „römischen“ Säulenschäfte mit diesen „vorromanischen“ Kapitellen sollen eine etwa quadratische Hallenkrypta wenn nicht des 7., so doch des 8. Jh. stützen, die wie das über ihr errichtete Sanktuarium mit Rücksicht auf das nahe Seeufer platt geschlossen gewesen sei. Wir betonen nochmals: Diese Hypothese, falls sie sich beweisen ließe, müßte das in Jahrzehnten aufgerichtete Gebäude der Entwicklungsgeschichte mittelalterlicher Sakralarchitektur, soweit dieses mit dem Kryptaproblem auch nur entfernt zusammenhängt, zum Einsturz bringen; sie würde weiterhin den mit dem platten Chorschluß zusammenhängenden Fragen einen für diese Landschaft unerwarteten und überraschend frühen Ausgangspunkt bieten. Eine derart folgenschwere Behauptung müßte schlüssig aus beweiskräftigen Indizien aufgebaut sein. Welches sind diese Indizien? Wir suchen sie vergebens. Mit den in die vorkarolingische Periode datierten Kapitellen, „die wahrscheinlich ihren Ort nicht verändert haben“, wird man doch keine vorkarolingische Hallenkrypta glaubhaft machen wollen? Und mit den angeführten Besonderheiten des Bauplatzes ist eine Argumentation für einen platten Chorschluß noch weniger zu führen. Zwar steht der Ostbau des Münsters wie bekannt auf dem Scheitel einer Bodenwelle, von der das Gelände in sanfter Neigung gegen die Uferzone abfällt. Diese Region wurde im Mittelalter vermutlich, sicher aber in neuerer Zeit aufgehöhht. Daß der Münsterhügel einst mit einem Steilhang — und nur ein

solcher wäre bei der Planung des Münsters in Rechnung zu stellen gewesen — gegen das Seeufer abgefallen sei, ist unbewiesen und in einer Moränenlandschaft von vornherein unwahrscheinlich. Aber selbst wenn wir diesen hypothetischen Steilhang hinnehmen wollten: Aus welchen Gründen soll denn das Münster auf der verfügbaren Baufläche soweit nach Osten gerückt worden sein, daß ein apsidialer Chorschluß auch nicht mit Hilfe von Substruktionen zu realisieren wäre? Und stimmen wir selbst dieser doppelt unglaublichen Prämisse zu, wie sollen wir dann verstehen können, daß diese aus einer einmaligen Situation und, da mit dem Herkommen nicht im Einklang, gewiß widerstrebend getroffene Notlösung durch die Jahrhunderte und in den entferntesten Landschaften als ein formales Vorbild von zwingender Gültigkeit in Kraft gewesen sei?

Der Frage, wie diese „Urkrypta“ zugänglich war — ob durch die Mündungen der angeblich später angefügten Querstollen und damit aus dem Freien, denn zwischen den Längsmauern der Krypta und dem Unterbau des gleichzeitig errichteten Sanktuariums bleibt für irgendwelche Stollen kein Platz, und die Nebenchöre sollen ja später erst angefügt worden sein, oder ob durch Pforten in der Westmauer, eine Lösung, die anderwärts erst bei einigen ganz am Ende der Entwicklung stehenden Beispielen nachzuweisen ist —, dieser Frage also brauchen wir nicht weiter nachzugehen. Denn diese viersäulige Krypta hat niemals, weder in den vor-, noch in den nachkarolingischen Jahrhunderten, existiert. Den Beweis dafür liefert Reiners selbst, wenn er mitteilt, Reisser habe „durch Ablösen des Verputzes an allen entscheidenden Stellen festgestellt, daß die Krypta in Grundriß und Aufbau einschließlich der Stollen vollkommen einheitlich ist“. Das gelte vor allem für die Mittelkrypta und ihre Gewölbe“ (S. 26). Wir haben das seinerzeit in der Krypta in dem in Abb. 16 angegebenen Bereich freigelegte Mauerwerk selbst gesehen und geprüft. Baufugen oder irgendwelche Unterschiedlichkeiten des Baumaterials oder seiner Verwendung, die gestatten würden, aus dem heute bestehenden Kryptasystem irgend einen Raumteil als einer älteren Bauperiode zugehörig auszusondern, sind nicht vorhanden.

Damit wären wir auch der Aufgabe enthoben, eine Argumentation zu prüfen, die eine im 9. Jh. erfolgte Erweiterung der „Urkrypta“ zugleich mit der Errichtung der Nebenchöre erweisen soll. Doch sei hier folgendes festgehalten: Im Westteil der Krypta steht eine Säule — ihr Gegenstück ist durch ein einfacher gebildetes Stützglied ersetzt — die dem benachbarten Reliquiengrab die Ehre eines figurierten Kapitells erweist. Der Körper dieses Kapitells vermittelt vom Halsring zur Deckplatte über ein Karnies und entspricht darin den vier weiter östlich stehenden Kapitellen. Doch die dort den Block umhüllenden Akanthusblätter sind hier in eine höhere Form plastischer Bildung hinaufgehoben: An die Stelle der Haupt- und Eckpalmetten traten sitzende bzw. stehende Figürchen, die Zwischenpalmetten sind zu leicht geschwungenen Weinranken umgebildet. Reiners nimmt weder von dieser grundsätzlichen Entsprechung noch von

der Tatsache Kenntnis, daß die Gewandung der Figürchen in den Oberzeller Historienbildern gleichermaßen vertreten ist; er rückt dieses Kapitell vielmehr in die Nachbarschaft der aus ganz anderen Formvorstellungen abzuleitenden Würfelkapitelle, bezeichnet es dann aber im Widerspruch dazu als oberitalienisches Exportstück des 6. Jh. Ist ihm denn ganz entgangen, daß der zu diesem Kapitell benutzte Block, ein feinkörniger, graugrüner Molassesandstein, den Brüchen von Rorschach entnommen ist, die erst und zunächst zögernd, seit dem 9. Jh. ausgebeutet wurden? Wie soll dieser Block Jahrhunderte zuvor gebrochen und zweimal über die Alpen geschafft worden sein?

Weitere Argumente, die eine Erweiterung der Urkrypta und den gleichzeitigen Bau der Nebenchöre erweisen sollen, stehen auf ebenso schwachen Beinen. Die Analogie zwischen der Krypta des Konstanzer Münsters und der St. Galler Plankrypta beschränkt sich auf die Abwinklung der Zugangsstollen. Und eben darin ist, wie ein im Literaturverzeichnis angegebener Aufsatz ausführlich darlegt, ein für die Datierung brauchbares Indiz nicht gegeben; in allen anderen Stücken stellen die beiden Krypten zudem diametrale Gegensätze dar. Schließlich: Wie sollen die Nebenchöre angebaut sein, wenn daneben die Beobachtung mitgeteilt wird, der nördliche Nebenchor stehe mit dem Sanktuarium in Verband? Der Behauptung endlich, das Mauerwerk des südlichen Nebenchores weiche von dem der „Krypta des Mittelteils“ ab, käme nur unter der Voraussetzung eine Beweiskraft zu, daß die beiden Mauerproben vorgeblich verschiedenen Bauperioden, also dem Nebenchor und dem Ostabschnitt der Kryptahalle angehören. Aber jeder Besucher des Münsters kann sich davon überzeugen, daß die in Abb. 207—210 gezeigte Mauerprobe nicht in der Halle anzutreffen ist, sondern in dem unter dem genannten Nebenchor nach Westen ziehenden Zugangsstollen, also in einem Bauabschnitt, der auch nach der Auffassung von Herrn Reiners mit diesem Nebenchor zugleich erstellt wurde. Aus dem Vergleich dieser beiden Mauerproben irgendwelche die Baugeschichte des Münsters betreffende Schlüsse zu ziehen, ist also von vornherein unmöglich; die ganze Manipulation gibt lediglich ein leider nur zu eindeutiges Indiz für die hier praktizierte Methode.

Schließlich ist die Behauptung, die Krypta sei schon in der nach dem Einsturz der Kathedrale im Jahre 1052 einsetzenden Bauperiode ihrer liturgischen Funktionen entkleidet worden, aus der geistigen Situation eben dieses Jahrhunderts heraus unwahrscheinlich. Zwar wurden damals die Leiber der Heiligen allgemein aus den Confessiones der Krypten auf die Altäre der Oberkirchen erhoben; doch wurde dabei nirgendwo eine Krypta so empfindlich verstümmelt wie es damals der Konstanzer Krypta geschehen sein soll. Im Gegenteil: Gerade in diesem Jahrhundert haben sich manche Krypten zu einer opulenten und geradezu staunenswerten Weiträumigkeit entwickelt. Überdies sind für eine im 11. Jh. erfolgte

Aufhebung der Konstanzer Krypta keine Beweisstücke aus dem Baubefund beizubringen. Der Anlaß der genannten Verstümmelung, das Schiff der Konradikapelle, gehört der späten Gotik an und Indizien älterer Bauzustände sind für diesen Raum nicht nachweisbar. Auch die heute zur Krypta hinabführende Pforte hat mit deren „Aufgabe“ so wenig zu tun, wie mit dem Umbau des 11. Jh. Hat sie doch ein formal gleichartiges Gegenstück an symmetrisch entsprechender Stelle in der Ostmauer des Südquerarms — hier ursprünglich wie dort heute noch die einzige Verbindung zwischen dem Kirchenraum und den in den Nebenchören eingerichteten Kapellen.

Soviel lediglich zum Problem der Krypta, dessen Behandlung der Kürze halber stellvertretend für andere Fragen der Architektur stehen möge. Von Plastik und Malerei, beide einer anderen Besprechung vorbehalten, soll hier nicht die Rede sein.

Die Ausstattung und die Aufmachung des Bandes sind gleichermaßen vorbildlich.

Die beiden Wangener (und die drei Tettninger) Rückzugsstände des Würmglatschers östlich der Schussensenke

Von Edwin Grünvogel

(Mit 3 Abbildungen)

Die beiden Wangener Rückzugsstände des Gebiets wurden gleich den noch jüngeren Rückzugsständen des Würmglatschers erstmals bei der Herausgabe der geologischen Blätter Neukirch, Tettngang und Ravensburg 1 : 25 000 unmittelbar vor und bei Beginn des ersten Weltkriegs festgestellt. Martin Schmidt hat sie auf Grund dieser Aufnahmen in der *Oberamtsbeschreibung von Tettngang 1915* zusammenfassend behandelt und in einem dieser beigelegten Kärtchen „Rückzugsbildungen der letzten Hauptvereisung (Würmeiszeit) im Oberamt Tettngang und nächster Umgebung“ graphisch dargestellt. Dieses Kärtchen bildete das Muster für alle folgenden Darstellungen dieser Gletscherstände, nicht nur für die beiden amtlichen geologischen Übersichtskarten 1 : 200 000 (vierteilige) und 1 : 600 000 (Abb. 1), sondern auch für die von Weidenbach entworfene Abbildung 80 des Paläogeographischen Atlas von Südwestdeutschland 1937, ja noch für Figur 7 der Abhandlung Schmidle's „Postglaziale Spiegelhöhen . . .“ im 68. Heft der Schriften des Bodenseegeschichtsvereins 1941/42. Im Bereich des Gebiets zwischen Wangen und Tettngang, auf das sich meine Untersuchung erstrecken soll, behalten alle diese Abbildungen die Zeichnung dieses Kärtchens als *Schema* ohne nennenswerte Abänderungen bei. Das soll keine Kritik sein. Zwar weiß jeder Kenner der Landschaft, daß sie nur wenig sichere, unzweideutig festliegende Fixpunkte für den Verlauf von Gletscherständen im einzelnen liefert und deshalb über weite Strecken theoretische Verbindungslinien und Interpolationen nötig macht, so daß das erste Muster nicht in allem bindend sein kann. Jedoch ehe man den Versuch einer neuen Darstellung mit neuen Interpolationen unternimmt, hat man sich sorgfältig zu prüfen, ob dieser wirklich stärkere Beweiskraft zukommt als der alten, sonst wird man, um nicht zu verwirren, die Pflicht haben, seine „Privatansicht“ bei sich zu behalten und dem Muster gegenüber, wenn es nicht vergewaltigen will, sondern auch seine schwachen Stellen nicht ableugnet, den Grundsatz des „*Quieta non movere*“ anzuwenden.

Anders wenn das alte Schema einer neu gefaßten und begründeten umfassenderen Theorie widerspricht. Dann ist es klar, daß man es, soweit es aus Interpolationen und Konstruktionen besteht und somit der Auffassung freien Spielraum läßt, unter Beibehaltung der einwandfreien Fixpunkte *zugunsten der neuen Theorie abändert*. So ließ Schmidle in derselben oben genannten Arbeit nach seiner Auffassung, daß die genannten Rückzugsstände in Wirklichkeit Haltestadien inkl. Endstadium eines neuen, des Würm-III-Vorstößes vorstellen, in den Figuren 8 und 9, übereinstimmend mit dem Text, die beiden Wangener Stände zwischen Wangen und Tettngang fast ganz zusammenfallen, was er dann allerdings konsequenterweise auch in Figur 7 hätte tun müssen. Indessen glaube ich inzwischen seine Theorie, daß der Konstanzer Gletscher den Würm-III-Vorstöß vorstelle, widerlegt zu haben, und neuere Geländebefunde scheinen eher einer weiteren Komplikation als einer Vereinheitlichung des Wangener Gesamtstadiums das Wort zu reden.

Was mich betrifft, so habe auch ich lange die Martin Schmidtschen Rückzugsstände, obwohl ich aus lokaler Kenntnis des Gebiets heraus zu unterscheiden wußte, wo es sich um exakte Feststellungen und wo um theoretische Konstruktionen handelte, mangels Besitzes einer besseren Erklärung beibehalten. Erstmals ist mir der Gedanke der Reformbedürftigkeit der traditionellen Darstellung zum mindesten des jüngeren Wangener Stands aufgetaucht, als *beim Neudruck des Blattes Tettngang 1934 Axel Schmidt im Gewinn Münzlachen* östlich des Argenhardter und Oberhofer Kapfs *neue Schotter* feststellte, die nach ihrem Niveau ebensogut *zur unteren Wangener Terrasse* gehörten wie die gleichhohen von Vorderreute-Straß im Schwarzachtal. Durch die Schotter von Münzlachen war der schottererzeugende Wirkungsbereich des jüngeren Wangener Standes viel weiter nach Süden gerückt als man zuvor gedacht hätte, und die Bemerkung Axel Schmidts in den Begleitworten, daß Münzlachen erst am Schluß der jung. Wang. Stillstandslage, gewissermaßen als Anhängsel, aufgeschüttet worden sei, schien mir mehr wie eine Verlegenheitsklärung auszusehen, um das Neugefundene mit möglichst wenig Störung in das alte Schema einfügen zu können. Nachdem ich vollends in meinen beiden Abhandlungen „Südoberschwäbische Glazialprobleme“ 1951 und „Nochmals der Würmgletscher östlich der Schussensenke“ 1955 die Gletscherbewegung unseres Gebiets und deren Gesetze für den drumlinbildenden Vorstoß, den äußersterreichten Stand der inneren Jungendmoränen und die beiden Ravensburger Rückzugsstände des Würm-Nachstoßgletschers genau erarbeitet habe, ist mit den in diesen gewonnenen Ergebnissen die gebräuchliche Linienführung hauptsächlich des jüngeren, stellenweise auch des älteren Wang. Standes derart unvereinbar (und Schmidle machte es 1941/42 nur noch schlimmer, indem er den älteren an den mehr zu beanstandenden jüngeren Wang. Stand anglich), daß ich mich heute zu einer *Revision des vermutlichen Verlaufs der beiden Wangener Rückzugsstände zwischen Wangen und*

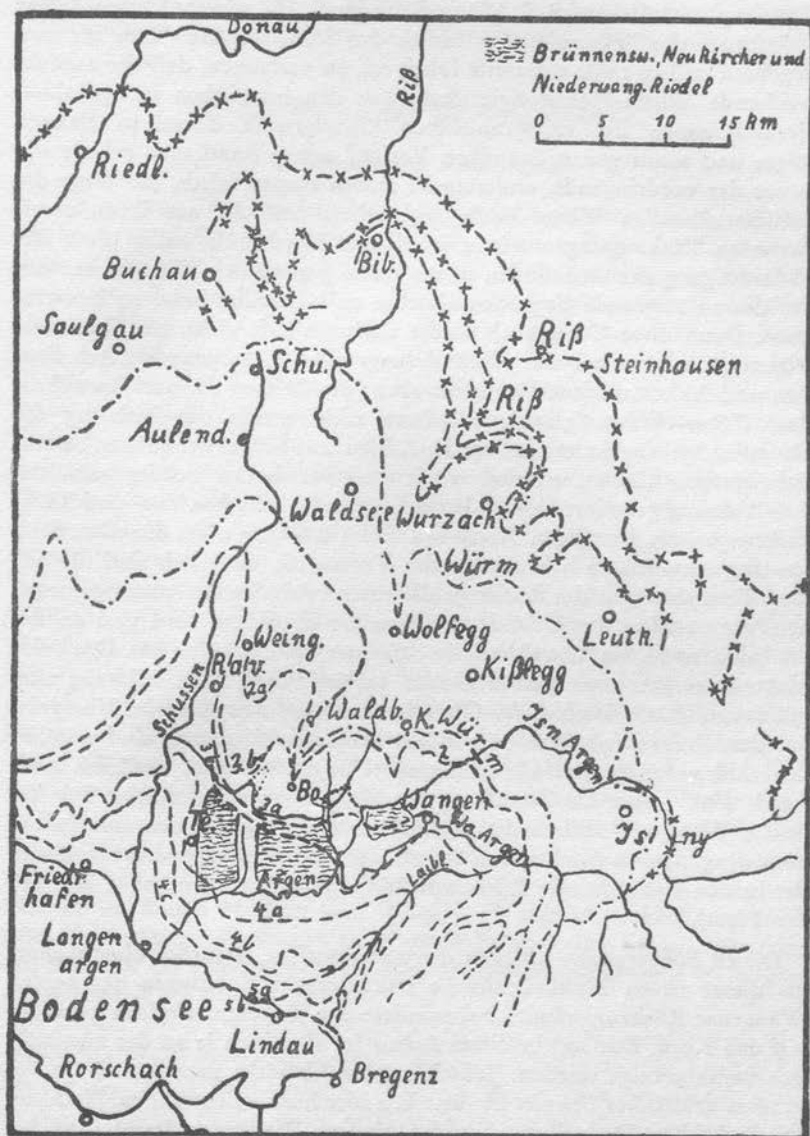


Abb. 1: Die Gletscherstände der Eiszeit in Oberschwaben nach der üblichen Darstellung auf den geologischen Übersichtskarten. Maßstab 1 : 600 00

2a, 2b bezeichnen die beiden Ravensburger Stände, 3a, 3b die beiden Wangener Stände, 4a, 4b, 4c die drei Tettlinger Stände, 5a den Stand von Bad Schachen, 5b den Stand der Insel Lindau des sich endgültig zurückziehenden Würmgletschers.

Tettnang veranlaßt sehe. S. 174 und wieder S. 187 meiner letzten Arbeit „Nochmals der Würmgletscher östlich der Schussensenke“ kam ich zum Ergebnis, daß es zwar einerseits falsch sei, zu verlangen, daß der zurückweichende Würm-Nachstoßgletscher nach den inzwischen stattgehabten Veränderungen des topographischen Untergrunds denselben Bahnen folgte und somit genau denselben Verlauf seiner Randlagen erhielt wie zuvor der vordringende, andererseits jedoch ebenso falsch, die Wege des zurückweichenden Würm-Nachstoßgletschers und die aus ihnen resultierenden Rückzugslagen seines jeweiligen Nordrands völlig ohne Berücksichtigung der Stromlinien seines vorausgegangenen Vormarsches und der diesem zugrunde liegenden Gesetze zu beurteilen bzw. zu konstruieren. Denn diese Gesetze als solche änderten sich nicht, nur ihre Auswirkung variierte mit den Veränderungen des Untergrunds durch Erosion und Akkumulation. Das heißt etwa: die Bahnen des zurückweichenden Würm-Nachstoßgletschers müssen nicht genau die Richtung der Drumlinzüge eingehalten haben, die Achsen und Flügel der ganzen Stromliniensysteme können inzwischen seitwärts verschoben worden sein oder ihre Richtung geändert haben, dementsprechend brauchen Vor- und Rückbuchtungen des jeweiligen Nordrands beim Rückzug nicht dieselben Stellen eingenommen zu haben wie beim Vormarsch, und doch sind für alle diese Erscheinungen des Rückzugs die entsprechenden des vorausgegangenen Vormarsches das Urbild, von dem sie abzuleiten sind und an das die Erklärung ihres Abweichens im einzelnen anzuknüpfen hat. Das beide Mal zutage getretene gleiche Gesetz verlangt auch beim Rückzug zum mindesten *Zurückbleiben des Gletscherrands auf den Riedeln, Vorspringen desselben in den Senken* (es müßte denn ausnahmsweise ein besonders zu erklärender Spezialfall vorliegen). Umgekehrt wäre natürlich ganz falsch. Daß ferner die Gestaltung des Eisrückzugs während der Zeit der beiden Wangener Stillstandslagen nicht unabhängig von den unmittelbar vorausgegangenen Stadien des Stands der inneren Jugendmoränen und der beiden Ravensburger Rückzugsstände gedacht werden kann, liegt auf der Hand.

Diesen Forderungen schlagen die traditionellen, natürlich ohne Kenntnis dieser neuen Zusammenhänge konstruierten Randlagen der beiden Wangener Rückzugsstände, insbesondere des jüngeren, vielfach geradezu auf den Kopf. Das soll in dieser Arbeit im einzelnen je an der zuständigen Stelle gezeigt werden. Jedoch möchte ich nicht unterlassen, ein besonders *drastisches Beispiel* hierfür schon hier kurz zu erwähnen. Nach der gebräuchlichen Darstellung hat der jüngere Wangener Stand (und bei Schmidle sogar der ältere!) ausgerechnet *in der Primisweiler Senke*, wo ein *Gletschervorsprung nach Norden fällig* wäre, seine *südlichste Stelle bei Neuravensburg* südlich des Zusammenflusses der beiden Argen und zieht von hier unentwegt dauernd nach WNW bis fast zur Schwarzach nördlich von Obereisenbach, als gäbe es keinerlei Verzögerung durch den Neukircher Riedel. Wo bleibt hier das, was ich in meinen vorigen

Arbeiten Neukircher Gesetz genannt habe? Nein, diese Linie ist eine Unmöglichkeit, Neuravensburg und Obereisenbach haben nichts miteinander zu tun.

A. Die Wangener Rückzugsstände

1. Die älteren Randlagen

Und nur zur *Einzeluntersuchung der beiden Gletscherstände!* (Abb. 2.) Ich bemerke, daß wenn ich mich in folgendem auf das der Oberamtsbeschreibung von Tettning beigegebene Kärtchen beziehe, stets die oben genannten, ihm nachfolgenden stillschweigend mitgemeint sind außer Schmidles neuer Darstellung, die, wo nötig, besonders angeführt wird. Ich beginne mit dem *ältern Wangener Stand*. Zuerst komme *sein Ostteil* daran. Das Kärtchen der Oberamtsbeschreibung zeichnet hier ein *südliches Zurückbleiben des Gletscherrandes auf dem Niederwangener Riedel* bis in die Nähe seines Südendes gegenüber seinem nördlichen Vorspringen in den beiden Flügeln, im Osten der Wangener, im Westen der Haslach-Primisweiler Senke. Das Kärtchen stellt damit an dieser fast einzigen Stelle wie durch Zufall im Grundgedanken das dar, was nach meinen beiden neuesten Arbeiten zu erwarten ist. Denn wenn auch der Niederwangener Riedel beim Vordringen des Würm-Nachstoßgletschers (Drumlinzeit) keine Naht, keinen Südeinschnitt besaß, so hatte nördlich desselben der Stand der inneren Jugendmoränen und der jüngere (sicherlich auch der ältere) Ravensburger Rückzugsstand des Würm-Nachstoßgletschers einen derart ausgeprägten spitzwinkligen, daß ein völliges Fehlen eines solchen auf dem Niederwangener Riedel beim älteren Wangener Stand unvorstellbar wäre. Es sei mir jedoch nicht verwehrt, das, was hier im Grundsatz richtig gezeichnet ist, *noch etwas konsequenter* durchzuführen! Welches sind die exakten Grundlagen für die Konstruktion des älteren Wangener Gletscherstandes in dieser Gegend? Erstens die Grenze zwischen seiner Kiesterrasse im Norden und der des jüngeren Wangener Standes im Süden nördlich von Wangen (Wangener Senke) und zwischen Schomburg und Schauwies (Haslach-Primisweiler Senke), zweitens der Südrand des Niederwangener Riedels, drittens Beckentone im Innern dieses Riedels.

Beginnen wir mit letzteren! Zunächst sei die Höhenlage der vom älteren Wangener Stand aufgeschütteten Kiesterrasse angegeben! Sie beträgt im Ostteil der Wang. Senke 580 m, in ihrem Westteil bei Nieraz 570,6 m, in der Haslacher Senke westl. v. Geiselharz 565 m. Dabei erreichen die *Beckentone des Niederwangener Riedels*, welche in der Rinne zw. Moser O und Bürsten W lagern, östlich von Ibelers 582 m, die, welche die Niederungen von Breitentann über Lachen bis zum Fidelershof füllen, nordwestl. von diesem 588 m, so daß wir als ursprüngliche Höhe aller dieser Tonablagerungen, d. h. des Wasserspiegels, 588—590 m anzunehmen haben. Sie reichen damit soweit empor, daß sie nach der heutigen

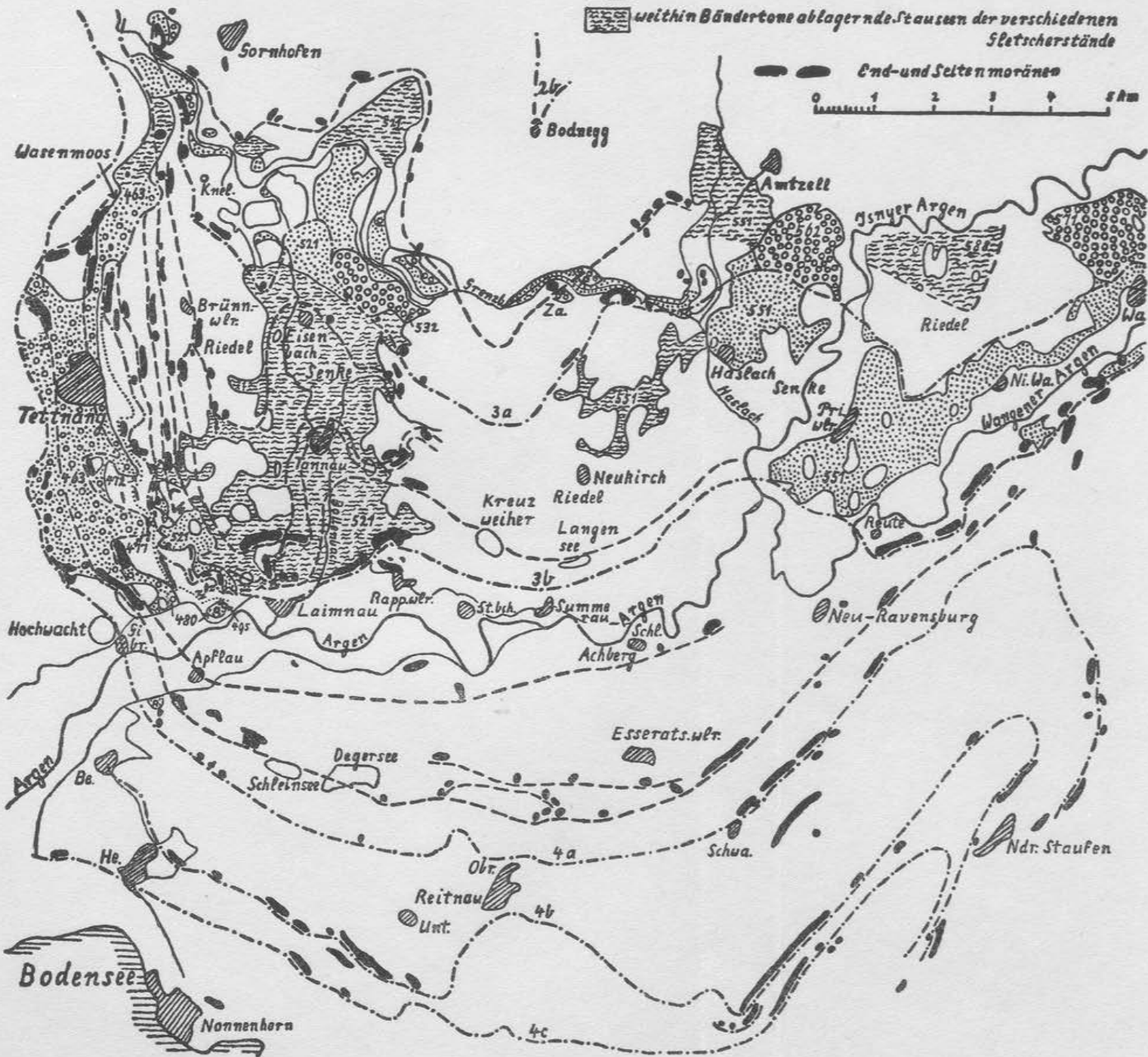
Topographie in einem *gemeinsamen See abgesetzt* sein müssen, den nur wenige Inseln überragten. Es handelte sich aber hier nicht um einen abflußlosen See, wodurch etwa seine anormale Hochstauung zur älteren Wangener Zeit (verglichen mit der Kiesterrasse) erklärt werden könnte, sondern es bestand *im Ost- wie im Westteil* je ein Abfluß auf 560 m Höhe, der eine westlich von Bürsten, der andere westlich von Lachen. Also wurde er (daß seine Ablagerungen auf der Karte 1 : 25 000 mit der Signatur für Beckentone des jüngeren Wang. Stands bezeichnet sind, ist wohl nur ein Versehen!) *nicht vom älteren Wangener Gletscher, sondern von einem noch älteren gestaut*. Die Umrißform dieses Seengeländes insgesamt von Breitentann über Biggelshof, Moser O, Bürsten, O-W gerichteter Südrand des Isnyer Argentals ergibt ein Dreieck mit einer Spitze nach S, also einen charakteristischen „*Südeinschnitt*“. Südlich von ihm stand eine „*Vorwangener*“ *Randlage des zurückweichenden Würmgletschers*. M. Schmidt hat in dem Kärtchen der Oberamtsbeschreibung den *Rand des älteren Wang. Gletschers* in die Nähe der Südgrenze des Niederwangener Riedels gerückt, ich möchte ihn in Anbetracht des großen Höhenunterschieds zwischen dem Spiegel des genannten „Vorwangener“ Sees und der Kiesterrasse des ob. Wang. Standes von Nieraz bis Geiselharz noch etwas südlicher *genau an den Südrand des Riedels*, d. h. an den Anstieg seiner südlichsten Drumlins (ausgenommen vom Thomashof bis Sattel) legen. Jedoch stimme ich mit ihm darin überein, daß er keinesfalls noch südlicher angenommen werden darf. Ich halte es insbesondere für unmöglich, daß die *Randlage des älteren Wang. Gletschers* mit der durch Endmoränen (besser: Seitenmoränen der Laiblachzunge) wohl charakterisierten des jüngeren Wang. Gletschers am Südufer des Tals der Wang. Argen zusammenfällt, wie Schmidle annimmt. Keine einzige Ablagerung der älteren Wang. Terrasse ist auch nur in Spuren im Bereich des Wang. Argentals und im Südteil der Primisweiler Senke vorhanden, so restlos hätte die Wang. Argen des jung. Wang. Standes dieselbe nicht ausräumen können, zum mindesten abseits vom Hauptstrom in stillen Buchten müßte sich noch irgend etwas von ihr finden. Nein, die ältere Wang. Gletscherrandlage hat sich auch *keinen Schritt südlich vom Niederwangener Riedel* entfernt.

Entsprechendes gilt für das östliche und westliche Nachbarschaftsgebiet des Niederwangener Riedels, die *Wangener und Haslach-Primisweiler Senke*. Auch bei ihnen darf die *Randlage des ält. Wang. Gletschers* von der heutigen Grenze zw. älterer und jüngerer Wang. Terrassenablageung nicht weit gegen Süden verschoben gedacht werden. Der geringe südliche Abstand von dieser Grenze, den M. Schmidt in seinem Kärtchen der Oberamtsbeschreibung in beiden Senken seine ältere Wang. Eisrandlage einhalten läßt, bleibt möglich, indem man sich vorstellt, daß die Flüsse des jung. Wang. Stands je einen südlichen Streifen der älteren Terrasse abtrugen, ehe sie ihre eigene ablagerten. Jedoch notwendig ist diese Annahme nicht, insbesondere da die Grenzzone nicht in der Haupt-

- - - - - Haupt-Rückzugsstände d. Würm - Stetschers
 - - - - - Zwischen- u. Vorläufer-Rückzugsstände d. Würm - Stetschers
 Lokale westliche Variante d. jüngeren Wangener Stands

[Symbol: Kreis mit Punkten] Kies- u. Sandterrassen d. älteren Wangener Stetscherstands
 [Symbol: Kreis mit kleineren Punkten] " " " jüngeren " " "
 [Symbol: Kreis mit größeren Punkten] " " " älteren Tettnanger " " "
 [Symbol: Kreis mit horizontalen Linien] weithin Bänder tone ablagernde Stausen der verschiedenen Stetscherstände

[Symbol: Dicke gestrichelte Linie] End- und Seitenmoräne
 0 1 2 3 4 5 km



2b: Eisrandlage des jüngeren (inneren) Ravensburger Stands
 3a: Eisrandlage des älteren (äußeren) Wangener Stands
 3b: Eisrandlage des jüngeren (inneren) Wangener Stands
 4a: Eisrandlage des älteren (äußeren) Tettnanger Stands
 4b: Eisrandlage des mittleren Tettnanger Stands
 4c: Eisrandlage des jüngeren (inneren) Tettnanger Stands

Abb. 2: Die Wangener und Tettnanger Rückzugsstände des Würmgletschers zwischen Tettang und Wangen (1 : 100 000)

stromrichtung dieser Flüsse (Wangener Argen südlich von Wangen nach SW, Isnyer Argen bei Schomburg nach S), sondern am Rande des von ihnen gebildeten seeartigen Gewässers liegt. Es ist also nicht unberechtigt, wenn ich in konsequenterer Durchführung des Grundgedankens den *älteren Wangener Gletscherstand* in beiden Senken an die heutige Grenze zw. *älterer und jüngerer Wang. Terrassenschüttung* selbst (Ausnahme östl. von Rembrechts) lege.

Ich ziehe also in dem bisher besprochenen Gebiet die ältere Wang. Rückzugslage des Würm-Nachstoßgletschers (von O nach W) folgendermaßen: Grenze zw. älterer und jüngerer Wang. Terrasse nördlich vom Bhf. Wangen bis südl. v. Pkt. 573,5 (Kap.), Südrand der Drumlins Pkt. 609,1, Pkt. 608,3 (beide nördl. v. Berg), Pkt. 586,7 und 581,8 nördl. v. Niederwangen, Pfaffenberg nördl. v. Feld, Pkt. 589,4 (Birkenschachen) mit Hügel östl. davon Mittenweiler N, Pkt. 571 und Hügel westl. davon, Pkt. 590,6 nördl. v. Hochbühl, Grenze zw. älterer und jüngerer Wang. Terrasse nördl. des Drumlins Schl. Schomburg und des Drumlins westl. davon (südl. v. Schauwies) bis Rembrechts O, dann bis zur Einmündung des Grenzbachtals südl. v. Pkt. 550,9. Das Dreieck dieses Südeinschnitts hat gegenüber dem von M. Schmidt nicht bloß den Vorzug größerer Konsequenz, sondern seine Seiten laufen auch genauer parallel denen des „Vorwangerer“ Standes nördlich davon, ferner ist das stärkere nördliche Vorspringen des Bogens in der Haslacher Senke im Verhältnis zum Neukircher Riedel wünschenswert, endlich läuft die Südspitze (Birkenschachen) des Dreiecks auf die entsprechende Südspitze des jüng. Wang. Stands zu, nimmt man noch dazu die im Norden vorausgegangene Südspitze des „Vorwangerer“ Dreiecks, so zeigt sich eine einheitliche Richtung des Gletscherrückzugs nach SSW in diesem Bereich.

Sehr viel schwieriger ist die *Festlegung der älteren Wang. Randlege westlich von dem behandelten Gebiet*. Das *Kärtchen der Oberamtsbeschreibung* zieht sie *am Nordrand des Neukircher Riedels* im wesentlichen *in O-W-Richtung* ohne stärkere Abdringungen, hierauf in der Bollenbachsenke und nördlich des Brünnsweiler Riedels von SO nach NW bis zur Schussensenke, auf der ganzen Strecke zw. Haslacher und Schussensenke knapp südlich der Schwarzach, deren Tal nach der Theorie durch diesen Gletscherstand geschaffen wurde. Nun ist unbestreitbar, daß das Schwarzach- (oder Grenzbach-)tal ein typisches Eisrandtal ist, jedoch wo steht geschrieben, daß ein solches geometrisch genau ohne irgendwelche Freiheit dem Eisrand (richtiger hier: der Eisrand dem Eisrandtal) folgen muß? Ein Eisrand in gerader Linie von O nach W am Nordende des Neukircher Riedels verlaufend widerspricht in höchstem Maß den Feststellungen meiner beiden letzten Arbeiten. Auf einem so bedeutenden Riedel, wie ihn der Neukircher Riedel vorstellt, ist ohne weiteres statt einer geraden Linie ein *Zurückbiegen des Gletscherrandes nach Süden zu fordern*. Zu dieser allgemeinen Forderung kommt hinzu, daß derselbe zurückweichende Würm-Nachstoßgletscher unmittelbar zuvor im älteren

Ravensburger Stand bei Rothaidle und vollends im jüngeren bei Bodnegg, hier nur noch $2\frac{1}{2}$ km nördlich des Schwarzachtals, einen ausgeprägten scharf zugespitzten Südeinschnitt besitzt. Ich halte es für unmöglich, daß auf so kurze Entfernung südwärts diese schmale Südspitze in eine O-W verlaufende Gerade übergehen kann, wo doch der Neukircher Riedel schon beim Drumlinvormarsch einen so ausgeprägten Südeinschnitt besaß, daß diese „Naht“ der Ausgangspunkt meiner ganzen Untersuchungen wurde. Was sind, frage ich wieder, die exakten Unterlagen? Einmal Endmoränen auf dem Hügel der Ruine Ebersberg und einem Hügel ca. 550 m östlich sowie einem 550,9 westlich von ihr, alle hart am Nordrand des Riedels gelegen, dann erst wieder der Stau am Südrand der älteren Wang. Kiesterrasse in der Bollenbachsenke. Ob diese Aufschüttung in der ganzen O-W-Breite dieser Senke vom älteren Wang. Gletscher durch randliche Berührung gestaut wurde, wie es das Kärtchen der Oberamtsbeschreibung darstellt, soll erst später erörtert werden. Daß aber eine solche direkte Berührung tatsächlich, wenn auch vielleicht nur auf einer Teilstrecke, stattfand, wird durch den bei der Revision des Blattes Tettang 1934 neu entdeckten Endmoränenfleck am unmittelbaren Terrassenrand östlich von Herishäusern (siehe auch Abb. 3) bewiesen.

Zwischen diesen beiden Vorkommen von Endmoränen muß interpoliert, konstruiert werden, und es gibt noch andere Möglichkeiten hierfür als eine geradlinige Verbindung von O nach W südl. und parallel zum Schwarzachtal. Wir fordern eine Einbuchtung des Eisrandes nach Süden. Wir können sie zwischen den beiden Fixpunkten denken. Jedoch braucht das kein reines Werk der Phantasie zu sein. Für den *Ostschinkel dieses Südeinschnitts* haben wir im Gelände wieder einen exakten Befund: einen *von SSW nach NNO langgestreckten Endmoränenstreifen nordöstlich von Landolz* (s. auch Abb. 3), der direkt auf die Endmoräne Pkt. 550,9 westl. v. Ebersberg hinzielt. Aber ist es nicht zu kühn, die beiden Endmoränen in Beziehung zueinander zu setzen? Nein, denn ich habe einen weiteren Beweis, und erst durch ihn kam ich auf den Gedanken. Nämlich *nördlich des Grenzbachtals* ist an der entsprechenden Stelle im Osten ein „*Vorwängener*“ *Eisrandstadium* (ohne daß ich behaupten kann, es sei mit dem im Nordteil des Niederwängener Riedels identisch), *dessen Endmoränen* ihrer Anordnung (Richtung) nach eine *direkte Kopie* des von mir *eben konstruierten älteren Wang. Eisrandes im Ostteil des Neukircher Riedels* vorstellen. Ich meine den Endmoränenzug von Spiesberg nach Duller, der ebenfalls von ungefährer O-W- (genauer OSO-WNW) Richtung in die NO-SW-Richtung (also etwas flacher als bei Landolz) umbiegt. Hier folgen die Endmoränenhügel einander so dicht, daß an der Zusammengehörigkeit der beiden Richtungen nicht gezweifelt werden kann. In der Fortsetzung der NO-SW-Linie Weiher NO-Duller aber liegt südlich des Grenzbachtals Pkt. ca 540 nördlich von Zannau, der als hinreichend verdächtig, Endmoräne zu sein, schon in der Karte 1 : 25 000

aufgenommen ist. Ich zweifle nicht daran, daß er zum „Vorwangler“ Endmoränenzug Spiesberg-Duller gehört.

Leider *fehlen Endmoränen*, wie sie uns den NO-SW gerichteten Ostflügel des Südeinschnitts so gut bezeugen, *im Westteil des Riedels*, d. h. für den SO-NW zu denkenden *Westschenkel sowohl des „Vorwangler“ wie des älteren Wang. Standes*, völlig, erst an der Ostgrenze der Bollenbachschenke stellen sich solche wieder ein. Die Verbindung mit diesen ist um so schwieriger, als uns zunächst weder die genaue Richtung des Westflügels, noch der Ort des Umbiegens, d. h. die Südspitze des Südeinschnitts, bekannt ist. Die Drumlinbögen können uns nicht weiter helfen. Denn nach meinen obigen grundsätzlichen Ausführungen verlangen sie nur, daß ein Südeinschnitt existieren muß, gestatten jedoch seitliche Verschiebung desselben gegenüber dem der Drumlinzeit. Da *kommen uns jedoch die unmittelbar vorausgegangenen Rückzugsstände des Gletschers zu Hilfe*. Lag dieser doch beim jüngeren Ravensburger Stand mit sehr scharfer Südspitze seines Südeinschnitts bei Bodnegg nur 2½ km nördlich des Schwarzachtals. Bei diesem kurzen Abstand kann man den weiteren Weg der Südspitze nach Süden ohne allzugroßen Fehler abschätzen. Sie liegt bei Bodnegg 21,475', genau in N-S-Richtung fortgesetzt gedacht, würde sie südlich des Schwarzachtals bei Pkt. ca. 550 (nordöstl. v. Pkt. 587,2), Pkt. 586 östl. d. Jägerweiher und westlich des Gipfels d. Ob. Schorren durchgehen. Ich halte diese Linie für die *östlichste Möglichkeit der Südspitze*. Denn für eine Ablenkung nach Osten, etwa bis zur Naht der Drumlinzüge bei 22' östl. von Zannau besteht, wie gesagt, kein Anlaß. Der Winkel der Abweichung wäre auch zu groß. Dagegen kann man, zum mindesten für den „Vorwangler“ Stand, an eine westliche Abweichung von der N-S-Linie denken. Denn da die Südspitze des Südeinschnitts zur Zeit des älteren Ravensb. Stands bei Rothaidle 21,8' lag, bewegte sich diese von hier bis Bodnegg nicht genau N-S, sondern nach SSW (N 9 O), diese Gerade verlängert trifft den Kartenrand Blatt Waldburg/Neukirch bei 21,325', geht dann durch die Punkte 576,2 (Tobel N), 600 westl. d. Jägerweiher, 603,5 nördl. v. Ob. Russenried, diesen Ort selbst, das Gehöft an der NO-Ecke d. Iltisbergs. Das ist die westlichste Möglichkeit. Man sieht, der Spielraum, *der Ungenauigkeitsfaktor der Schätzung* ist nur noch gering.

Auf Grund dieser Erkenntnis *setze ich den „Vorwangler“ Stand Spiesberg-Weiher-Duller-Pkt. ca. 540 Zannau N folgendermaßen fort*: südlich der Schwarzach weiter nach SW über Pkt. 561,2, Pkt. 587,2 bis Südspitze Pkt. 600 Jägerweiher W, von ihr nach NW über Pkt. ca. 590 südl. und Pkt. 584,3 westl. v. Schnait, weiter nördlich der Schwarzach SO-NW Hügel Pkt. 549,1 nördl. v. Bachmaier, bis Endmoränenhügel Pkt. 538,7 südl. v. Unterwagenbach, womit der Anschluß an die Bollenbachschenke bzw. ihre nördliche Fortsetzung, die Rosenharzer Senke, gewonnen ist. Natürlich springt der Gletscherrand in dieser noch nordwärts vor über Spinnenhirn, Linden und die Endmoränen Hügel von

Tobelösch bis Pkt. 576,6 östl. v. Allisreute, hierauf Querung der Senke an ihrem Nordende, endlich Rückbiegung nach SW an ihrem Westrand über Endmoränenreste nördl. v. Ottershofen, südl. v. Blaser, östl. v. Schwärzach zur Endmoräne Tennenmoos N und Bottenreute S.

Anhaltspunkte für einen fortlaufenden Randstrom *dieses Gletscherstandes* liefert das Gelände nicht. Immerhin ist er *von manchen nördlich anschließenden Niederungen begleitet*. Ich habe auch keinen Zweifel, daß die erste Anlage des Schwarzachtals von Büchel S (jedoch nördlich der Endmoräne Pkt. ca. 540, der seinerseits nördl. v. Zannau liegt) bis Ergeten S schon damals geschaffen wurde. Damit ist auch der Einwand, daß ohne unmittelbaren Gletscherstau durch den älteren Wang. Stand der Verlauf des Schwarzachtals hier nicht zu erklären sei, entkräftet. Ich vermute auch einen *Zwischenstand zw. unserem „Vorwängener“ und dem älteren Wang. Stand*, bei dem das Wasser dieses Tals durch die SO-NW-Senke zw. Ergeten und Pkt. 549,1 an der freigegebenen Endmoräne Pkt. 538,7 vorbei direkt nach Westen bei Hinter-Reute in die Rosenharzer Senke abfließen konnte, ehe es den Weg über Bachmaier N nach Westen gewann. Ich werde darin bestärkt durch die Spuren von Endmoränen östlich von Unterhof südlich des Zugs Spiesberg-Weiher-Duller, jedoch noch nördlich des Schwarzachtals. Zwischen den Endmoränen von Spiesberg und Unterhof liegt östlich von Unterbühel ein Beckentonrest, der seiner Lage nach einem Randgewässer des *Unterhofer Gletscherstandes* entstammen könnte. Da er jedoch nur bis 545 m hinaufreicht und auch seine Umgebung relativ niedrig ist, müßte man bei dieser Erklärung sich doch wohl allzuviel nachträglich abgetragen denken. In der Karte ist er mit der Signatur der oberen Wängener Stufe eingetragen. Nun bin ich zwar nach dem Kartenbild mit M. S c h m i d t der Auffassung, daß der Rand des älteren Wang. Gletschers auf dem Hügel Pkt. 550,9-Pkt. ca. 550 Siglisberg NO verlief, der gleichzeitige Eisrandstrom also nicht südlich v. Pkt. 550,9, sondern in breiter, noch seeartiger Front von Siglisberg NO bis Spiesberg S in das westliche Hügelgelände eindrang und von da in der N-S-Rinne westlich von Siglisberg ins Grenzbachtal floß. Jedoch wäre dann östlich von Unterbühel eher Kies statt Beckenton zu erwarten. Da zudem die Höhe 545 m das Niveau der unt. Wang. Stufe nicht übersteigt, möchte ich den *Unterbüheler Beckenton* trotz der Isoliertheit des Vorkommens für eine Ablagerung der unt. Wang. Stufe halten. Die Existenz der Endmoränenreste von Unterhof hinderte mich auch, die „Vorwängener“ Gletscherrandlage Spiesberg-Weiher-Duller usw. ohne weiteres mit der der Beckentone des Niederwängener Riedels zu identifizieren, da letztere schließlich auch den Unterhofer Endmoränen entsprechen könnten. Immerhin ist mir die Identität mit Spiesberg-Duller wahrscheinlich, weil die Endmoränen von Unterhof allzu unbedeutend sind.

Den *Rand der älteren Wängener Rückzugslage* lasse ich folgerichtig von der NO-SW-Endmoräne bei *Landolz nach SW* weiterlaufen (Abb. 3)

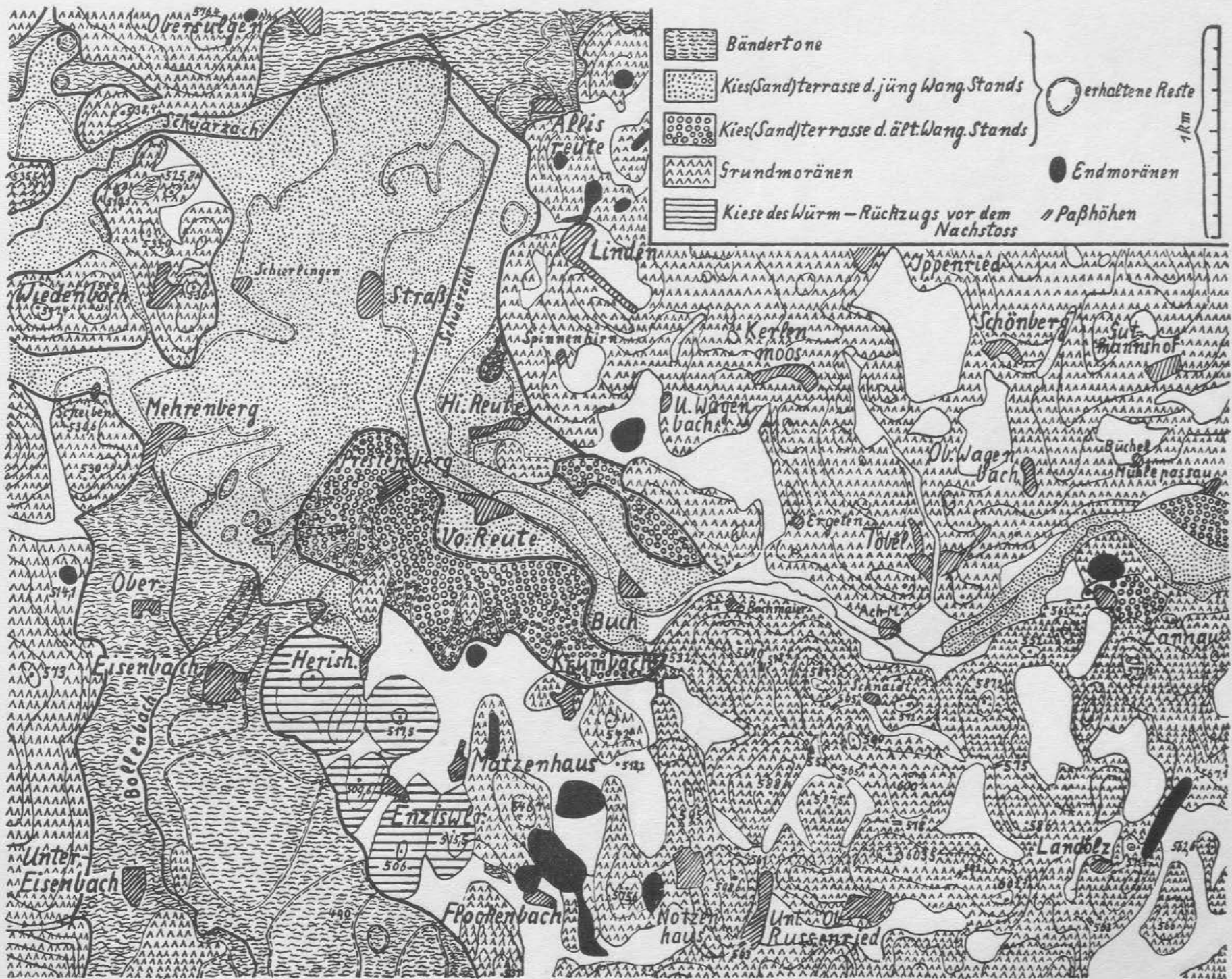


Abb. 3: Die Hügel- und Terrassenlandschaft zwischen Zannau und Mehrenberg 1 : 25 000

über den Gipfel d. Oberen Schorren *bis* zum Südhang des Hügels 592,1, wo etwa die *Südspitze* wäre, *dann* allmählich *nach NW* umbiegen, etwas nördlich vom Gehöft Iltisberg NO und am Südrand von Russenried vorbei *bis* zur Endmoräne westl. v. *Notzenhaus*. Bevor ich diesen Gletscherrand weiter in die Bollenbachsenke (Abb. 3) hinein verfolge, seien noch etliche Bemerkungen vorausgeschickt: In dem Kärtchen der Oberamtsbeschreibung quert er die ganze Breite der Bollenbachsenke in einer nahezu geraden SO-NW-Linie, dabei vom Anfang bis zum Ende den Eisrandstrom des Schwarzachtals stauend. Das kann nicht richtig sein. Denken wir an den starken Nordbogen der beiden Etappen des älteren Ravensburger Rückzugsstands zw. Waldburg und Schlier, ausgelöst durch Fernwirkung der weit südlich davon gelegenen Rosenharzer Senke, an den des jüngeren Rav. Rückzugsstands zw. Bodnegg und Sazbühl in dieser Senke selbst, darin auch an den eben nachgewiesenen des „Vorwängener“ Stands. Und nun *am Nordrand der die südliche Fortsetzung der Rosenharzer bildenden Bollenbachsenke statt des Nordbogens eine gerade Querlinie. Das ist ein untragbarer Widerspruch.* Aber die gerade südliche Begrenzungslinie der oberen Wangener Terrasse von Prestenberg weist doch auf direkte Stauung durch die Gletscherwand in der ganzen Länge! Nun, auch ich habe sie in meiner Zeichnung, so gut ich konnte, zur Geraden schematisiert, um den Verdacht zu vermeiden, ich hätte zugunsten meiner abweichenden Auffassung vereinseitigt. Und doch glückte es mir nicht ganz. Gerade an der einzigen Stelle, wo direkte Berührung mit dem Gletscher durch Endmoräne nachgewiesen ist, nämlich östl. v. *Herishäusern*, war eine *starke Biegung nicht zu übersehen*, und das geradlinige Stück westlich dieser Endmoräne ist zu kurz, um einen hier durch die ganze Breite der Senke geradlinig verlaufenden Gletscherrand zu beweisen. Streng genommen *brauchte die (obere) Prestenberger Terrasse eine künstliche Abdämmung nach Süden durch eine die ganze Senke von O nach W querende Eismauer gar nicht*, um südlich etwa dort zu enden, wo sie heute endet. Wenn hier der Strom nur durch diese Gletscherwand, auf die er prallte, am Durchbruch nach Süden gehindert wurde, hätte er dort seine größten Gerölle fallen lassen müssen. Betrachten wir diesbezüglich nur die Kiesgruben der oberen Tettninger Terrasse vom Bruderhaus bis Tettning am unmittelbaren Eisrand. Wo aber sind die Kiesgruben der (ob.) Prestenberger Terrasse? Auf der Karte 1 : 25 000 sind sie eingetragen, nämlich nördlich von Buch und östl. und nördl. v. Prestenberg. Am ganzen Südrand ist keine Kiesgrube, jedoch sieht man hier beiderseits von Krumbach Sandgruben. Es sind das keine isolierten Zufallsaufschlüsse. Die Verteilung der Signatur für *Kies und Sand* auf der Karte zeigt uns *jenen überall im Nordteil, während der ganze Südteil aus Sand besteht*. Eindeutig sagen uns die Erläuterungen zu Blatt Tettning S. 88, daß der nordöstliche Teil der Prestenberger Terrasse in Richtung der einstigen größten Stromstärke nur Kiesgruben aufweist, während deren südwestlicher Teil als Abschluß des Tannauer

Beckens aus Sand besteht und nur Sandgruben aufweist. Kurz, *der Randstrom* hatte einen guten und *raschen Abfluß nach Nordwesten und deshalb gar keinen Anlaß, nach Süden durchzubrechen*. Deswegen verlangsamte er, je weiter südlich um so mehr seine Geschwindigkeit und verfeinerte so nach Süden dauernd das Korn seiner Ablagerungen bis zur Feinheit des Sandes, und die Sandbildung ihrerseits hätte auch ohne Gletscherwand ungefähr hier ihr natürliches Ende finden und abgelöst werden müssen durch den noch feineren Schlamm des südlich anschließenden ruhenden Sees. Andererseits beweist die Endmoräne östl. v. Herishäusern Kontakt mit dem Eis.

Wir kommen dem Problem näher, wenn wir uns nach den *Bedingungen und Ursachen des nordwestlichen Abflusses der Urschwarzach* fragen. Ich habe bereits oben wahrscheinlich gemacht, daß in der Vorwängener Zeit in der Rosenharzer Senke eine Eiszunge weit nach Norden reichte. Auch als nach weiterem Abschmelzen, aber immer noch vor der Wängener Zeit, die Urschwarzach von Ergeten südlich von Unterwagenbach vorbei nach Hinter-Reute floß, muß diese Eiszunge noch so weit nach Norden gereicht haben, daß die Urschwarzach von hier nordwärts abzubiegen gezwungen war und erst am Christusmoos sich westwärts wenden konnte. Die heutige Schwarzach fließt von Bachmaier nach Prestenberg im wesentlichen westwärts und läuft von hier plötzlich nach Norden an Straß vorbei bis östlich v. Obersulgen, von wo sie nach SW zum Christusmoos abbiegt. Dieser merkwürdig lange Umweg kann nur in den geschilderten Verhältnissen der Vorwängener Zeit seine erste Ursache haben. Es ergibt sich eine uralte Kontinuität dieses Umwegs. Schon die Urschwarzach der jüngeren Wängener Zeit hatte diesen Lauf, wie die gewaltige Kiesentwicklung dieser Periode von Straß bis Obersulgen beweist. Sie folgte dieser Bahn aber nur, weil sie ihr schon in der älteren Wängener Zeit vorgebildet war. Für sie bestanden ja auch kürzere Abflußmöglichkeiten direkt nach Westen westlich von Wiedenbach und von Schübel, die sie auch nebenbei benützte. Wenn sie sich trotzdem und sogar in der Hauptmasse nordwärts ergoß, so nur deshalb, weil sie hier schon ein eingetieftes Tal antraf. Also floß auch schon die *Urschwarzach der älteren Wängener Zeit* diese Bahn, schon sie *hatte den Zugang zu dem noch früher, in der Vorwängener Zeit, eingetieften Tal nordwärts von Hinterreute gefunden*. Jedoch der Weg dorthin, wenn auch kurz, war nicht selbstverständlich. Ihr, sollte man meinen, stand infolge ihres höheren Niveaus der direkte Weg nach Westen über Wiedenbach W und Schübel W erst recht offen. Jedoch finden wir hier nirgends eine Spur ihrer Ablagerungen, westlich von Prestenberg ist alles aus, während westl. v. Spinnenhirn der Rest eines ihr zugehörigen Kiesel auf die Nordrichtung weist. Die Lösung des Rätsels dieses Umwegs kann ich nur darin finden, daß *zur älteren Wängener Zeit*, entsprechend den vorausgegangenen Zeiten, *in der Bollenbach-Rosenharzer Senke eine Eiszunge nach Norden vorsprang*, und zwar bis etwa Schierlingen, wodurch die direkte Abflußmöglichkeit über

Wiedenbach W und Schübel W nach Westen gesperrt war. Der Ostrand dieser Zunge entsprach etwa dem Westrand der (oberen) Prestenberger Terrasse, deren Südrand der Gletscher von der Endmoräne östlich v. Herishäusern nach Westen bis zur Umbiegung gefolgt war. Auf die S-N gerichtete Ostwand der Eiszunge prallte nun der Urstrom der älteren Wangener Zeit und wurde genötigt, nach Nord in das Vorwanger S-N-Tal Hinterreute-Obersulgen abzufließen. So war die Hauptströmung im Norden nach NW und bald nach N, *im Süden* reichte die Wasserbewegung nur noch zur *Sandablage*, und diese hätte auch ohne die *südliche Eiswand nicht wesentlich südlicher gereicht*, als sie es tatsächlich tut. Östlich führe ich den Eisrand von der Endmoräne Herishäusern O über die Endmoräne Pkt. 539,6 östlich v. Matzenhaus nach SO bis zur schon behandelten Endmoräne westl. v. Notzenhaus, womit der Anschluß an das schon festgestellte Stück des ält. Wangener Stands gewonnen ist. Danach fehlt von der Endmoräne Herishäusern O bis Bachmaier der unmittelbare Kontakt der (ob.) Prestenberger Terrasse mit dem Gletscherrand. Trotzdem hörte auch hier die Sandablagerung z. B. bei Krumbach, wo keine höheren Hügel stauten, südwärts sehr bald auf.

Den Westrand der bis Schierlingen vorgestreckten Eiszunge lasse ich von diesem Ort südwärts über Mehrenberg bis zur Endmoräne Pkt. 514,1 westl. v. Obereisenbach zurückspringen und setze dann den Eisrand des älteren Wangener Gletschers fort über die Endmoräne Siggenweiler Holz, die Endmoränen Pkt. 568,8, Pkt. 552,1 südwestl. v. Knellesberg, die Endmoräne nördl. d. Reservoirs Knellesberg W, die Endmoräne Mühlebach O, die Endmoräne Berg bis zur Endmoräne Furt-Eschacher Holz.

Zur Begründung meiner Linienführung *westlich der Bollenbachsenke*: Daß das Eis im Bereich des Brunnensweiler Riedels nördlicher reicht als in der Bollenbachsenke, scheint meiner Auffassung, wonach es auf Riedeln zurückbleiben müßte, zu widersprechen. Jedoch handelt es sich im Westen nicht mehr um den Brunnensweiler Riedel, sondern um die *Schussenzunge i. eng. Sinn, von welcher der Riedel überwältigt ist*. Entsprechend zieht sich auf diesem der Gletscher vornehmlich von Ost nach West, erst in zweiter Linie von Nord nach Süd zurück. Streng genommen hätte ich daher von Pkt. 514,1 nach NW von Seitenmoränen derselben statt von Endmoränen reden müssen (selbstredend sind in diese Überlegungen auch die südwärts folgenden Stände eingeschlossen). Ich zeichne den *älteren Wangener Gletscherrand von der Bollenbachsenke bis Berg* westlicher als das Kärtchen der Oberamtsbeschreibung, im ganzen *da, wo* dieses den *jüngeren Wang. Gletscherrand eingetragen* hat. Es hat hier nicht Platz für zwei Eisränder, für den östlichen der Oberamtsbeschreibung fehlt jeder Beweis. Im Gegenteil, Blatt Ravensburg 1 : 25 000 zeigt bei Knellesberg noch Kiese des ält. Wang. Stands, also kann der gleichzeitige Eisrand nur westlich, nicht östlich davon verlaufen sein. Auch besteht kein Grund, den Gletscherrand von der Seitenmoräne Mühlebach O nach Sandgrub und Langentrog abbiegen zu lassen und damit zum jünge-

ren Wang. Stand zu zählen, wo doch schon ein Blick auf die Karte die engste Zusammengehörigkeit der Seitenmoränen von Mühlenbach O und Berg verrät. Wir haben es also hier überall mit dem älteren Wang. Eisrand zu tun.

2. Die jüngeren Randlagen

Indem ich östlich und westlich der Bollenbachsenke mit meiner älteren Wang. Eisrandlage in den Bestand der jüngeren, wie er bisher galt, eingegriffen habe, bin ich bereits in die Diskussion der letzteren eingetreten. Ich will mich nun noch genauer mit der Darstellung der *jüng. Wang. Eisrandlage in der Bollenbachsenke* durch das Kärtchen der Oberamtsbeschreibung auseinandersetzen. Nach diesem verläuft sie von der Endmoräne Pkt. 539,6 östl. Matzenhaus, die ich noch zur älteren Wang. Eisrandlage zog, geradlinig OSO-WNW bis südlich Mehrenberg, auf der ganzen Strecke den nördlich benachbarten Randfluß in unmittelbarem Kontakt stauend und damit auch das Südende der unteren Wang. Sandterrasse bestimmend. Nach allem Vorhergehenden kann kein Zweifel sein, daß ich dieser Auffassung nicht zustimmen kann. Habe ich hier schon beim ält. Wang. Stand eine Stauwirkung durch den Gletscher nur in modifizierter Form zugegeben, so leugne ich beim jüngeren jede derartige Stauwirkung und damit dieses Stück Eisrand überhaupt. Ja wäre zur jüngeren Wangener Zeit dem Südrand der höheren Prestenberger Terrasse entlang ein Fluß von O nach W gelaufen und wir hätten von ihm auf der ganzen Strecke von Krumbach bis Mehrenberg die schmale Sandaufschüttung, die wir lokal beobachten, dann wäre eine Einzwängung zwischen höhere Prestenberger Terrasse im Norden und Gletschertrand im Süden nachgewiesen. So ist es aber nicht. Meine Karte (Abb. 3) zeigt, daß der *Eisrandstrom der jüng. Wang. Zeit nördlich von Prestenberg sich in die ältere, höhere Terrasse ein Tal gegraben* hatte, in dem er nach Westen floß. Westlich von Prestenberg verbreiterte sich dieses Tal mit seinen 10 m niedrigeren Aufschüttungen nach Nord und Süd. Dabei wurde durch irgendwelche Strömung sein Sand südlich der höheren Prestenberger Terrasse noch eine kurze Strecke rückwärts nach Osten getragen, nicht über Herishäusern hinaus. Welche Strömung hätte ihn noch östlicher befördern sollen? Eine kurze randliche Rückbiegung, zu kurz, um einen geraden Gletscherrand zu beweisen. Über die Verteilung von Kies und Sand gilt für die niedrigere ähnliches, wie ich S. 00 für die höhere Terrasse von Prestenberg sagte. Wie eben angedeutet, im Süden und Südwesten Sand, nördlich anschließend bis zum Nordende östl. v. Obersulgen Kies bis Faustgröße, ja zwischen Prestenberg und Straß, Gesnauwiesen bis zum östlichen Teil des Nordendes westl. v. Allisreute Geschiebe bis Kopfgröße. Hier also entlang der heutigen Schwarzach die stärkste Strömung, hier also auch und weiter ihr entlang *über das Christusmoos* der ursprünglichste und *stärkste*, weil schon durch den nördlichen Talvorläufer Ergeten-Unterwagenbach S-Hinterreute vorgebildete

und zur älteren Wangener Zeit eingetieft, *Lauf nach Westen* und nur von sekundärer Bedeutung der über Wiedenbach und gar Schübel. Bei diesen günstigen Abflußmöglichkeiten nach Westen hatte *der Strom keinen Anlaß, nach Süden durchzubrechen*, dorthin verminderte sich seine Strömungsgeschwindigkeit und damit die Korngröße seiner Ablagerungen immer mehr bis zur Kleinheit des Sandes, und bald mußte auch der Sand von dem noch feineren Beckenton abgelöst werden. So ist der *Südrand der Deltaablagerung ihr natürliches Ende*, nichts weiter. Jede Ablagerung findet — auch ohne Gletscherwand — einmal ihre örtliche Begrenzung. Hören ja auch die Kiese derselben Aufschüttung trotz ihrer großen Geschiebe nach Norden rasch auf — ohne Gletscherrand —, um so eher die Sande nach Süden.

Aber ist meine Erklärung durch Rückbiegung überhaupt richtig, könnte nicht doch von Krumbach bis Mehrenberg südlich der oberen Prestenberger Terrasse ein Fluß gelaufen sein, dessen Sande von Krumbach bis Herishäusern nachträglich wieder abgetragen wurden? Ich habe in meine Karte (Abb. 3) östlich der Bollenbachsenke die Gipfelhöhen nicht nur, sondern auch die Paßhöhen eingetragen, um zu zeigen, daß in diese Senke von Osten her kein Fluß eindringen konnte. Untersuchen wir daraufhin das Schwarzachtal! Auf Blatt Neukirch 1 : 25 000 sind seine Kiesablagerungen von Siglisberg bis zur Achmühle, mit einer kleinen Ausnahme am Mahlweiher, samt und sonders mit der Signatur der oberen Wang. Stufe versehen, im Kärtchen der Oberamtsbeschreibung dagegen verbleibt dieser nur der Kies, auf dem Zannau liegt, während die Kiese des ganzen heutigen Tals als untere Wang. Stufe dargestellt werden. Es wird die Auffassung des Kärtchens der Oberamtsbeschreibung, weil neuer, als die endgültige von M. S c h m i d t zu gelten haben. Wir wollen die Höhenverhältnisse nochmals nachprüfen. Die ursprüngliche Höchsthöhe der oberen und unteren Wang. Terrasse, d. h. der Seespiegel, beträgt in der Haslacher Senke 562 bzw. 551 m, in der Bollenbachsenke bei Prestenberg 532 bzw. 521 m. Die Terrassenkiese sind im Schwarzachtal an dessen Ostende 540 m hoch, also unt. Wang. Stufe, ebenso mit 540 am Mahlweiher, wo die untere Stufe theoretisch bis etwa 544 m hinaufreichen dürfte. Bei Zannau sind die theoretisch errechneten Höchsthöhen für die obere Stufe 547, für die untere 536 m, daher sind die Kiese am Südrand des Tals südl. v. Mühlepassau mit 533 m und in der Enge zw. dem Endmoränenhügel Zannau N und Büchel S mit 531 m als untere Wang. Stufe anzusprechen, ebenso gilt das für die Kiese von hier nach West, wo sie östlich der Achmühle mit 530 m endigen. Dagegen übersteigen die Kiese am Nordrand des Tals südl. von Mühlepassau und die, auf denen Zannau liegt (also südl. d. Endmoränenhügels), beide Mal mit 540 m die für die untere Stufe erlaubte Höchsthöhe und sind daher der oberen Wang. Stufe zuzurechnen. Es muß also der Randstrom zur oberen Wang. Zeit von Mühlepassau nach SW bis Zannau geflossen sein und erst hier wieder in das alte, schon zur Vorwanger Zeit gegrabene Ur-

tal zurückgefunden haben. Das Engtal zwischen Endmoränenhügel und Büchel war also damals durch Ablagerungen des Vorwängener Flusses verstopft. Erst der Fluß der unteren Wängener Zeit durchbrach dieses Engtal und die Kiesverbindung Mühlepassau-Zannau der oberen Wang. Stufe und schuf damit den Südteil des Talstücks westl. v. Raihen. Vergleicht man nun die theoretisch errechneten und durch die Kieslagen praktisch bestätigten Höhenzahlen des *Randstroms Siglisberg S-Bachmaier der unt. Wang. Stufe* mit den in meiner Karte (Abb. 3) eingezeichneten Paßhöhen des Drumlingeländes südlich von ihm, so ergibt sich, daß er an keiner Stelle in dasselbe eindringen konnte, nicht einmal südwestlich v. Bachmaier, wo die Kiese der ob. Wang. Stufe mit 532 m Höhe ihm den Eintritt nach Krumbach verwehrten. *Er lief also nie südl. der ob. Prestenberger Terrasse* von Krumbach nach Mehrenberg. Auch *das Wasser*, welches die Beckentone zw. *Litzelmannshof, Vorder-Essach und Gunzenweiler* ablagerte, dessen Höhenlage und Zugehörigkeit S. 00 diskutiert werden wird, kann nie diese viel zu hohen Paßhöhen überwunden haben, ist also *nie nach Westen*, d. h. nach Krumbach-Mehrenberg, *geflossen*. Übrigens auch nicht in einer südlicheren Parallele. *Schmidles* O-W gerichtete, bis zur Bollenbachsenke gezeichnete Schmelzwasserrinne nördlich von Neukirch in Fig. 10 (ob. Tettninger Stand) 1941/42 ist also abzulehnen.

Damit entfällt aber jede Möglichkeit eines O-W-Flusses Krumbach-Mehrenberg südlich der höheren Prestenberger Terrasse. Für einen Stau südlich von Krumbach-Mehrenberg durch einen Gletscherrand fehlt jeder Anhaltspunkt. Nun aber war in Ermangelung von Zeugnissen auf dem Neukircher Riedel die vermeintliche Notwendigkeit dieses Staus sicherlich der einzige maßgebende Grund dafür, daß das Kärtchen der Oberamtsbeschreibung den Rand des jüngeren Wängener Gletschers von seinem unbezweifelten Teilstück entlang dem Südufer des Tals der Wang. Argen zw. Wangen und Reute an durch den Neukircher Riedel schräg nach NW bis nördlich von Obereisenbach zeichnete. Schon oben habe ich darauf hingewiesen, daß die Randlinie Reute-Obereisenbach aus allgemeintheoretischen Gründen im Zusammenhang mit den Ergebnissen meiner beiden letzten Arbeiten eine Unmöglichkeit vorstellt. Wir dürfen und müssen also die jüngere Randlage des Wängener Gletschers ganz neu suchen.

Ich glaube nun, ein *Stück des jüngeren Wängener Eisrandes an der Süd- und Westgrenze der Kiesterrasse von Münzlachen* (Erläuterungen zu Blatt Tettngang, 1934 S. 30) gefunden zu haben. Das bedarf natürlich einer ausführlichen Begründung. Zunächst die Höhenverhältnisse! Wir haben oben gesagt, daß die *untere Wängener Kiesterrasse von Buch-Straß* (Schwarzachtal, Bollenbachsenke) bis 521 m hinaufreicht. 521 m ist somit die *Spiegelhöhe* des dortigen Sees dieser Zeit. *Genau dieselbe Höhe 521 auf den Meter genau erreichen auch die Kiese der Münzlacher Terrasse.* In der ganzen Länge des Tannauer Beckens vom Südrand der Buch-

Straßer Terrasse im Norden bis fast zum Argental im Süden liegen zu beiden Seiten des Bollenbachs Bändertone, die eine durchschnittliche Höhe von 480—490 m (teils auch etwas mehr oder weniger) besitzen. Deswegen sieht man jetzt, wie die Erläuterungen zu Blatt Tettning sagen, von der hohen Terrasse der nördlichen Beckenschüttung in die Senkung von Tannau „hinab“. Durch Bohrungen ist festgestellt, daß diese Bändertone vom Bollenbach lückenlos bis zur Kiesterrasse von Münzlachen herüberreichen, also zwischen dieser und der von Buch-Straß ein großer See absolut ruhenden Wassers eingeschaltet ist. Was kann über dessen Spiegelhöhe ausgesagt werden? Bei genauerer Untersuchung, die insbesondere auch die Bohrlöcher einbezieht, ergeben sich für diese Bändertone doch größere Höchsthöhen als der erste Blick vermuten läßt. So erreichen die Beckentone südl. v. Eichholz (nord-nordwestl. v. Mongatsberg) 517 m (übrigens interessant, daß sie südwestl. vom Mongatsberggipfel in einem Bohrloch fast unmittelbar am Rand zum Argental nachgewiesen wurden), am Ostrand der Münzlacher Terrasse 512 m, in drei Bohrlöchern südl. v. Kohlplattenbüchel und Birkenbühl 515 m, in einem Bohrloch zwischen dem Nordteil d. Kohlplattenbüchels und Birkenbühls nicht unter 521 m, in einer Lehmgrube westl. d. Fuchsbüchels 516 m, in zwei Bohrlöchern am West- und Ostrand des Neuweiher 521 m, im Bohrloch Elmenau W 520 m, am Bollenhof 521 m, anstehend westl. v. Dietmannsweiler 515 m, im Bohrloch südl. v. und in einem zweiten in Baldensweiler 518 m. Ist auch meine Höhenbestimmung aus den Bohrlöchern nur geschätzt, so geht aus den angegebenen Zahlen doch zur Genüge hervor, daß auch der *Spiegel des Bändertone lagernden Sees 521 m* betrug. Ein einziges Bohrloch bei Bogen nördl. v. Alberweiler, das Bändertone bei 558 m erschloß, erweist sich damit als so regelwidrig, daß seine Bändertone unmöglich im selben See wie die übrigen Bändertone entstanden sein können, sondern einem kleineren, isolierten Wasserbecken angehören müssen. Der große, Bändertone lagernde Tannauer See war folgendermaßen begrenzt: im Süden: Bernaumühle, Endmoränenzug Gebhardsweiler-Heiligenholz S, in den Tälern östl. und westl. d. Mongatsbergs und wohl auch westl. d. Drackensteins bis zum Nordrand des Argentals, im Westen: Ostrand der Münzlacher Kiesterrasse (mit großer Westbucht östl. d. Mördergrube!) bis annähernd Hundslägen, Umbiegung nach O über den Südhang der Hügel 545 m, 540,8 m, 536,7 m, wieder Umbiegung in die S-N-Richtung: Ostrand des Hügels 536,7, Ostrand von Holzhäusern (ich halte es auch für sehr wahrscheinlich, daß das Talsystem Einschlag-Neuhäusle-Schwandenweiher und der untere Teil des Biggenmooser Tals vom Stausee der unt. Wang. Stufe bedeckt waren, wofür ihr entsprechend niederes Niveau spricht. Da aber in ihnen bisher keine Bändertone erbohrt wurden, könnte ihre allerdings nicht besonders wahrscheinliche Erklärung durch spätere Eintiefung nicht absolut sicher widerlegt werden. Deswegen habe ich in meinem Kärtchen (Abb. 2) meine Eintragungen beidemale mit einem Fragezeichen versehen), Westrand der Bollenbachsenke östl. v. Kösten-

berg, Kogen bis Mehrenberg, im Norden: Sande der unteren und im Osten der oberen Terrasse des Schwarzachtals, im Osten: Krumbach, Westhang des Hügels 546 östl. v. Matzenhaus, der Endmoräne Flockenbach und von Erdschmid, Baldensweiler O, Dietmannsweiler, Elmenau W, Bernaumühle. Alles zwischen dieser Umgrenzung liegende Gelände (so weit es nicht inselartig 521 m überstieg), also gelegentlich auch Grundmoränen und insbesondere die Kiesdrumlins z. B. östl. v. Obereisenbach, waren vom Wasser dieses Sees bedeckt. Daß auch die Bändertone im ganzen Bereich des Sees ursprünglich das Niveau des Seespiegels erreichten, d. h. 521 m hoch waren, läßt sich nicht sicher behaupten, da die feinsten Schlammablagerungen einen weitgedehnten See nicht an allen Stellen bis zu oberst füllen müssen. Wir dürfen aber wohl annehmen, daß vielerorts stärkere Beträge dieser Tone durch Erosion nachträglich wieder entfernt wurden, daß also vielleicht auch die Kiesdrumlins östlich von Obereisenbach einmal von Bändertonen überdeckt waren und der Blick von den hohen Kiesterrassen des Schwarzachtals nach Süden nicht von Anfang an in eine tiefe Senke „hinab“ gehen mußte, die der zurückweichende Gletscher hinterlassen hatte.

Aber nicht nur dieser „Bändertone lagernde See“, sondern auch die unmittelbar an ihn anschließenden Kiesterrassen von Buch-Straß sowie von Münzlachen sind genau 521 m hoch, wurden in einem Wasser von 521 m Spiegelhöhe gelagert. Mag man auch als wahr unterstellen, daß die Aufschüttung der Kiesterrasse von Buch-Straß, der Bändertone von Zannau und der Kiesterrasse von Münzlachen nicht gleichzeitig begann, so zeigt sich doch die absolut gleiche Höhe der drei in unmittelbarem Kontakt miteinander stehenden Bildungen, daß sie gleichzeitig endigte in einem einzigen See, so daß der „Bändertone lagernde See“ um den Bereich der beiden Kiesterrassen, wo ihn Flüsse durchströmten, zu vergrößern ist (natürlich gehörten auch die Bändertone nördl. d. Terrasse Buch-Straß hinzu). Es ist also nicht so, daß man einen grundsätzlichen Unterschied machen dürfte zwischen den beiden Kiesterrassen, als repräsentiere die von Buch-Straß die eigentliche jüngere Wangener Stufe, während die von Münzlachen nur ein nachträgliches, schwer einzureihendes Anhängsel der Stufe vorstelle, die *Kiesbildung von Buch-Straß* war nicht schon fertig aufgeschüttet, als *die von Münzlachen* begann, sondern sie *vollendeten sich gleichzeitig im selben See*. Dasselbe gilt selbstredend auch für die Beckentone, die ihrerseits südwärts bis zum Nordrand des Argentals reichten. Der *jüngere Wangener Gletscherstand* darf also nicht am Südrand der Terrasse Buch-Straß gezeichnet werden, was auch aus dem weiter oben angeführten Gründen unstatthaft ist, er *verlief* vielmehr im Süden *südlich der südlichsten Beckentone und südlich und westlich der Münzlacher Kiese*. Man darf sich nicht daran stoßen, daß die Bereiche der Kiesterrasse Buch-Straß, der Tannauer Bändertone in ihrem Nordteil, dann derer in ihrem Südteil und der Münzlacher Kiese erst nacheinander in dieser Reihenfolge eisfrei wurden, der Ablagerungsbeginn

sich in derselben Richtung verzögerte. Grundsätzlich maßgebend ist das Ende, nicht der Beginn der Ablagerung und auch dieser ist durchaus nicht so verschieden, wie es aufs erste scheinen möchte. Das Blatt Tettngang zeigt in der Bollenbachsenke zwischen der älteren Wang. Randlege und dem Nordrand des Argentals wiederholte Endmoränen, d. h. ebenso viele Zwischenstände. Aber muß gleich nach Zurückweichen des Gletschers vom älteren Wang. Stand nach Süden zum nördlichsten Zwischenstand die Ablagerung der unt. Wang. Terrasse Buch-Straß begonnen haben? Durchaus nicht. Sogar wahrscheinlich nicht. Schon die obere Wang. Terrasse von Prestenberg verrät (da und dort kopfgroße Gerölle) starke Strömung nach Westen. Als nun der Gletscher weiterhin abschmolz und sich zurückzog, da war doch nicht das erste die Kiesschüttung Buch- Straß, sondern zuvor mußte innerhalb der alten Terrasse das neue Bett gegraben worden sein, in das sich dann — später — die neuen Kiese und Sande lagern konnten. Das heißt, die *Erosion*, bedingt durch die Vertiefung der Erosionsbasis im Schussental, *ging der Akkumulation voran*. Während dieser Erosionsperiode konnte sich der Gletscher in der Bollenbachsenke weit nach Süden, ja vielleicht sogar bis zum Nordrand des Argentals zurückziehen, ehe im nördlichen Flußbett die Akkumulation begann. Genaueres läßt sich diesbezüglich nicht feststellen. Aber sogar noch während der Akkumulation blieb die Strömung nach West sehr stark, wie die recht verbreiteten kopfgroßen Geschiebe in der unt. Wang. Terrasse von Buch-Straß beweisen, und etwaiger Tendenz des Abströmens nach Süden in die Tannauer Senke stets überlegen. Daher das rasche Aufhören ihrer Kiese und Sande nach Süden.

Und nun zur *Münzlacher Kiesterrasse!* In den Erläuterungen zu Blatt Tettngang (1934) steht, „aus irgend einem Grund“ sei hier stärkere Bewegung in das dem Eisrand entströmende Wasser gekommen, so daß die Strömung die Terrasse in Richtung auf das Tannauer Becken hin anzuschütten begann. Mich befriedigt diese Darstellung nicht. Was ist das für ein rätselhafter Grund, aus dem die Strömung den Kies — anders kann es doch nicht ausgelegt werden — vom westlich benachbarten süd-nördlich gerichteten Eisrand nach Osten trug? Zuerst mußte doch das Kiesmaterial da sein, ehe es von der Strömung transportiert und abgelagert wurde. Woher stammt es? Und warum hörte die Strömung, die doch nicht nur Sand, sondern auch Kies ablagerte, also ziemlich kräftig war, so bald auf? Mich bringt die Schau der Karte auf eine andere Erklärung. Ich sehe in der Münzlacher Terrasse eine Parallele zur oberen Tettninger Terrasse von Wiesach bis zum Schäferhof, bis Tettngang, einen *verfrühten*, noch bescheidenen *Ausbruchsversuch der Urargen* in dieser Gegend *nach Norden*, einen Vorläufer des westlich davon gelegenen oberen Tettninger Randstroms zur jüngeren Wangener Zeit. Das will also besagen, daß die „Strömung“, d. h. der Fluß, nicht an der westlichen Eiswand, sondern im Süden, westlich von Birkach, begann und mit seinem Wasser den Sand nach NNW bis zum Oberhofer Kapf trug. Wie der

obere Tettninger Randstrom in seinem älteren Stadium sich zuerst im Süden zwischen Gründenbühl und Argenhardter Kapf durch ein enges Tal zwängte, um sich dann nach Norden zu verbreitern, so auch hier, die Verbreiterung setzt erst bei Münzlachen selbst ein. Ich habe das Wort Urargen benützt. Nicht von ungefähr. Wie später dem oberen Tettninger S-N-Randfluß bei Wiesach, muß *dem älteren Münzlacher Randfluß* südlich von Birkach das Wasser *in dem* damals noch wenig ausgetieften *Argentaltal von Osten her zugeflossen sein*. Es gab damals also schon eine Urargen, wodurch auch die Herkunft der Kiese erklärt ist. Wohl eine, die *mehr oder weniger* gänzlich *unter dem Gletscher* floß. Dessen Rand muß dann südlich vom Mongatsberg und Drackenstein verlaufen sein, jedoch liegen die Endmoränen beider Berge noch nördlich von ihm, stammen von einem etwas älteren Stand, da ja die Wang-Beckentone bis südlich des Mongatsbergs reichen. Ich habe die Urargen der jüngeren Wang. Zeit sogar im Verdacht, daß sie stellenweise, etwa gerade südlich dieser beiden Berge, frei von Eisbedeckung dem Gletschertrand entlang, der hier eine Lücke zwischen sich und dem Nordrand des heutigen Argentals ließ, von Ost nach West floß, wenn auch heute kein Zeugnis mehr dafür erhalten ist. Der größte Teil desselben war aber doch wohl subglazial. Ob es schon eine ganze Urargen war, deren Wasser vom Primisweiler See südlich von Pfügelberg in den Gletschergrund einfloß, ob sich das subglaziale Wasser erst irgendwo unterwegs sammelte, ist schwer festzustellen. Jedoch das lehren die sortierten Kiese von Münzlachen mit Sicherheit, daß der Fluß westlich von Birkach schon eine längere Strecke Wegs zurückgelegt haben mußte. So nebenbei: ob nicht südl. und nördl. v. Oberhofer Kapf ein Teil des Flußwassers wieder in das Eis eindrang und subglazial über die Reutener und Neuhaldeener Senke Tettngang zu floß? Im übrigen setzte er sich wohl über Neuhausle und den Schwandenweiher fort. Darin, daß kein anderer Weg sichtbar ist, kann man einen Beweis für das damalige Bestehen dieses Talsystems sehen.

Damit erscheint uns der Tannauer See in einer neuen Beleuchtung. Nicht ist er ein ruhendes Gewässer, das nur im Norden ein Fluß durch querte, während im Süden bloß sozusagen hinterdrein auf kurze Zeit eine Strömung entstand, sondern *die beiden Kiesterrassen* sind grundsätzlich *gleichwertig, die eine ist der Schwarzachurstrom im Norden, die andere der Argenuerstrom im Süden, beide denselben Tannauer See durchfließend*, praktisch die letztere von späterem zeitlichem Beginn und von geringerem räumlichem Umfang, und doch beide äquivalent, beide miteinander und mit den Bändertonen des ruhenden Gewässers gleichzeitig endigend beim Seespiegel von 521 m.

So glaube ich denn *im Westteil des Gebiets* folgenden *Verlauf der jüngeren Wangener Eisrandlage* feststellen zu können: Endmoränenzug zwischen Gebhardsweiler und Loderhof (die Endmoränen nördlich von Rappertsweiler sehe ich als eine nachträgliche Zutat an), Endmoränenzug

zw. Heiligenholz und Ried, südlich der Hügelreihe Mongatsberg, Drackenstein, Birkach (nicht Endmoränen v. Mongatsberg und Drackenstein) Pkt. 543,5, Seitenmoräne Pkt. 531,1, beide westl. v. Birkach, Seitenmoränen südl. der Mördergrube und nordöstl. v. Gipfel d. Argenhardt Kapfs, Westrand der Münzlacher Kiese östl. v. Argenhardt, Seitenmoränen Pkt. 540,8 und südlich davon (Oberhofer Kapf), Seitenmoräne zwischen Schöneck und Oberhof, Seitenmoräne Pkt. 503,1 Hofbrunnen, Seitenmoräne Pkt. 516,9 Galgenberg östl. v. Bechlingen und westl. v. Irrmannsberg, dann dem Ostrand der Wasenmoosrinne entlang bis zur Seitenmoräne Pkt. ca. 485 westl. d. Wegs Feurenmoos-Mühlebach (Liebenau O), Seitenmoräne Liebenau, Westrand der unt. Wang. Terrasse Sandgrub-Langentrog.

Am ganzen Westrand des Brünnensweiler Riedels liegt in geringem westl. Abstand vom eben gezeichneten jüngeren Wang. Stand ein immer wieder auftauchender Zug von Seitenmoränen: von Schoos (Pkt. 496,4) nach NW bis unmittelbar östl. v. Gipfel d. Argenhardt Kapfs, Kamm des Oberhofer Kapfs 510—520 m, Pkt. 488,4 nördl. v. Schöneck. Der durch sie bezeugte Eisrand liegt für die älteste Tettnanger Stufe zu hoch, ist also noch zur jüngeren Wangener Stufe zu rechnen. Da seine Seitenmoränen nur schwach entwickelt sind, die Münzlacher Kiese sich nicht bis zu ihm fortsetzen und ihm zugehörige Bändertone nur ganz im Süden nördlich von Schoos untergeordnet auftreten, ferner auch bei den folgenden Untersuchungen keine Fortsetzung dieses Eisrands aufzuzeigen sein wird, sehe ich in ihm eine lokale, nur kurze Zeit währende westliche Variante der Haupteisrandlage des jüngeren Wangener Stands, mit der er sich wohl bei Irrmannsberg-Kaltenberg vereinigte.

Und nun zum Verlauf des unteren Wang. Stands im Ostteil des Gebiets, näherhin zwischen den Endmoränen nördl. v. Loderhof am Nordwestende des Hügels Berg und dem Hügel Pkt. 574,2 bei Reute nordöstl. v. Schwarzenbach, da ich ja den Verlauf entlang den Seitenmoränen südlich des Tals der Wangener Argen von hier bis Wangen nicht bestreite. Weil im ganzen Neukircher Riedel exakte Zeugnisse (Endmoränen usw.) fehlen, beginnen wir zunächst mit seinem Ostende und fragen uns, wo hat ihn hier von Ost her der Gletscherrand betreten? Ich beschäftige mich zuerst mit den Bändertonen zw. Vorder-Essach, Gunzenweiler und Litzelmannshof. Die geol. Karte 1 : 25 000 bezeichnet sie eigentümlicherweise mit der Signatur der älteren Wangener Stufe. Jedoch liegen sie nicht nur südlich des dieser zugehörigen Eisrands, sondern auch ihre Höchsthöhe von 549 m stuft sie ohne weiteres in die untere Wangener Stufe ein. Diese Höhe von 549 m stimmt so genau mit der Höhe 551 m der unteren Wangener Kiesterrasse von Haslach-Primisweiler überein, daß unbedingt beide, die Bändertone und die Kiese, gleichzeitig im selben See abgelagert wurden, mag auch der Beginn der Sedimentation nicht in allweg gleichzeitig gewesen sein. Demgegenüber kann es keinen Einwand bedeuten, daß nicht weit nördlich davon im Schwarzachurtal die Höhe der unt.

Wang. Kiesterrasse rasch auf 540 m, ja 530 m sinkt. Denn hier ist Gefälle, ein Fluß, bei den Vorder-Essacher Bändertonen jedoch ein ruhender See ohne Gefälle. Schon S. 00 ff., siehe auch Abb. 3, habe ich ja darauf hingewiesen, daß über die hochgelegenen Paßhöhen östlich der Bollenbachsenke kein Abfluß nach Westen möglich war. Dieser Vorder-Essacher See bestand schon in voller Größe, als das Eis sich bis südlich von Gunzenweiler zurückgezogen hatte. Das Wasser hatte von der Haslach-Primisweiler Senke aus westlich der Haslachmühle und des Litzelmannshofs (Rinne mit der Lehmgrube) hereingefunden. Trotzdem ist das *Südende des Vorder-Essacher Sees noch nicht der jüngere Wangener Eisrand*. Ich habe ja schon oben gezeigt, daß von Reute (Schwarzenbach NO) das Eis dieses Standes nach dem „Neukircher Gesetz“ gar nicht so weit nach Norden reichen konnte. Nun kommt hinzu, daß auch der Endmoränenzug nördlich des Loderhofs das verbietet. Dieser Eisrand muß sehr viel südlicher verlaufen sein. Andererseits ist der Hügel Grichten allseits so vollkommen von Kiesen des oberen Tettnanger Standes umschlossen, daß ich mir nicht vorstellen kann, daß er schon früher eisfrei geworden war. Ich bin deshalb der Auffassung, daß der *jüngere Wangener Eisrand* am Südhang des Hügels 562,5 östl. v. Goppertsweiler verlief. Das entspricht auch am besten den nach der Theorie erforderlichen Ein- und Ausbuchtungen des Eisrandes durch Riedel bzw. Senken. *Auf dem Neukircher Riedel Einbuchtung nach Süden*: Verlauf des Eisrandes vom Hügel Berg NW über Pkt. 535,4, den Südhang des Hügelzugs *Wittenberg, Lochgraben*, Greut (Randgewässer nördlich davon Kreuzweiher-Langensee), Pkt. 586,7 nördl. v. Lustensbach, über Pkt. ca. 575 *Goppertsweiler SW* zum Südhang d. Pkts. 562,5. *In der Haslach-Primisweiler Senke Ausbuchtung nach Norden*: Südwesthang des Klingelbergs, Mindbuch, Gugelloch, Südgrenze der unt. Wang. Terrasse im Blauseeholz, von hier bis Pkt. 574,2 südl. v. Reute (Schwarzenbach NO). Ich habe also in der Haslach-Primisweiler Senke die Umbiegung des Gletscherrands nach Süden bis zum Südknie der Wangener Argen nördl. v. Neuravensburg, wie es das Kärtchen der Oberamtsbeschreibung zeichnete, nicht mitgemacht. Entsprechend der Inferiorität der Senke gegenüber dem Neukircher Riedel und der Laiblachsenke ist die Ausbuchtung nach Norden relativ gering. Die Drumlins Kapf und Pkt. 567,1 westl. davon sind wohl schuld, daß das *Maximum der Ausbuchtung am Südrand des Klingelbergs und des Pkts. 562,5 nördl. v. Grichten* (also westlich der Argen) liegt. Wenn in den zwischen den Drumlins gelegenen Senken nördl. v. Matzenweiler und nördl. v. Pkt. 562,5 keine Bändertone abgelagert wurden, also wohl auch von der Haslach-Primisweiler Senke aus kein Wasser einlief, obwohl heute Verbindungsrinnen von genügend niedrigem Niveau bestehen, so kann das einfach dadurch erklärt werden, daß diese erst durch spätere Erosion ingenagt wurden. Die Wasserverbindung jedoch des Vorder-Essacher Beckens mit der Haslach-Primisweiler Senke und damit die Bändertonalagerung in jenem hörte nicht auf, als der Gletscher sich bis

südlich v. Gunzenweiler zurückgezogen hatte, sondern ging weiter bis zum Halt des jung. Wang. Gletschers östl. v. Goppertsweiler (Pkt. 562,5). Denn dieselbe Oberflächenhöhe der jung. Wang. Kiesterrasse von 551 m haben wir im *Haslach-Primisweiler Becken* nicht bloß in deren Nordteil, sondern *bis zum weitesten Süden der Ablagerung am Blauen See*. Also gleiches zeitliches Ende der Ablagerung im *Vorderessacher Becken* und der Kiese, die direkt an den jung. Wang. Gletscherrand anschließen, *alles zusammen ein einziger gleichzeitiger See*, wenn sich auch in dem zuerst eisfreien Norden das Wasser früher zu sammeln begann als im Süden. Denn, wie oben gesagt, das Ende der Ablagerung ist entscheidend, nicht der Beginn.

Interessant ist ein *Vergleich der Haslach-Primisweiler und der Bollenbachsenke zur jüngeren Wangener Zeit*. In der ersten schlägt sich die *Hauptmenge des Kieses nieder*, so daß diese in ihrer *ganzen Breite von N nach S mit ihnen gefüllt* ist und zur Ablagerung der *Bändertone* außer der Amtzeller Senke im hohen Norden *nur* das kleine *Vorder-Essacher Teilbecken* bleibt. Für die *Bollenbachsenke* sind deshalb *so wenig Kiese übrig*, daß sie sich *nur* in einem relativ kleinen Areal im Norden (Schwarzachurtal Buch-Straß) *und* in einem winzig kleinen im *äußersten Südwesten* (Münzlachen) *niedersetzen*, während der *Großteil der N-S-Senke sich mit Bändertonen füllt*, die viel niedriger gelegen als die von Vorder-Essach von diesen selbständig sind. Nachdem die Wassermasse der Wangener Argen in der Haslach-Primisweiler Senke fast oder ganz ausschließlich nach Norden zum Schwarzachurtal, gewissermaßen der Fortsetzung des Isnyer Argentals, abgeflossen war und auf dem Weg dorthin den ganzen Südteil jener Senke mit ihren Kiesen gefüllt hatte, konnte sich das in der Bollenbachsenke nicht ein zweites Mal wiederholen, es mußte beim schüchternen Versuch bleiben, als das Wasser hier verspätet im äußersten Südwesten flußartig dem Eisrand entströmte. Es kam zu wenig Wasser und zu wenig Kies heraus, um vom ganzen Becken bis zum Schwarzachurtal Besitz zu ergreifen. So blieb es bei der untergeordneten, lokalen, jedoch grundsätzlich bedeutsamen Kiesablagerung von Münzlachen gleich einem Vorboden des nächstjüngeren Gletscherstands. Und tatsächlich, was hier im Versuch stecken blieb, gelang später im oberen Tettnanger Stand vollständig. Westlich von Münzlachen in der gewaltigen Kiesterrasse von Wiesach-Tett nang-Bechlingen wurden die Geschiebe nicht nur der Wangener, sondern auch der Isnyer Argen in größtem Maßstab aufgeschüttet, das Schwarzachurtal verlor jede Bedeutung, indem es nicht nur die Verbindung und damit Kieszufuhr von der Wangener, sondern auch von der Isnyer Argen eingebüßt hatte und nur noch einem schwachen Fließchen als Aufenthaltsort diente. War die Wangener Argen bei den beiden Wang. Ständen noch der Isnyer Argen untertan gewesen, indem sie beim älteren durch die Wangener, beim jüngeren durch die Haslach-Primisweiler Senke nach Norden in deren Bett floß, so war beim älteren Tettnanger Stand diese durch die Wang.

Argen erobert, so daß das Tal der letzteren in seiner westlichen Fortsetzung zum Tal der Vereinigten Argen wurde und so die Kiese beider erhielt.

Nun sehe ich in dem von mir aufgestellten Gletscherrand des jüngeren Wang. Stands noch eine *Schwierigkeit*, und zwar in der Münzlacher Gegend. Es handelt sich um den starken *Vorsprung der Bändertone nach Westen in die Kiesterrasse hinein zwischen Birkach und Mördergrube*, so daß für die Kiese auf dieser Strecke nur ein ganz schmaler Verbindungsstreifen zwischen Süd und Nord übrig bleibt. Unmöglich, daß der Kies führende Fluß durch irgendwelche Strömung sich so einengen ließ, *unmöglich, daß Bändertone und Kiese hier gleichzeitig nebeneinander entstanden*. Jene müssen schon dagewesen sein, ehe die Kiese aufgeschüttet wurden, sonst hätten sich diese auch weiter östlich deponiert. Aber warum haben dann die doch älteren Bändertone die Senke nicht ganz bis zum Westrand gefüllt, sondern Platz frei gelassen für die spätere Aufschüttung der Kiese? Es gibt meines Erachtens keine andere Erklärung dafür als die, daß zur Zeit der Ablagerung der östlich anschließenden Bändertone die ganze Fläche der Münzlacher Kiese noch vom Gletscher bedeckt war. In der nach seinem Abzug an den Westrand freigewordenen Senke mußten sich die Flußkiese niedersetzen. Wenn nun die Bändertone schon ihre volle Höhe von 521 m erreicht hätten, ehe die Aufschüttung der Münzlacher Kiese begann, wären also doch diese hinterdrein gekommen, die Ablagerung im Tannauer Becken schon zuvor fertig gewesen, die Eisrandlage der unt. Wang. Stufe an den Ost- statt an den Westrand der Münzlacher Terrasse zu setzen. Das wäre nun nicht allzu schlimm und würde meine Revision der Wangener Gletscherstände nicht wesentlich beeinträchtigen. Aber so haben wir uns die Sache gar nicht vorzustellen. Es genügt, daß die Bändertone nach Rückzug des Gletschers an den Westrand der Kiesaufschüttung ein anfänglich größeres Stück an Höhe voran waren, wobei sich die Differenz fortschreitend verminderte, bis schließlich der oberste Abschluß gleichzeitig erfolgte.

Für diese Auffassung sprechen auch Seitenmoränen auf erhöhten Stellen innerhalb der Münzlacher Kiesterrasse, so östlich der Mördergrube und halbwegs zwischen Pkt. 540,8 des Oberhofer Kapfs und Hasenlägen sowie in einer *östlichen Reihe* auf Hasenlägen selbst. Nach Norden setzt sich die *westliche Reihe* fort in den Seitenmoränen Pkt. 535,3 nördl. v. Mißenhardt und nördl. v. Pkt. 532,7 (wahrscheinlich bei Kaltenberg Vereinigung mit dem nächstwestlichen Eisstand, dem oben ausgeschiedenen jung. Wang. Eisstand), die östliche in den Seitenmoränen südl. und nördl. v. Zimmerberg westl. d. Wegs Neuhäusle-Baumgarten, Hügel östl. v. unteren Weiher und Pkt. 538,1 östl. v. Dieglshofen (Vereinigung mit den beiden westlich benachbarten Ständen, also inkl. jung. Wang. Stand, nördl. v. Blumenrain). *Von Münzlachen nach Osten lassen sich die beiden Reihen* (Hasenlägen W und Hasenlägen) *nicht mehr voneinander trennen*, sondern scheinen zu einem einzigen verschmolzen zu sein. Nachdem

sie die Endmoräne nördl. v. Pkt. 543,5 sogar mit dem jüngeren Wangener Hauptrückzugsstand teilten, waren ihre vermutliche östliche Fortsetzung die Endmoränen Drackenstein Ostteil (unter 500 m) und Mongatsberg, und nach einem nördlichen Vorstoß in die Senke nördl. v. Wiesertsweiler die Endmoräne Elmenau N. Von hier nach Ost fehlt jedes Zeugnis im Gelände. Jedoch werden wir diesen Eisrand in geringer nördlicher Entfernung parallel zum jung. Wang. Stand etwa folgendermaßen ziehen dürfen: von Elmenau über Pkt. 569,5 (östl. d. Bernaumühle) Kreuzweiher, Langensee, Südhang von Pkt. 581,2 (Aberlingsbühl), Pkt. 572 (Bechenhütten SO), Osthang v. Pkt. 575,4 (Matzenweiler O) zu Pkt. 575 (Schneckenberg), von da immer etwas nördlich des jung. Wang. Stands, nicht genau festlegbar, weiter in die Primisweiler Senke und das Wangener Argental hinein.

An diesen Gletscherstand schließt sich der, welcher den Ostrand der Münzlacher Kiesterrasse bildete, wobei das Eis auch die Bändertonbucht nördlich von Birkach freiließ. Fortsetzung nach Norden in der Seitenmoräne Pkt. 527,7 östl. v. Zimmerberg, der Seitenmoräne nördl. v. Baumgarten, der Seitenmoräne Pkt. 552,9 zw. Dieglishofer Holz und Wolfgärten, der Seitenmoräne von Gruben, Verschmelzung mit dem jüngeren Wang. Stand nördl. v. Feurenmoos. Die Verschmelzung des eben umschriebenen und der beiden unmittelbar zuvor behandelten Ränder mit diesem bezeugt, daß *der Gletscher mit großer Hartnäckigkeit sich dagegen wehrte, den Ostrand der Wasenmoosrinne zu räumen.* Von der Bändertonbucht südlich von Münzlachen nach Osten lief unser Eisrand über Birkach (Pkt. 530,7), südlich und östlich der westlichen, höheren (über 500 m) Endmoräne v. Drackenstein, bog östl. v. Pkt. 541 nach Osten ab, zog hierauf östlich der Endmoräne Pkt. 537,1 Ost nach Norden und südlich der Endmoräne Eichholz-Wiesertsweiler nach Osten, beschrieb dann nach meiner Auffassung einen mächtigen Bogen nach Norden in die Bollenbach-Senke hinein bis Tannau, von wo er bis südlich der Endmoräne Pkt. 553,7 östl. v. Baldensweiler zurückkehrte, um nach einem kleineren Nordbogen die Endmoräne südöstl. v. Albersweiler abzulagern. Von hier muß er bis in die Wangener Gegend nördlich des vorhergehenden Standes verlaufen sein, jedoch verzichte ich auf den Versuch einer genaueren Festlegung, da er bei dem Fehlen jeder Zeugnisse im Gelände allzusehr Spekulation wäre.

Nur durch wenige, jedoch einwandfreie Zeugnisse belegt ist *der nächst ältere Gletscherstand*, nämlich durch die Seitenmoräne *westl. v. Büchel*, die Endmoräne von *Iglerberg* (von Pkt. 513,1 bis Eichholz) und die Endmoräne Pkt. 538,9 *östl. v. Baldensweiler*. Sie reichen durchaus hin, um ihn innerhalb dieses Bezirks in geringem östl. bzw. nördlichem Abstand parallel zu dem eben besprochenen Stand zu rekonstruieren (Abb. 2). Verbindende Seitenmoränen über Büchel N zur Seitenmoräne Gemertsweiler W des anschließend zu besprechenden nächstöstlichen (bzw. -nörd-

lichen) Gletscherstandes deuten darauf hin, daß er hier von diesem abzweigte. Andere Fortsetzungen sind nicht bekannt.

Der nun schon angedeutete *weitere Gletscherstand ist der älteste und nördlichste von ihnen*, da *unmittelbar nördlich von ihm* der schon behandelte *ältere Wangener Stand* folgt. Jener erscheint südl. v. Liebenau in der Seitenmoräne Pkt. 512,6 östl. d. Wegs Feurenmoos-Mühlebach, setzt sich fort in der Seitenmoräne westl. v. Gemertsweiler und in den beiden Seitenmoränen östl. v. Schwanden, von hier bog er nach meiner Auffassung in der Bollenbachsenke nach Norden bis über Obereisenbach hinaus, dann wieder rückwärts über den Hügel Härisösch, südlich der Punkte 517,5 und 515,5 zu den Endmoränen von Flockenbach und Pkt. 548 nach Südosten. Hier breche ich ostwärts aus demselben Grund wie bei den zuvor besprochenen Ständen die weitere Untersuchung ab.

Diese 4 (bzw., wenn ich den Doppelstand zweimal rechne, 5) Stände sind zeitlich und örtlich zwischen den älteren und jüngeren Wangener Stand eingeschaltet. Ich bezeichne sie deshalb als Zwischenstände zw. beiden, rechne sie aber bereits als Vorstufen dem jüngeren Wangener Stand zu. Auffällig ist, daß sie sich z. T. schon an der Wasenmoosrinne, endgültig aber nördlich von Liebenau verflüchtigen, bzw. örtlich im jüngeren Wangener Hauptstand aufgehen. Scheint so auch der Brunnensweiler Riedel als Ostrand der Schussenzunge für kürzere Halte des Gletscher-rückzugs besonders empfindlich und fähig sie abzuzeichnen, so darf man doch nicht vergessen, daß die Trennung derselben mehr oder weniger auch ostwärts bis zur Wangener Gegend bestand und nur im einzelnen nicht festgelegt werden konnte, weil der Neukircher Riedel aus irgendwelchem Grund so gut wie endmoränenfrei ist und östlich von ihm im Tal der Wangener Argen etwa vorhandene Zeugnisse durch den Fluß weggespült wurden. Auffällig bleibt diesbezüglich der Endmoränenreichtum und damit die Trennungsmöglichkeit am Westrand des Neukircher Riedels.

Zweifellos überbrücken diese Zwischenglieder den Gegensatz zw. älterem und jüngerem Wangener Hauptstand in hohem Grade. Und es bewahrheitet sich wieder einmal, daß die Natur die scharfen Unterscheidungen des Menschen nicht kennt. So könnte man alle diese Zwischenstände zusammen mit dem jüngeren Wangener „Hauptstand“ (und dessen westlicher Variante) zum jüngeren Wangener Stand vereinigen, wobei keinem, auch meinem „Hauptstand“ nicht, ein Vorzug vor den andern gebühre. Ich möchte das aber nicht empfehlen. Trennt ja der Mensch nicht aus Willkür, sondern weil er ohne die Scheidung keine Ordnung aufstellen kann. So möchte ich aus praktischen Gründen *die südlichste Randlinie allein als jüngere Wangener Eisrandlage bezeichnen und die 4 (5) nördlich anschließenden Stände* weiterhin nur als *Vorstufen* ansehen, schon damit sie nicht irrtümlicherweise mit den Seitenmoränen südlich des Tals der Wangener Argen gleichgesetzt werden, was nur für die südlichste Randlinie erlaubt ist.

B. Anhang: Die Tettninger Terrassen

Anhangsweise, d. h. nur mit kurzen Erläuterungen zu meiner Darstellung auf dem beigegebenen Kärtchen Abbildung 2, seien auch noch die drei Tettninger Stände des Würm-Rückzugs im gegebenen Bereich behandelt. Die meisten Änderungen betreffen den älteren (oberen) Tettninger Stand. Westlich des Argentals wird niemand bezweifeln, daß der zugehörige Hauptstand mit dem Westrand der ob. Tettn. Kiesterrasse vom Krippelebogen über Tettngang W bis Kratzerach zusammenfällt. Bei der Neuaufnahme von Blatt Tettngang wurde er durch eine fortlaufende Folge von Seitenmoränen zw. Krippelebogen und Hagenbuchen unterstrichen. Das Wasser muß damals dem Randstrom nicht nur nördlich von Reichenbühl und Gründenbühl, sondern auch zwischen Gründenbühl und Hochwacht zugeflossen sein. Die schmale Kiesterrasse dieses Standes westl. v. Gründenbühl ist genetisch gesehen unnatürlich, der Gletschertrand verlief vielmehr vom unmittelbaren Ostabhang der Hochwacht direkt zum Westeck am Krippelebogen, die an das Eis anschließende Kiesterrasse wurde später durch den Randstrom des mittleren Tettninger Stands bis auf den schmalen Rest westl. d. Gründenbühls wieder weggenommen. Einen etwas älteren Stand (eine „Vorstufe“) der älteren Tettn. Zeit sehe ich in der Seitenmoräne ausgedrückt, die vom Westgipfel des Gründenbühls nach NW bis zum Pkt. 492,1 zieht. Bei der unmittelbaren Anlehnung des Gletschers an den Gründenbühl war der Durchgang westlich von diesem für das Wasser noch geschlossen, der ganze Zustrom erfolgte durch das Engtal zwischen diesem und dem Argenhardter Kapf. Auch nördlich davon erreichte dieser Eisstand nicht den Westrand der ob. Tettn. Terrasse, sondern verlief etwa in der Mitte von dessen W-O-Querschnitt nach Norden und erst nördlich von Tettngang in den ebenfalls inmitten der Terrasse gelegenen Seitenmoränen von Heidach (westl. v. Bechlingen) und Bücheläcker (nördl. v. Fünföhren) erkenne ich seine Fortsetzung wieder. Ein dritter, der älteste zur ob. Tettn. Stufe zählende Gletscherstand lagerte direkt westlich d. Argenhardter Kapfs die Seitenmoräne Pkt. 502,4 ab und hielt sich auch weiterhin am Ostrand der ob. Tettn. Terrasse oder nicht weit westl. von ihm, bildete vor allem auch Zungenbecken in die östlich angrenzenden Buchten hinein, ich rechne zu ihm die drei Seitenmoränen westl. v. Argenhardt, die Seitenmoräne südl. v. Schäferhof, endlich die Seitenmoräne am Westrand der Wasenmoosrinne östl. v. Fünföhren. Die Deutung des Stromdurchgangs westl. d. Argenhardter Kapfs stößt hier auf Schwierigkeiten. Die Urargen muß schon ihre volle Kraft besessen haben, die Münzlacher Passage lag zu hoch, und das Schwarzachtal kam erst recht nicht mehr in Frage. Jedoch fehlt es zw. Argenhardter Kapf und Endmoräne 502,4 entschieden an Platz für den Randstrom. Es bleibt keine andere Möglichkeit als anzunehmen, daß entweder dieser Eisrand so kurz währte, daß der Randstrom östlich von ihm nicht die Zeit fand, Ablagerungen aufzuschütten oder daß dieser subglazial westlich der dem Stand zugehörigen Seiten-

moränen (im Süden östlich des Gründenbühls) in die Wasenmoosrinne floß. Denn die Existenz der Seitenmoränen am Ostrand der ob. Tett. Terrasse ist Tatsache und nicht Theorie.

Die Trennung des älteren Tett. Stands westlich des Argentals in drei verschiedene Halte erlaubt mir nun auch eine richtigere Beurteilung desselben südlich dieses Tals gegenüber M. Schmidt, dessen „Kompromißlinie“ Elemente aller drei Halte enthält und deshalb notwendigerweise unnatürlich ausfallen mußte. Daß er sich zu dieser entschloß, fällt um so mehr auf, als er in den Erläuterungen zur geol. Karte 1 : 25 000 wie in der Oberamtsbeschreibung selbst sagte, daß der Gletscher sich hier während desselben Staus zurückzog. *Die Fortsetzung des nördlichsten Halts* sehe ich in der schon von ihm aufgestellten Linie Gitzensteig-Rattenweiler-Hiltensweiler, weiterhin in der Endmoräne östl. v. Blaidnau, über die Hügel nördl. v. Siberatsweiler und den Königsbühl zu den Endmoränen von Pkt. 558,8 südwestlich des Sack und denen südwestlich von Regnitz, im ganzen eine ziemlich gerade W-O-Linie, offenbar zu erklären als südlicher Begleiter des gleichgerichteten Argentals in gleichmäßigem Abstand von ihm. Nur im Westen verrät sich in den Endmoränen des Davids-Köpfle und Meerholzes ein lokaler, noch talnäherer Halt südlich des Argentals, der seiner Höhenlage nach bereits zum ält. Tett. Stand und nicht etwa zur westl. Variante des jüng. Wang. Hauptstandes gehört. Der Halt Gitzensteig-Regnitz hat östl. v. letzterem Ort keine nachweisbare Fortsetzung mehr. Er könnte in den Seitenmoränen am Südrand des Tals der Wang. Argen aufgegangen sein. Der Gletscher, der schon während der jüng. Wangener Zeit sich vom Niederwangener Riedel an den Südrand d. Wangener Argentals zurückgezogen hatte, gab nämlich den Südteil der Bollenbachsenke (südlich vom Loderhof) und sicher auch den der Haslachsenke mit dem dazwischen gelegenen Stück des Neukircher Riedels erst mit Eintritt der ält. Tett. Zeit frei. In beiden Fällen handelte es sich dabei wohl zuletzt um die unterspülende, abschmelzende und wegschwemmende Wirkung des zuerst am Nordrand des Tals und subglazial fließenden Stromes. Die Vereinigte Argen entstand aber jetzt erst, weil zur jüng. Wang. Zeit die damals schon gebildete Wangener Argen zum Schwarzachtal entwässerte. So konnte nun der geschilderte Nordvorsprung der Verbindungsbrücke zwischen Schussen- und Vorpfänder- (Wangener) Zunge nachträglich abgebaut werden ohne gleichzeitigen Rückzug der letzteren.

Den mittleren Halt des älteren Tett. Stands verfolge ich südlich der Endmoräne am Südhang des Rieselsbergs über den Südrand der Unter-Wolfertswieher Talrinne zum Südrand der Endmoräne Ebnet, dem Nordrand des Schleinsees entlang durch den Degersee zur Endmoräne v. Steinerbruck, der nördlich v. Rengersweiler, westl. und östl. v. Doberatsweiler und der nordwestl. v. Pechtensweiler (von M. Schmidt benützte Endmoränen nördlich dieser Linie betrachte ich als lokale Zwischenstände oder lokale Verzögerung des Eisrückzugs), von hier aus setze ich ihn fort.

über die End- bzw. Seitenmoränen südöstl. v. Englitz, am Südrand d. Neuravensburger Weihers, nordöstl. v. Knolpers, nordöstl. v. Füßinger und westl. d. Mooweiler Bergs.

Den südlichsten Halt des älteren Tettn. Stands und damit den Hauptstand ziehe ich südlich der Endmoränen Lehnensburg O (südlich des ds⁴ Restes) und Pkt. 467, der drei Endmoränen nördlich des Großholzes, südlich vom Längenberg zur Endmoräne nördl. v. Bechtersweiler, nördl. v. Ober-Reitnau vorbei zum Endmoränenzug von Schwatzen-Gugelis-Bettensweiler-Fuchsbühl. Von hier aus aber verbinde ich im Gegensatz zu M. S c h m i d t nach dem Kartenbild mit der Seitenmoräne Aichhof NO (westl. v. Degetsweiler) und lasse den Gletscherstand weiter am Westrand des Degermooses über den Hügel östl. v. Engetsweiler, über Rothasweiher, Untermooweiler O bis zur Endmoräne Obermooweiler S verlaufen und von hier rückbiegen bis zum oberen Seitenmoränenkranz Pkte. 566 nördl. u. 582 südl. v. Ruhlands, 591,5 (Infang), 592 Leitfritz östlich der Laiblach. Dazu ist zu bemerken: daß bei dieser Zunge der Abstand der Laiblach zum Westrand größer ist als zum Ostrand, kann keinen Einwand bedeuten. Denn im Osten ist der steilere Anstieg zum Pfänder, und überhaupt haben wir hier im Norden keine Laiblach-, sondern eine Vorpfänderzunge, d. h. die Laiblachrinne ist nur ein sekundäres Erzeugnis und hat noch nicht maßgeblich in den Bestand der alten Topographie eingegriffen. Viel wichtiger ist diesbezüglich die Degermoosensenke, und der „Abstecher“ der Zunge in diese ist topographisches Postulat. Der untere Seitenmoränenzug westlich v. Ruhlands-Göritz (Pkte. 551, ca. 560) könnte sich evtl. im Sinne der M. S c h m i d t schen Zeichnung mit den Endmoränen direkt östlich von Bettensweiler-Fuchsbühl verbinden lassen als etwas jüngere Variante meiner Linie. Da aber ebensogut seine Verbindung mit der Endmoräne von Hüttenweiler möglich ist, habe ich von einer Einzeichnung der Linie in mein Kärtchen abgesehen.

Kürzer kann ich mich bezüglich des *mittleren* und jüngeren *Tettninger Gletscherstands* fassen. Was den ersten betrifft, so habe ich dessen Laiblachzunge über Niederstaufen hinaus noch ein erhebliches Stück nach NO verlängert, da meines Erachtens kein triftiger Grund vorliegt, die Seitenmoränen von Haggenberg und Stockenweiler S von ihm abzutrennen. Den Nordvorsprung dieses Standes bis Ober-Reitnau habe ich belassen, jedoch bin ich nicht mit der scharfen Abwinkelung am Taubenberg und bei Zeisertsweiler einverstanden. Letzteres gilt noch mehr für den *jüngeren Tettninger Stand*. Es darf nicht der Eisrand die Linie der beiden zusammengehörigen Endmoränen östl. v. Hattnau und Betttau N kreuzend überspringen, beide wurden vom selben jung. Tettn. Stand erzeugt, also ist dieser auch südlich der Endmoräne Betttau N (wie südl. der von Hatttau N) zu ziehen, ebensowenig darf der jüngere Tettn. Eisrand den Endmoränenzug des mittleren bei Zeisertsweiler kreuzen, sondern muß südlich von diesem verbleiben. Ich komme so mit Bodolz Nordende, Schönau Südende, Motzach Nordende auf eine etwas südlichere Ver-

bindungslinie als M. Schmidt und damit sehr nahe dem Nordeck seines Stands von Bad Schachen westlich v. Motzach. Da der letztere jedoch nach meinen Ergebnissen von 1948/1951 nicht zur Reihe gehört, sondern dem „Lindauer Gürtel“ zuzurechnen ist, hat das nichts zu besagen. Noch südlicher um Nonnenhorn gelegene Ablagerungen, die zu diesem Stand gezählt werden, sollen unerörtert bleiben (die Tettnanger Stände sind ja nur anhangsweise behandelt).

Vergleichen wir die Gletscherstände südlich des *Argentals* mit denen nördlich von ihm, so sehen wir *nördlich des Tals das unruhige Bild des durch die Haslach-Primisweiler und die Bollenbachsenke bedingten Vor- und Rückspringens der Eisränder. Südlich vom Tal* jedoch erscheint eben durch dieses *jeglicher Einfluß von Norden her ausgelöscht*. Schon unmittelbar an seinem Südrand hat sich eine gerade verlaufende Eisrandlinie von der nördlichen Gestaltung völlig unabhängig gemacht. Und je weiter wir von ihr nach Süden kommen, um so mehr treten uns großzügig einheitliche mäßig nach Süd gewölbte Bögen zwischen dem äußersten Westen und Osten vor Augen, d. h. um so reiner werden über die zurückspringende Verbindungsbrücke die Flügel der Schussen- und Wangener (Vorpfänder-) Zunge herausgearbeitet, was nördlich der Argen durch die beiden S-N-Senken nur unzureichend erfolgen konnte. Das nördliche Vorspringen des mittleren Tettnanger Standes ist nur eine scheinbare Ausnahme. Denn es ist nur durch eine lokale topographische Depression verursacht. Daß südlich des *Argentals* diesmal keine „Naht“, kein Süd-einschnitt entstand, sondern die entgegengesetzten Bewegungsrichtungen der Schussen- und Wangener Zunge in der Rundung allmählichen Übergangs sich voneinander schieden, darf nicht auffallen. Denn das mächtige, schwer erklimbare Bollwerk des Neukircher Riedels im Norden, das vordem die scharfe Trennung der beiden Bewegungsrichtungen schon südlich von ihm verursacht hatte, wurde ja vom zurückweichenden Würmgletscher der drei Tettnanger Stände gar nicht mehr erreicht.

Autorenverzeichnis

Dr. Adolf Dresler, München 23, Leopoldstraße 79/II.

Dr. Edwin Grünvogel, Oberstudienrat a. D.,
Friedrichshafen, Friedrichstraße 51

Prof. Dr. Josef Hecht †, Kunsthistoriker, Konstanz,
Kamorstraße 3

Dr. Wend Graf Kalnein, Konservator, Salem,
Markgräflisch Badische Verwaltung

Dr. Johanna Möllenberg, Hechingen/Hohenz.,
Obertorplatz 7

Buchbesprechungen

OTTO FEGER, *Geschichte des Bodenseeraumes I: Anfänge und frühe Größe* (= Bodensee-Bibliothek II), Jan Thorbecke Verlag, Lindau und Konstanz. 1956. 270 S. mit 90 Abb. in Werk- und Kunstdruck.

Im Rahmen der mit Friedrich Kiefers schöner „Naturkunde des Bodensees“ (1955) eröffneten „Bodensee-Bibliothek“ des rührigen Verlages Jan Thorbecke hat der Konstanzer Stadtarchivar Dr. Otto Feger die auf drei Bände berechnete Darstellung der Geschichte des von ihm mit Recht sehr dynamisch aufgefaßten Bodenseeraumes übernommen, den er seit über einem Jahrhundert erstmals wieder, über alle Grenzen der politischen Territorien wie der Spezialforschung hinweg, als einheitlichen Geschichtsraum erfaßt. Der dem Konstanzer „Städt. Institut für geschichtliche Landesforschung des Bodenseegebietes“ eng verbundene Verfasser behandelt im vorliegenden ersten Bande mit dem Untertitel „Anfänge und frühe Größe“, der Theodor Mayer, dem verdienstvollen Leiter des Instituts zugeeignet ist, nach einer bewußt skizzenhaft gehaltenen Einführung in die „Vorgeschichte“ — sie soll eingehend in einem besonderen Bande des Sammelwerkes dargestellt werden! — das erste Jahrtausend unserer Geschichte, das unter starker, ja oft entscheidender Beteiligung des Bodenseegebiets den Grund zu unserer abendländischen Kultur legte.

Feger gliedert seinen Stoff geschichtl. in 5 Hauptabschnitte mit den Überschriften: I. *Die Römer am Bodensee* (S. 20—55), II. *Die Alemannen* (S. 56—97), III. *Die Blüte der Karolingerzeit* (S. 98—143), IV. *Staatsmänner und Gelehrte* (S. 144—199) und V. *Die große Reformbewegung* (S. 200—241). Im Anhang (S. 242—270) gibt er weiter eine ausführliche *Zeittafel*, die von der Wildkirchli-Kultur der Altsteinzeit bis zum Tode Hermanns des Lahmen auf der Reichenau (1054) führt, sowie *Verzeichnisse* der Kaiser und Könige (von Pipin bis Heinrich III.), der (jüngeren) Herzöge von Schwaben (von Püchart I. bis Otto II., dem Enkel Kaiser Ottos II.), der älteren Bischöfe von Konstanz (bis Otto I.) und der Äbte von St. Gallen und der Reichenau. Die folgenden „*Literaturangaben und Hinweise*“ wollen natürlich weder eine umfassende Bibliographie — so notwendig und nützlich eine solche wäre! — noch eine ausführliche Behandlung von Einzelfragen geben, sondern lediglich zum weiteren Studium anleiten und die Darstellung etwas entlasten, und dieser doppelten Aufgabe werden sie durchaus gerecht. Nützlicher als die bloßen „*Bildnachweise*“ wäre allerdings ein Verzeichnis der Abbildungen (mit Quellennachweis). Außerordentlich dankenswert ist schließlich ein sorgfältig gearbeitetes *Namen- und Orts-* sowie ein *Sachregister*.

Es ist natürlich nicht möglich, auf den überreichen Inhalt des auch typographisch gut gestalteten und vom Verlag hervorragend ausgestatteten Buches hier im einzelnen einzugehen. Naturgemäß treten auf dem Höhepunkt der Darstellung die Entwicklung des unter maßgeblicher Mitwirkung der herzoglichen Gewalt wohl um 590, noch vor der vorübergehenden burgundischen Einflusnahme auf den Thurgau, gegründeten Bistums Konstanz, das schließlich zu dem alemannischen Bistum schlechthin werden sollte, sowie Aufstieg und Blüte der beiden Reichsklöster St. Gallen und Reichenau, denen nicht nur das Bodenseegebiet, sondern das ganze Abendland unschätzbare Werte verdanken, beherrschend in den Vordergrund der großen karolingischen und ottonischen Reichspolitik. Daneben erfahren aber auch alle anderen Fragen der kirchlichen und weltlichen Entwicklung unseres Raumes eingehende Behandlung, sei es die Herr-

schaft der Römer am Bodensee mit ihren Straßen, Warten und Kastellen, ihren Städten und Villen, oder die alemannische Landnahme und Besiedlung, die politische Organisation und Kultur der Alemannen, deren Stellung unter ostgotischem Protektorat wie im Frankenreich, das (ältere) alemannische Herzogtum und Volksrecht, der Tag von Cannstatt (746) und die anschließende Neuordnung unter Einführung der fränkischen Grafschaftsverfassung, der „neue Kurs“ Karls d. Gr. in Alemannien nach seiner Vermählung mit der jungen alemannischen Fürstentochter Hildegard, die Anfänge der Welfen, neben denen die Udalrichinger und die Hunfridinger oder Burkarde, die späteren Herzöge von Schwaben, eine große Rolle spielen, oder die Gründung weiterer Klöster (Bischofzell, Einsiedeln, Rheinau) und adliger Damenstifte (Lindau, Zürich, Buchau und Säkingen), der Kampf Salomos III. mit den Kammerboten Berchtold und Erchanger, die Ungarneinfälle und die Zurückdrängung des Romanentums im östlichen Bodenseegebiet, die Kämpfe um das jüngere schwäbische Herzogtum wie um die kirchliche Reformbewegung namentlich von Gorze (Kloster Petershausen). Besonders interessant sind die Schlußabschnitte über den Hochadel, die Anfänge des niederen Adels und die Märkte des Bodenseegebiets als Vorläufer des Städtewesens. Und selbst untergeordnete Dinge und solche von allenfalls örtlicher Bedeutung, wie die Frage nach der Herkunft der Bezeichnung „Seehasen“ für die Bodenseeanwohner, oder Legenden wie die von den Heiligen Theodor und Mang, St. Genesius (Schienen), den Radolfzeller „Hausherren“, von Walter und Swanahild, die Geschichte von der Herzogin Hadwig und dem St. Galler Mönch Ekkehard II., Anekdoten („Cald est“) und Spielmanslieder wie das vom armen Schneekind finden noch Raum.

Wie dieser Überblick schon erkennen läßt, ist das Buch „nicht für die Fachgelehrten auf dem Gebiet der Landesgeschichte bestimmt, die mit den hier behandelten Vorgängen ohnehin schon vertraut sind“, doch werden auch sie, insbesondere durch manche Kartenbilder, Nutzen daraus ziehen. In erster Linie wurde es vielmehr „für weitere Kreise geschrieben, vor allem für die Bewohner der dargestellten Landschaft selbst, die ein Anrecht darauf besitzen, über die Vergangenheit ihrer schönen Heimat in übersichtlicher Darstellung unterrichtet zu werden“. Zugleich stellt es eine ausgezeichnete Unterlage für den heimatsgeschichtlichen Unterricht dar, der freilich manche Einzelheit vermissen wird. Denn, wenn „auch kein wissenschaftliches Werk im strengen Sinne“, entspricht es doch dank der Heranziehung der gesamten Fachliteratur dem heutigen Stande der Forschung. In Fragen, wo diese noch keine „communis opinio“ erarbeitet hat, befließigt sich Feger größter Zurückhaltung, und wo er Stellung nimmt, tut er das wohlbedacht und wohlabgewogen.

Aus dieser Ausrichtung des Buches auf den wissenschaftlich interessierten Laien ergaben sich auch die für die Form der Darstellung maßgeblichen Gesichtspunkte. „Unter weitgehendem Verzicht auf die Fachsprache der Gelehrten und die wissenschaftliche Terminologie“ spricht der Verfasser eine ungemein frische, lebendige und vor allem anschauliche Sprache. Bestrebt, weniger die wissenschaftliche Problematik als vielmehr das Tatsachenmaterial in den Vordergrund zu rücken, läßt er gerne und mit großem Geschick die Quellen selbst sprechen, zumeist natürlich in guter Übersetzung. So erhält der Leser z. B. eine ungemein reizvolle Vorstellung von der Reichenauer Dichtung des Walahfried Strabo („Wettis Vision“), der ersten „Göttlichen Komödie“, wie von der des größten St. Galler Gelehrten und Dichters Notker Balbulus, seiner Ostersequenz und seiner bekannten Antiphon „Media Vita“. Der Rücksicht auf den Leser entspringt wohl auch die gelegentlich wohl etwas zu weit getriebene Unterteilung der 5 großen Kapitel in nicht weniger als 229 kleine Abschnitte von durchschnittlich einer, sehr oft aber auch erheblich weniger als einer Druckseite, ein Verfahren, das zwar die Unterbringung mancher Episode und Anekdote ermöglicht, aber auch die (meist nur rhetorisch wiederhergestellten) Zusammenhänge zerreißt, manchmal auch recht heterogene Dinge aneinanderreih!

Schließlich erfährt das geschriebene Wort eine ausgezeichnete plastische Veranschaulichung durch die zahlreichen (90) Abbildungen im Text und auf Kunst-Drucktafeln, die ausnahmslos gut gewählt und hervorragend wiedergegeben sind, sieht man von einigen wenigen Textabbildungen ab, deren Maßstab doch wohl etwas zu klein ausgefallen ist. Einige könnten auch durch die Beigabe einer Transcription und Übersetzung der Texte dem Verständnis des Laien noch besser erschlossen werden. Alles in allem aber ein ganz ausgezeichnetes Buch, für das Verfasser und Verlag der uneingeschränkte Dank aller Heimatfreunde gebührt, die mit Spannung seiner Fortsetzung entgegensehen!

Meersburg

Adolf Kastner

WEINGARTEN 1056—1956

„Vinearum fundatoribus, fautoribus, abbatibus monachisque sacrum“ ist die prachtvolle „FESTSCHRIFT ZUR 900-JAHR-FEIER DES KLOSTERS 1056—1956. Ein Beitrag zur Geistes- und Gütergeschichte der Abtei“, die dank der wohlwollenden Unterstützung staatlicher und städtischer Behörden, vor allem aber der Industrie des schwäbischen Oberlandes in so hervorragender Ausstattung herausbringen konnte: 3 Vierfarbenkunstdruckblätter des renommierten Beurer Kunstverlags, 68 Abb. auf Kunstdruck- und 31 auf (holzfreiem) Werkdruckpapier, dazu zahlreiche Notenbeispiele schmücken den auch typographisch gut gestalteten, (leider mit manchen Druckfehlern behafteten) stattlichen Leinenband von 432 S., dessen Vorsatzblätter die Wappen und Regierungszahlen sämtlicher 43 Äbte tragen.

Inhaltlich bietet das Werk keine Gesamtdarstellung der Klostergeschichte; eine solche lieferte letztmals 1924 A. Schmitt, wie A. Raichle und P. Paul Schneider OSB 1953, schon im Hinblick auf das bevorstehende Jubiläumsjahr, in „Weingarten, das Wunder des schwäbischen Barock“ die Bau- und Kunstgeschichte des seit 1949 prächtig restaurierten Klosters darstellten. Bei der heutigen Festschrift handelt es sich vielmehr um eine mit einem Geleitwort von Abt Wilfrid Fenker OSB eingeleitete Sammlung von 21 nach Umfang und Gewicht naturgemäß unterschiedlichen Einzeluntersuchungen geistlicher und weltlicher Gelehrter, die der verdienstvolle Herausgeber, P. Gebhard Spahr OSB, in vier Gruppen gliederte. Aus bisher unerschlossenen Quellen schöpfend, vermitteln sie durchweg wesentliche, neue Erkenntnisse auf den Gebieten der Bibliotheks- und Baugeschichte, der Welfentradition, des Wallfahrtslebens, der Musikpflege, der monastischen Lebensformen und der Güterverwaltung in W. Darüber hinaus liefern sie wertvolle Beiträge nicht nur zur Geschichte des Gesamtordens, sondern vor allem auch zur Kirchen- und Kulturgeschichte Oberschwabens und des Bodenseeraumes. Naturgemäß muß bei dieser weitgespannten Themenstellung ein einzelner Rezensent sich auf die Hervorhebung dessen beschränken, was sich seiner Sicht als Wesentliches darstellt.

I. „Zur Einführung in die Geschichte des Stifts“ schildert zunächst P. Columban Buhl OSB „Weingarten-Altendorf. Die Anfänge“ (S. 12—30) unter Berücksichtigung der neueren Forschung. Er leitet übrigens, in Übereinstimmung mit H. Jänichen (S. 430), den erst 1865 gegen den Klosternamen Weingarten eingetauschten Ortsnamen des ehemaligen Reichsfleckens Altendorf, in dessen Nähe man bis Dez. 1955 nahezu 600 alemannische Reihengräber vom Ende des 5. bis zu dem des 7. Jh. freilegte, ohne unter den Beigaben auf ein christliches Symbol zu stoßen, von ahd. alah=Heiligtum, Weihstätte ab und sieht in dem (urkundlich nicht belegten) „Alachdorf“ ursprünglich eine alemannische Kultstätte. — Hansmartin Decker-Hauff untersucht in seinem Beitrag „Zur älteren Geschichte der Welfen“ (S. 31—42) vor allem die Frage nach der Herkunft der mit W.'s Geschichte so eng verknüpften Judith (Titelbild),

der dritten Frau des Stammvaters der jüngeren Welfen, Welfs IV., die man bisher allgemein, wenn auch mit verschiedener Eingliederung in dieses Haus, als Gräfin von Flandern bezeichnete. Im Gegensatz dazu weist der Verf. anhand der von ihm für sie aufgestellten Ahnentafel (S. 40) die Großmutter Heinrichs des Stolzen und Urgroßmutter des Löwen und Barbarossas als Tochter Herzog Richards III. von der Normandie und der Adelheid von Frankreich nach, die in 2. Ehe allerdings mit Balduin V. von Flandern verheiratet war — eine Lösung, die auch Klebel schon einmal in Betracht gezogen, dann aber wieder hatte fallen lassen. Gehörte aber Judith dem Mannesstamme des seit 1066 in England regierenden Geschlechts an, dann wird auch die ihr von der welfischen Hausüberlieferung beigelegte, von der Forschung bisher nicht beachtete Bezeichnung „regina Angliae“ und noch manches andere verständlich, so ihr großer, aus England (und Flandern) mitgebrachter Reichtum, vielleicht, z. T. wenigstens, auch das Motiv der Eheschließung Welfs IV. — „Zur frühen Verfassungsgeschichte der Abtei“ (S. 49—57) führt P. Ursmar Engelmann OSB-Beuron zahlreiche Zeugnisse, vor allem päpstliche Privilegien auch anderer Klöster, an, welche die nach dem Tode Judiths 1094 erfolgte Umwandlung des welfischen Eigenklosters in ein dem Papste unterstelltes „freies“ Kloster, freilich unter Beibehaltung des erblichen Vogteirechtes der (dann von den Staufern beerbten) Gründerfamilie, beleuchten. Dadurch erfolgte der Anschluß auch W.s, das wie die meisten süddeutschen Dynastienklöster vorher der älteren Reformbewegung von Gorze mit Einsiedeln als alemannischem Mittelpunkt zugewandt war, an den hirsausischen Reformkreis, von dem es in der Folge auch vier Äbte erhielt. — „Das innerklosterliche Leben von der Ankunft der Mönche aus Altomünster bis zum Tode von Abt Gerwig Blarer 1056—1567“ (S. 58—86) schildert, begleitet von interessanten Abtdiagnissen, P. Gebhard Spahr OSB aufgrund des in den Landesbibliotheken Stuttgart und Fulda sowie im Hauptstaatsarchiv Stuttgart liegenden Quellenmaterials und der einschlägigen Literatur. Es ist im wesentlichen bestimmt durch die Reformbestrebungen, die zunächst die Welfen in die Hand nahmen. Während dann im 12./13. Jh. die Mönche selbst ihr Leben nach den Idealen Hirsaus zu gestalten trachteten, wurde die Reform des 14./15. Jh., hauptsächlich von den Konzilien und päpstlichen Bestimmungen getragen, nach den Kirchenversammlungen von Vienne (1311) und Konstanz (1414—1418) durch energische Äbte in die Tat umgesetzt. Seit dem 14. Jh. sahen aber auch die Bischöfe von Konstanz auf Zucht und Ordnung im Kloster, zumal die Provinzialkapitel des Ordens in den Kirchenprovinzen Mainz und Bamberg kaum Bedeutung erlangten und man sich eher selbst Satzungen zu geben versuchte, die freilich der Ordensregel wenig gerecht wurden, da die W.er „Klosterherren“ z. B. nie auf persönliches Eigentum verzichten wollten. — „Die Reformbestrebungen in der Abtei 1567—1627“ (S. 87—105), die anschließend, ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, Rudolf Reinhardt aufgrund seiner bisherigen archivalischen Studien skizziert, bemüht sich zunächst unter Abt Johannes III. Hablitzel (1567—1575) erfolglos um eine „benediktinische Restauration“, so daß die nächsten Anstöße von außen her durch die behördlichen Visitationen, insbesondere des Apostolischen Nuntius Ninguarda, kommen mußten, in des unter Johannes IV. Raittner (1575—1590) sich gleichfalls als unzulänglich erwiesen. Die Wendung brachte erst der schon zu seinen Lebzeiten als zweiter Gründer W.'s bezeichnete Abt Georg Wegelin (1597—1627). Schüler und Freund der Jesuiten und von diesen in seinem Kampfe gegen Raittner beraten, führte er, von ihnen inspiriert, das neue Ideal der „mortificatio“, der Abtötung des irdischen Menschen, der fortab bei der Profest seinen Taufnamen ablegen muß, und das des aktiven Einsatzes für Kirche und Glauben (Abschaffung der Beneficialeseelsorge und damit des Privateinkommens der Konventualen) ein; er sicherte die gefährdete wirtschaftliche Existenz des Klosters, festigte seine staatsrechtliche und politische Stellung im Reich und legte mit alledem den Grund zum letzten großartigen Aufschwung W.'s nach dem Dreißigjährigen Kriege! — Nach-

dem im 16. Jh. die Jesuiten, vor allem die Universität Dillingen und die dortige Marianische Kongregation, viel zur Reform benediktinischer Gemeinschaften beigetragen, nahmen seit dem 2. Jahrzehnt des 17. Jh. die Benediktiner auf Veranlassung des Salzburger Erzbischofs Mark Sittich von Hohenems ihr Bildungswesen selbst in die Hand. Und wenn auch Abt Georg Wegelin dem Plan der Gründung der Salzburger Universität noch entgegenarbeitete und erst 1625, wohl wegen der Haltung der Jesuiten in der Frage des Restitutionsedikts, seinen Widerstand aufgab, so traten doch unter seinen Nachfolgern, wie *P. Gebhard Spahr* nachweist, „*Weingarten und die Benediktiner-Universität Salzburg*“ (S. 106—137 mit 3 Abtbildnissen und dem Deckenfresko St. Benedikts von C. D. Asam) in zeitweise recht enge Beziehungen, die, bisher wohl zu wenig beachtet, das W. er Barockmünster Abt Sebastian Hyllers (1697—1730) geradezu zu ihrem steigewordene Symbol werden ließen. —

II. In die „*Besitzverhältnisse der Reichsabtei*“ führt uns *Alfons Dreher* ein mit seinem mühsam erarbeiteten Beitrag „*Zur Gütergeschichte des Klosters*“ (S. 138—158 mit dem Stifterbildnis und einer wertvollen Besitzkarte), dem er den bei aller von ihm selbst erkannten Problematik dankenswerten Versuch eines nach den Ländern Württemberg (am ausführlichsten), Baden, Bayern, Tirol und Vorarlberg (Schweiz) und ihren Kreisen und Gemeinden aufgeteilten Güterverzeichnisses beigibt. — „*Weingarten und Einsiedeln*“ (S. 159—166) unterhielten, wie *P. Rudolf Henggeler OSB-Einsiedeln* nachweist, namentlich seit dem 17. Jh., nähere, zunächst freundschaftliche Beziehungen. Als aber 1614 W. von den Grafen von Sulz die Herrschaft Blumenegg in Vorarlberg erwarb, bei der die Schirmvogtei über die Einsiedelnsche Herrschaft St. Gerold im Großen Walsertale lag, entbrannte zwischen den beiden Reichsstiften von neuem ein alter, von den Vorbesitzern übernommener Streit, der schließlich 1648 durch den Verkauf der Vogteirechte an Einsiedeln beendet wurde. Andererseits erwarb W. 1693 die Herrschaft Ittendorf bei Meersburg von Einsiedeln, das ihm überdies in der Person seines Bruders Caspar Moosbrugger den, wie insbesondere neuaufgefundenes Planmaterial ausweist, entscheidend am W. er Münsterbau beteiligten Architekten zur Verfügung stellte. — Zur bequemerer Verwaltung seiner neuerworbenen Herrschaft Blumenegg und als Absteigequartier für Notzeiten erwarb Abt Georg Wegelin, wie uns *Ludwig Welti* berichtet, 1620 „*Das Haus der Abtei in Bludenz*“ (S. 167—170), das jedoch am Allerheiligenabend 1638 dem furchtbaren Stadtbrand zum Opfer fiel, der fast die ganze Stadt einäscherte, worauf die Ruine 1655 an die Stadt verkauft wurde. —

III. „*Gottesdienst, Kunst und Wissenschaft des Klosters*“ ist gut die Hälfte der Festschrift gewidmet. „*Die Gottesdienstgestaltung im Mittelalter*“ (S. 172—187), die uns erst nach dem Einzug der Hirsauer Reform auch in W. aus zahlreichen erhaltenen Codices entgegentritt und sich vor allem durch Abwechslung, Feierlichkeit und ein großes Gebetspensum auszeichnet, schildert aufgrund dieser Quellen *P. Gebhard Spahr OSB*, der seiner gründlichen Arbeit auch 8 schöne Illustrationen zum Stundengebet aus dem Weingartener Codex in Fulda beigibt. — „*Das Heilige Blut Christi*“, dessen Wirkung heute noch ein Deckenfresko, dessen Geschichte die 8 Tafeln bei den Emportüren und noch eingehender (24 Szenen) ein heute im Stuttgarter Landesmuseum befindliches Gemälde von 1489 schildern, machte bekanntlich W. erst berühmt. Der Geschichte der Reliquie und der damit verbundenen Legende sowie der Geschichte ihrer Verehrung in den verschiedensten Formen vom 13. Jh. bis zur Gegenwart widmet daher *Adalbert Nagel* eine eingehende, von einer Strichzeichnung und 16 Abbildungen begleitete Darstellung (S. 188—229). — Von den Beiträgen „*Zur Orgel- und Kirchengeschichte der Abtei*“ (S. 230—253) von *P. Gregor Klaus OSB* interessieren mehr noch als die Ausführungen über die mit der Orgel zusammenhängende Musikpflege diejenigen zur Geschichte der für W. allerdings erst spät urkundlich belegten Orgel selbst, die zugleich für das ganze

kulturell von ihm abhängige Gebiet von Bedeutung ist. Im Vordergrund steht naturgemäß die berühmte, nach mehreren vorgängigen Reparaturen 1953/54 generalüberholte „Gabler-Orgel“ (1737—1749), mit ihren 6666 Pfeifen von 4,5 cm bis 9,64 m Länge und dem prachtvollen Gehäuse wohl die größte, noch, sieht man von kleineren Änderungen ab, original überlieferte Barockorgel, der auch die Mehrzahl der 11 Abb. gewidmet ist. — Von grundlegender und wohl abschließender Bedeutung sind die in 18 Abb. und 10 Tafeln veranschaulichten vielfältigen weiteren Aufschlüsse, die eine durch den unlängst von F. Dieth aufgefundenen und veröffentlichten (1950) Grundriß des romanischen Münsters, vor allem aber von eigenen Vermessungen und Grabungen unterstützte sorgfältige Prüfung des Baubestandes durch *Konrad Hecht* über seine Vorgänger hinaus für „*Die mittelalterlichen Bauten des Klosters, insbesondere die beiden ersten Münster*“ (S. 254—327) erbringt, nachdem bekanntlich die Unmöglichkeit, den ganzen, für die Erneuerung der Klosteranlage aufgestellten Plan zu verwirklichen, einen Teil der romanischen Klosterkirche und das alte Klausurviereck vor dem Abbruch bewahrt hatte. — Nicht der jungen Klosterbibliothek von heute gelten die erschütternden Mitteilungen von *P. Thomas Stump* OSB „*Aus der Geschichte der Weingartener Klosterbibliothek*“ (S. 328—332). Sie geben vielmehr, auch anhand eines instruktiven Schaubildes, das 16 Orte in Deutschland, Österreich, Rußland, Frankreich, Holland, England und den USA — nur nicht Weingarten — als heutige Heimat von Weingartner Handschriften zeigt, die schmerzliche Antwort auf die oft gestellte Frage nach dem geradezu abenteuerlichen Schicksal der nach der Aufhebung des Klosters 1803, wenn nicht gar verbrannten (!), so doch in alle Welt zerstreuten großen und überaus wertvollen Bestände (gegen 1000 Wiegendrucke, über 800 Handschriftenbände, dazu 6 Prachthandschriften des Kirchenschatzes, Perlen der Buchkunst!), der nach den alten Katalogen rekonstruierbaren ehemaligen Klosterbibliothek! — Von den erwähnten 6 Prachthandschriften waren, wie *Arthur Haseloff* 1905 nachgewiesen, vier — 2 angelsächsische Evangeliare des 11. Jh. aus Northumberland, das Missale Abt Bertholds aus dem Anfang des 13. Jh. und das etwa gleichzeitig in W. illuminierte Missale des *Hainricus Sacrista* — 1818 vom Earl of Leicester, 1926 von *John Pierpont Morgan* erworben worden, während die fünfte, *Judiths* Evangeliar aus der Schule des flandrischen *St. Omer* des 11. Jh., wohl weil seines kostbaren Einbandes schon beraubt, — ihre Buchmalerei schätzte man damals noch nicht! — in Fulda verblieben, und die sechste verschollen ist. Die beiden angelsächsischen wie das Fuldaer Evangeliar gehörten, wie *Haseloff* weiter nachgewiesen, zusammen mit anderm wertvollen Kunstgut zu dem reichen Schatze, den *Herzogin Judith* dem Kloster vermachte. *Hanns Swarzenski*, der schon 1943 das *Berthold-Missale* und das *W. er Scriptorium* behandelt, sucht nun in seinem dem *Andenken Arthur Haseloffs* gewidmeten Aufsatz, vor allem am Meister des *Berthold-Missale*, die „*Paten- und Hauptrolle*“ nachzuweisen, die zwei verschiedene fremde Kunstkreise, die „*Englisches und flämisches Kunstgut in der romanischen Bildmalerei Weingartens*“ (S. 333—340) gespielt haben, was er an gut gewählten Abbildungen, z. T. in Vierfarbendruck, ausgezeichnet illustriert. — Im Anschluß daran setzt *Meta Harrsen*, die Hüterin der *New Yorker Morgan-Handschriften*, die bereits 1930 eine genaue Beschreibung und kurz darauf Auskunft über das Schicksal vor allem der *Judith-Handschriften* geben, in ihren mit 4 Abb. ausgestatteten „*Observations on the Gradual and sacramentary of Hainricus Sacrista*“ (S. 341—344) ihre Studien über dieses Werk fort. — Auf musikgeschichtlichem Gebiete weist *Wolfgang Irttenkauf* aufgrund eines neuerworbenen *W. er Tropars* der *Stuttgarter Landesbibliothek* und einiger bei der Durcharbeitung aller *W. er Choralhandschriften* gewonnener Nachträge in seiner mit mehreren Notenbeispielen ausgestatteten Untersuchung über „*Die Alleluja-Tropierungen der W. er Handschriften*“ (S. 345—361) nach, „daß *W.* auch in der Neuschöpfung von Tropen einen durchaus eigenständigen Platz eingenommen hat“, „daß sich die nun voll überschaubare Tropenpflege *W.'s* auf einer Höhe

befand, die man auch angesichts der alles überragenden Nachbarschaft St. Gallens und der Reichenau als bedeutend ansprechen darf“ und daß wenige Klöster „auf eine solche kontinuierliche Tropenpflege durch die Jahrhunderte hindurch zurückblicken können“. — In einer Miscelle „Zur ältesten W. er Geschichtsschreibung“ (S. 362—369) sucht Hansmartin Decker-Hauff durch weitere Beobachtungen die von ihm schon früher (1947) über das Verhältnis von Historia und Genealogia Welforum ausgesprochene Auffassung zu erhärten, daß nämlich die Historia nicht eine erweiterte Fortsetzung der Genealogia sei, sondern eine zwischen 1095 und 1114 redigierte, aus Süddeutschland stammende Vorlage gehabt haben müsse, die mit der heute vorliegenden Genealogia nicht identisch sein könne. Nach seiner Meinung stammen vielmehr von einer bald nach 1075, wohl im welfischen Hauskloster W. entstandenen Urfassung der „Geschichte des Welfenhauses“ zwei jüngere Fassungen ab, deren eine, die Redaktion II um 1095, der sächsischen Quellengruppe (Annalista Saxo, Sächsische Weltchronik) als Vorlage diene, während die vor 1114 entstandene Redaktion III die Grundlage der schwäbischen Quellengruppe darstellt. Als Excerpt aus einer etwa 1124/25 (Nachtrag S. 430) redigierten Fassung entstand dann um oder bald nach 1126 die Genealogia, deren Anfang in der einen Münchener Handschrift nur unvollständig und verwirrt überliefert ist, während die Anfangskapitel der um 1170 entstandenen Historia die Vorlage getreu wiedergeben. — Für eine eigentlich längst fällige Biographie des „Pater Gabriel Bucelin, 1599—1681“ (S. 370—395) liefert P. Thomas Stump OSB eine mühsam aus dem trotz starker Verluste noch immer außerordentlich umfangreichen Quellenmaterial erarbeitete, dankenswerte Vorstudie, die uns mit dem Leben und dem überaus weitschichtigen Werk dieses wohl gelehrtesten unter den fast 1000 namentlich überlieferten W. er Mönchen vertraut macht, der, Architekt und Baumeister, Maler und Dichter, Geschichtsschreiber und Musikfreund, „vielerleist und mit zahlreichen Gelehrten freundschaftlich verbunden, als Mitarbeiter von Merian z. B. am 26. 5. 1643 auch das (verschollene) Bild der Stadt Meersburg schuf. Sein Altomünster-Bild schmückt zusammen mit seinem Portrait das Buch. — P. Alfons M. Zimmermann OSB-Metten-Fürstenried allerdings, der Bearbeiter des Kalendarium Benedictinum, findet das Lob, das P. Lindner „P. Gabriel Bucelin als Hagiograph des Benediktinerordens“ (S. 396—400) in seinem Profeßbuch spendet, übertrieben. Insbesondere ist nach ihm, schon infolge des Mangels an jeder Quellenkritik, Bucelins hagiographisches Hauptwerk, das „Menelogium Sanctorum OSB“, „in erster Linie kein historisches, sondern ein asketisches Buch“.

IV. „Die neuerstandene Abtei 1922—1956“ schließlich findet ihren ersten Geschichtsschreiber in ihrem Subprior P. Paul Schneider OSB, der, unterstützt von 10 Abb., darunter dem Bild des derzeitigen Abtes, eingehend „Das Kloster im Verbands der Beuroner Kongregation“ (S. 402—429) schildert. Es ist, gemessen zumal an W.'s 900jähriger Geschichte, eine kurze, aber bewegte und inhaltsschwere Zeit, welche das neuerstandene Kloster unter den Äbten Ansgar Höckelmann, Michael von Witowski, Conrad Winter und Wilfried Fenker in den letzten 34 Jahren erlebte, geprägt von der schweren Aufbauarbeit der nach dem ersten Weltkrieg aus Erdington, Birmingham (England) vertriebenen und zunächst nach Beuron geflüchteten Kommunität, von der Verheerung der Nazizeit, dem zweiten Weltkrieg, der 9 gefallene und 5 noch immer vermißte Konventualen forderte, der Besatzungszeit, aber auch dem abermaligen Wiederaufbau, der die Vinea florens mit ihrem glänzend restaurierten Barockmünster im wiederhergestellten alten Konventsgebäude neu erstehen ließ! —

Werfen wir am Ende unseres Ganges durch die Festschrift, die des Dankes aller Geschichtsfreunde gewiß sein darf, noch einmal einen Blick auf das Ganze, so fühlen wir uns fast überwältigt von der Fülle des Gebotenen, das indes durch ein sorgfältig gearbeitetes Personen- und Sachregister (S. 431—462!) erschlossen und bequem zugänglich gemacht wird, was, heute so oft vermißt, doppelte Anerkennung verdient!

Adolf Kastner.

A. O. STOLZE, *Der Sünfzen zu Lindau*, hg. von Bernhard Zeller. Jan Thorbecke Verlag, Lindau und Konstanz, 1956. 261 S.

Am Ende der breiten Haupt- und Marktstraße Lindaus steht auf der rechten Straßenseite das alte, freilich oft (zuletzt 1912/13 und wieder 1939) gründlich um- und ausgebaute Gebäude des „Sünfzen“, das heute im Erdgeschoß eine Gaststätte, in seinen Obergeschossen neben der Industrie- und Handelskammer u. a. den Sitzungsraum der „Sünfzen-Gesellschaft e. V.“ beherbergt. Der Name „Sünfzen“, der die Zunge leicht stolpern läßt, hat selbst den Einheimischen schon viel Kopfzerbrechen bereitet, wie auch über das Wesen der für die Stadtgeschichte hochbedeutsamen Sünfzengesellschaft weithin Unklarheit besteht. Es war deshalb ein glücklicher Gedanke ihres Vorstandes, der 1949 beschloß, die Geschichte des Hauses und der Gesellschaft schreiben zu lassen. Aber leider starb der zunächst mit dieser Aufgabe betraute Gelehrte, Professor v. Böckmann, bald darauf, und auch dem dann in die Bresche getretenen Stadtarchivar Dr. Stolze nahm der Tod die Feder aus der Hand, bevor sein tief fundiertes, gut geschriebenes Werk vollendet war. Glücklicherweise konnte sein Schwiegersohn, der Direktor des Schiller-Nationalmuseums in Marbach, Dr. Bernhard Zeller, durch seine eigenen Forschungen über das Lindauer H.-Geist-Spital mit den Problemen der Lindauer Geschichtsschreibung wohl vertraut, das Werk abschließen. Ihm verdanken wir insbesondere die erstmalige Darstellung der Geschichte des Lindauer Handelsvereins, der nach dem Erlöschen der alten Sünfzengesellschaft und dem Verkauf des Hauses (1815—1830) sich aus der zunächst an ihre Stelle getretenen „Kaufmannsinnung“ entwickelte und die alte Tradition fortsetzte, bis er, 1939 von Auflösung und völligem Vermögensverlust bedroht, durch die geschickte Diplomatie seines Vorsitzenden Meng in die gleichfalls von diesem geleitete neue „Sünfzen-Gesellschaft e. V.“ überführt werden konnte, so daß mit der ehrenvollen Überlieferung auch das Vermögen des alten Vereins erhalten blieb.

Schon dies läßt erkennen, wieviel neue Erkenntnisse die Lindauer Ortsgeschichte der neuen, in der Schriftenreihe des Museumsvereins Lindau erschienenen Veröffentlichung verdankt. Ganz besonderen Gewinn zieht daraus naturgemäß die Sozial- und Familiengeschichte, hat doch Stolze nicht nur die bis dahin recht dürftig erforschte Geschichte des Sünfzen aufgehellert, sondern vor allem die personelle Zusammensetzung der Gesellschaft in mühsamer archivalischer Kleinarbeit erst erschlossen.

Beim heutigen Stande der Wissenschaft aber gewinnen solche gewissenhaften zunächst örtlich begrenzten Untersuchungen größte Bedeutung auch für die Gesamtschau eines Problems oder einer historischen Erscheinung. Hier erfährt nun die seit 50 Jahren heftig umstrittene Frage nach dem ältesten städtischen Patriziat, letztlich das Problem der Bildung und des Verfalls einer Elite, eine hochwillkommene Klärung (die natürlich nicht vorschnell verallgemeinert werden darf!). Der Sünfzen — in Abweichung von seinen Vorgängern leitet Stolze das Wort vom mhd. „süfzen“, dem Iterativum zu „sufan“ = schlürfen, ab! — ist nämlich die Trinkstube der Lindauer Patrizier, die Sünfzengesellschaft die anerkannte Vereinigung der „obersten“ Gesellschafts- und Führungsschicht der Stadt, die, an sich vorwiegend geselliger Natur, doch zu allen Zeiten einen auch politisch gewichtigen Faktor in deren sozialem Gefüge darstellte, zumal in ihr das adelige Element von vorherein gegenüber den Großkaufleuten keine maßgebliche Rolle spielte und sie sich auch später nicht gegen die zum Aufstieg drängende „obere“ Schicht abschloß, so daß Lindau die anderwärts so verheerend wirkenden inneren Kämpfe erspart blieben!

So kann neben dem oberschwäbischen Heimatfreund auch die „große“ Wissenschaft aus dem schönen, mit einem dankenswerten Personen- und Ortsregister versehenen und vom Verlag ausgezeichnet ausgestatteten Werke reichen Gewinn ziehen.

WOLFGANG SANDERMANN, *Die Herren von Hewen und ihre Herrschaft.*

Ein Beitrag zur politischen Geschichte des schwäbischen Adels. (= Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte, hgb. von Clemens Bauer, Friedrich Maurer, Gerd Tellenbach, Bd. III) Freiburg i. Br., Eberhard Albert Verlag, 1956. 105 S. mit 1 Stammtafel und 2 Karten.

Im Sinne der neueren landesgeschichtlichen Forschung, welche die mittelalterliche Geschichte eines engeren Raumes nicht mehr isoliert betrachtet, sondern das lokale in das große politische Geschehen hineinstellt und dadurch „wesentlich zur Ausformung und Vervollständigung des großen Ganzen, der Geschichte des deutschen Mittelalters beiträgt“, gibt Sandermann mit seiner Geschichte der 1570 mit Albert Arbogast Freiherrn von Hewen, Herrn zu Hohentrins in Graubünden ausgestorbenen Herren von Engen-Hewen und ihrer 1398 an Österreich verpfändeten und trotz 80jähriger Bemühungen nicht mehr eingelösten Herrschaft in der Zeit vom 11.—14. Jh. ein interessantes Stück schwäbischer Landesgeschichte wie auch einen wertvollen Beitrag zur deutschen Adelsgeschichte des Mittelalters.

Die älteren Mitglieder des 1050 erstmals urkundlich als *Herren von Engen* erwähnten Geschlechts festzustellen, gestatteten freilich dem kritischen Verfasser auch die beiden wichtigsten methodischen Möglichkeiten nicht, die einmal in der Verfolgung der Besitzgeschichte, zum andern im Vergleich der früher (etwa bis zum 10./11. Jh.) in einer Landschaft auftauchenden mit den später bei einer Adelsfamilie wiederzufindenden Namen bestehen. Das Aussetzen jeglicher urkundlicher Überlieferung über die Herren von Engen für die Zeit von 1100—1174 gestattet noch nicht einmal, die unmittelbare Abkunft der sich, erstmals 1174, ausschließlich seit 1189 nach der wohl um 1170 erbauten Burg auf dem Hohenhewen benennenden *Herren von Hewen* von den alten Herren von Engen sicherzustellen (Kap. I). Und auch die Besitzgeschichte (Kap. II), die, bis ins 14. Jh. durchgeführt, die nur durch eine vergleichende Betrachtung zu fördernde Frage der Entstehung der Landeshoheit bewußt beiseite läßt, liefert nur wenige Anhaltspunkte für die Genealogie der Herren von Hewen (Stammtafel nach S. 10).

Anhand vor allem des Urbars von 1400 schildert sie dagegen auch in tabellarischer (S. 21) und kartographischer (S. 27) Form den Besitz und die Rechte der *Herrschaft Engen*, ihre Burgen (Hohenhewen, Neuhewen, Hewenegg, Harperg), ihre Stellung im oberdeutschen Straßennetz und schließlich die Gründung der — im Gegensatz zum Altendorf Engen — 1289 erstmals als „civitas“, 1291 als „statt“ bezeichneten herrschaftlichen Stadt Engen, deren Geschichte vor 75 Jahren erstmals Jakob Barth dargestellt hat.

Bei der Untersuchung der „*Beziehungen der Herren von Engen-Hewen zur Kirche*“ (Kap. III) erscheinen die Herren von Engen gleich zahlreichen andern schwäbischen Dynastengeschlechtern als Anhänger der Hirsauer Reformbewegung, die ja das Gebiet am stärksten ergriff, in dem ihre Herrschaft lag. Auch zu dem freilich schon im Niedergang begriffenen Reichskloster Reichenau, das geradezu zum Kloster des oberschwäbischen Adels geworden war, traten die Herren von Hewen seit dem 12. Jh. in Verbindung. Zwischen 1174 und 1265 waren sie dessen Lehensleute, und 1253 wurde Burkhard von Hewen in schwerster Zeit des Klosters zum Oberhaupt der Abtei gewählt, der er auch nach seiner Abdankung 1259 noch als cellerarius und Propst angehört haben dürfte. Beziehungen hatten die Herren von Hewen auch zur Zisterze Salem, vor allem aber zum Bistum Konstanz, dem sie mehrere Kanoniker, Domdekane, Dompropste, ja sogar Bischöfe stellten, so Rudolf von Hewen 1306 (nicht bestätigt), Burkhard von Hewen (1387—1398), den Erbauer der Meersburger Unterstadtkapelle, und den kämpferischen Heinrich IV. von Hewen, den Sieger in den Meersburger Stadtrechtskämpfen.

Besonders interessant ist die Untersuchung der *politischen Stellung der Herren von Engen-Hewen und ihrer Herrschaft im schwäbischen Raum* (Kap. IV.). Ein-

bezogen in das Kraftfeld der Hochrheinpolitik der Zähringer zählten die Herren von Engen im Investiturstreit gleich diesen zu den Anhängern der kaiserfeindlichen, päpstlichen Partei. In der Stauferzeit läßt die freilich recht dürftige Überlieferung zunächst nur geringe Beziehungen der Herren von Hewen zur Krone erkennen; sie teilten dann freilich die oppositionelle Einstellung eines großen Teils des schwäbischen Adels gegenüber Friedrich II. und Konrad IV., mögen sie auch aufgrund ihrer Beziehungen zu dem Stauferfreund Rudolf von Habsburg, der 1267 in Engen mit Konradin zusammentraf, zu diesem eine freundlichere Haltung eingenommen haben, ohne indes an seiner Italienfahrt teilzunehmen.

Nach dem Interregnum aber wurde die Geschichte der Herren von Hewen, die 1291 ihr Eigentum, Haus und Stadt Engen und die Burg Neuhewen den Habsburgern zu Lehen aufrugen und schließlich 1398 infolge drückender Verschuldung ihre Herrschaft Hewen (unter Vorbehalt des Wiederlösungsrechts!) an Österreich *verpfänden* mußten, im wesentlichen bestimmt von der — noch umfassender zu untersuchenden — habsburgischen Territorial- und Adelspolitik in Schwaben, die auf die Wiederherstellung des schwäbischen Herzogtums gerichtet war und den Adel für sich zu gewinnen wußte. Aber wenn dieses Ziel sich schließlich auch nicht erreichen ließ, so blieb doch Österreichs Interesse am Hegau und damit auch an der Herrschaft Hewen auch weiterhin bestehen; sollte sie jetzt auch nicht mehr wie um 1291 das Bindeglied zwischen dem in der Folgezeit stark abbröckelnden habsburgischen Besitz in der Schweiz und dem damals noch stetig anwachsenden in Schwaben bilden, so erhielt sie dafür bei der hartnäckigen Ausdehnungspolitik der Grafen von Württemberg einerseits und nach dem Erwerb Tirols und Kärntens andererseits eine neue strategische Bedeutung für die Ost-West-Richtung der habsburgischen Schwabenpolitik. Deshalb unterstützte auch Habsburg, das die 1398 erworbene Pfandschaft über die Herrschaft Hewen nicht hatte halten können, sie vielmehr 1404 an die Grafen von Lupfen hatte weiterveräußern müssen, die 80 Jahre lang mit Hartnäckigkeit und dem Einsatz der letzten Mittel betriebenen, schließlich doch erfolglosen *Wiedereinlösungsversuche* (Kap. V.) der Herren von Hewen, die als Erben der Herrschaften Griesenberg an der Thur (1365) und Hohentrins in Graubünden (1428) immer wieder Anläufe zu einer neuen Territorialpolitik unternahmen, bis sie 1477/78 endgültig resignierten und ihr entwurzeltes Geschlecht 1570 erlosch, ein Schicksal, das so manchem Hause des deutschen Hochadels widerfuhr. —

Sandermanns ausgezeichnete Arbeit aber, die mit einem sorgfältig gearbeiteten Quellen- und Literaturverzeichnis abschließt, wären noch recht viele ebensbürtige Nachfolger im großen schwäbischen Geschichtsraume zu wünschen.

Adolf Kastner.

THEODOR HORNBERGER, *Der Schäfer. Landes- und volkskundliche Bedeutung eines Berufsstandes in Süddeutschland.* (=Schwäb. Volkskunde NF 11/12. I. A. des Regierungspräsidiums Nordwürttemberg hgb. von der Württ. Landesstelle für Volkskunde. Zugleich Bd. 10 der Beiträge zur Volkskulturforschung, hgb. von der Bayr. Landesstelle für Volkskunde) Stuttgart, W. Kohlhammer Verlag, 1955, 246 S. mit 88 Abb. auf Kunstdruckpapier, 10 Strichzeichnungen und 48 Notenbeispielen. GL DM 14,60.

Die vor dem Kriege im Tübinger Institut für Deutsche Volkskunde begonnene und nach dem Kriege im Geogr. Institut der Universität Tübingen abgeschlossene Arbeit schildert die Berufsgruppe des Schäfers, die den süddeutschen Raum so stark mitgestaltet hat und für dessen Volkskultur so bedeutsam geworden ist, sowohl unter landes- wie volkskundlichen Gesichtspunkten als eine eigenständige menschliche Gemeinschaft in allen ihren Daseinsformen und Lebensäußerungen. Dementsprechend behandelt der I. Teil das erst durch eine junge, spätmittelalterliche Berufsdifferenzierung aus dem Bauernvolk ausgeschiedene

Schäfertum, das also nicht wie die echten alten Hirtenvölker eine ursprüngliche Entwicklungsform der Menschheitsgeschichte darstellt, zunächst als *berufsständische Gemeinschaft*. Wir lernen hier die verschiedenen soziologischen Probleme des Schäferberufs (Berufsausbildung, Nachwuchs, Lohn- und Besitzverhältnisse, Abstammung und Familie mit interessanten Stammbaumtypen, Standesbewußtsein), die Gemeinschaftsformen des süddeutschen Schäferstandes (Schäferzünfte und Bruderschaften) und die dafür maßgeblichen Grundlagen schäferlicher Gemeinschaftsbildungen kennen. — Der (landeskundliche) II. Teil behandelt den *Lebensraum* des süddeutschen Schäfers, der, zumal bei der großen Bedeutung des Wanderschäfertums, deutlicher als auf den sonstigen Gebieten der Landwirtschaft und Viehzucht, sich in den Wohn- und Wirtschaftsraum scheidet. Nach einer allgemeinen Betrachtung der natürlichen und wirtschaftlichen Gliederung des Landes (Höhengliederung und Oberflächenformen, Boden- und Klimaverhältnisse, Wirtschaftsstruktur) untersucht der Verf. die von ihm unterschiedenen 10 süddeutschen Landschaften (an letzter Stelle auch das Jungmoränenland und das Bodenseebecken sowie die Vor- und nördlichen Kalkalpen) auf ihre Eignung für die Schafhaltung sowie die Zusammenhänge der verschiedenen Wirtschaftsformen (Guts-, Gemeinde- und Genossenschafts-, Wanderschäfererei) mit der Landesnatur und der Wirtschafts- und Sozialstruktur. — Der (volkskundliche) III. Teil behandelt mit vielen, bisher unveröffentlichten Bildern das *Gemeinschaftsgut* des Schäfers, die Schäferfeste (an ihrer Spitze den berühmten Markgröninger Schäferlauf), Sitte und Brauch im schäferlichen Gemeinschaftsleben (auch Heiligenverehrung und Gottesdienst) und vor allem ganz ausgezeichnet mit zahlreichen Notenbeispielen und Texten das Liedergut des Schäferstandes, das im Anhang, der übrigens auch wertvolles historisches Quellenmaterial (S. 223–242) bringt, nach seiner Herkunft verzeichnet wird. — Der IV. Teil schließlich, „*Von der Wesensart des Schäfers*“, dringt von der Sach- zur Wesenskunde vor, indem er zum Menschen selbst, dem Schäfer, zurückkehrt und seine gemeinschaftsbildenden und schöpferischen Kräfte, seine Denkart und Vorstellungswelt in den Mittelpunkt einer kurzen zusammenfassenden Darstellung stellt, die auch bisher noch nicht behandelte Äußerungen der schäferlichen Kultur berücksichtigt. —

Im ganzen haben wir somit ein für jeden Heimatfreund, nicht zuletzt für den Schäfer selbst, höchst bedeutsames Buch vor uns, dessen Benutzbarkeit leider durch das Fehlen eines gerade hier angebrachten Registers stark beeinträchtigt ist.

Der Bodenseeraum freilich kommt als Wohnraum für den (Wander-)Schäfer nicht in Betracht, der ja vielfach im Dienstverhältnis steht und einen dauernden Wohnsitz überhaupt nicht hat (von der Berufsstatistik allerdings an seinem augenblicklichen Aufenthaltsorte erfaßt wird); auch die Zahl der schafhaltenden Betriebe ist hier verhältnismäßig gering. Als Wirtschaftsraum dagegen nimmt das außerordentlich klimabegünstigte Bodenseebecken eine bemerkenswerte Sonderstellung als Winterweidegebiet badischer, württembergischer und bayrischer Herden ein, während der hochintensive Land- und Gartenbau eine Sommerbeweidung naturgemäß nicht zuläßt, für welche die Schwäb. Alb hervorragende, trockene und kalkreiche Weiden bietet. Im übrigen hängt die tatsächliche Nutzung stark ab von der Meinung des Bauern über Nutzen und Schaden der auf alle Fälle Kunstvdnger sparenden, aber auch die Grasnarbe gefährdenden Weidewirtschaft, von seiner Einstellung zu dem einstmals gleich dem Abdecker oder Henker zu den „unehrlichen Leuten“ gerechneten Schäfer, von Neigung oder Abneigung der Gemeinden für oder wider die Weidepacht. Doch scheint in den früheren Zeiten einer noch mehr extensiven Bodennutzung die Schäfererei auch im Bodenseegebiet eine größere Bedeutung gehabt zu haben, was schon die einst weitverbreitete Verehrung des neben den hll. Bartholomäus und Wolfgang eine Vorzugsstellung als Schäferheiligen einnehmenden alem.-fränkischen Volksheiligen St. Wendelin beweist. Vor allem im ausgehenden Mittelalter und noch im

Barock hat der schließlich vom (viehzüchtenden) Bauern als Hirtenheiliger in Anspruch genommene St. Wendelin — ihm wurden besonders die Schafe und Ziegen, wie St. Leonhard die Pferde und Rinder, dem hl. Antonius die Schweine anbefohlen! — die intensivste Verehrung und die stärkste Ausweitung seines rund 1000 Orte umfassenden Kultraumes erfahren. Den schönsten Beleg dafür liefert wohl das 1702 von Fürstbischof Marquard Rudolf von Rodt auf den „Schloßberg“ über dem Salemer Tal verlegte, von seinem Großneffen, dem Kardinal Franz Conrad von Rodt um 1760 glänzend ausgestattete Wallfahrtskirchelein von Baitenhausen bei Meersburg, das, der B. Virgo Maria geweiht, noch immer in einer rechten Seitenkapelle des Chors einen Wendelinsaltar mit einer echt barock-koketten, farbigen Holzstatue des Heiligen birgt! Adolf Kastner.

VORTRÄGE UND FORSCHUNGEN. Herausgegeben vom Institut für Geschichtliche Landesforschung des Bodenseegebietes in Konstanz, Jan Thorbecke Verlag Lindau und Konstanz. Band I: *Grundfragen der Alemannischen Geschichte*, 1955. Band II: *Das Problem der Freiheit in der deutschen und schweizerischen Geschichte*, 1955.

Das Institut für Geschichtliche Landesforschung hat neue Impulse und neue Gesichtspunkte in die Erforschung unserer Geschichte hineingetragen. Der Bodenseegeschichtsverein hat allen Grund, sich darüber zu freuen, und gerne weisen wir auf die bedeutsamen ersten beiden Bände einer vielversprechenden neuen Publikationsreihe hin, in denen die 1952 und 1953 auf der Mainau gehaltenen Vorträge niedergelegt sind. Es war ein fruchtbarer Gedanke, daß jeweils ein bestimmtes Problem oder ein Problembereich möglichst von allen Seiten her in Angriff genommen wurde. Es ist im Rahmen einer kurzen Besprechung nicht möglich, auch nur annähernd einen Begriff von der Reichhaltigkeit der beiden Bände zu vermitteln. Die Besucher der Vorträge werden für die Veröffentlichung nicht weniger dankbar sein, denn viele Arbeiten sind schwer befrachtet mit der Dokumentation; gelegentlich wird der Leser auch den ganzen mühsamen Weg geführt, den der Forscher selber hat gehen müssen.

Der erste, umfangreichere Band ist dazu bestimmt, Grundfragen der alemannischen Geschichte aufzuhellen. Theodor Mayer umreißt mit sicherer Hand die Aufgaben der Landesforschung als einer Verbindung verschiedener historischer Disziplinen, wobei zugleich das Lokale immer vor dem Hintergrund der allgemein geschichtlichen Strömungen gesehen wird. Seine Darstellung über „Grundlagen und Grundfragen“ weist in vielen Beziehungen den übrigen acht Abhandlungen des Bandes Weg und Ziel. Es sind Namen von bestem Klange, die wir hier finden: Ernst Schwarz, Walther Mitzka, Franz Beyerle, Hans Jänichen, Irmgard Dienemann-Dietrich, Ernst Klebel und Heinrich Büttner. Mehrere Arbeiten kreisen um die Bedeutung des Adels und des Königtums; der zeitliche Rahmen erstreckt sich von der Entstehung des alemannischen Stammes bis zur Staufenzzeit, und räumlich geht der Blick von der mitteldeutschen Heimat der Alemanen bis nach Oberitalien.

Das Thema des zweiten Bandes ist schon im ersten angeschlagen worden durch Theodor Mayer, der denn nun auch den bedeutsamen Beitrag „Die Königsfreien und der Staat des frühen Mittelalters“ beisteuert. Der Rahmen ist in diesem Bande räumlich und zeitlich noch weiter gespannt, das Bodenseegebiet entschwindet den Blicken fast ganz. Im Anschluß an Theodor Mayers Hinweis auf die Rolle des Königtums für die Begründung des gemeinfreien Standes arbeitet Heinrich Dannenbauer die Bedeutung von Freigrafschaften und Freigerichten heraus. Differenzierungen der Rechtsstellung erörtert Herbert Klein am Beispiel der Salzburger Freisassen. Aus welchen Ansätzen das vielberufene Walserrrecht erwachsen ist, zeigt Heinrich Büttner, während Hans Strahm die Bedeutung des Rechtssatzes „Stadtluft macht frei“ erörtert. Indem Bruno Meyer über „Freiheit und Unfreiheit in der alten Eidgenossenschaft“ spricht, unternimmt er einen

Gang durch die ganze Schweizergeschichte, und schließlich führt Erwin Hölzle in seinen Ausführungen über „Bruch und Kontinuität im Werden der deutschen modernen Freiheit“ den Leser in Probleme ein, die auch für uns noch Geltung haben.

Die beiden Bände legen auch von neuem Zeugnis ab von der initiativen Tätigkeit des Verlages Thorbecke, der ja nun so ziemlich der Verlag für die Erforschung des Bodenseegebietes geworden ist. Man sieht gerne weiteren Bänden der „Vorträge und Forschungen“ entgegen. Angekündigt ist ein solcher über „Das Königtum“; auch dieser ist durch die bisherigen Bände innerlich vorbereitet, so daß man also sehen kann, wie weitsichtig und zielbewußt diese Forschungen angelegt sind.

E. Lb.

ULM UND OBERSCHWABEN. *Zeitschrift für Geschichte und Kunst*. (=Mitteilungen des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben, Bd. 34) 214 S. und 20 Kunstdrucktafeln. 1955.

Die hier in einem stattlichen, gut ausgestatteten Bande vereinigten 14 Arbeiten, die sich zu etwa gleichen Teilen auf die als Mitherausgeberin zeichnende Stadt Ulm und das weitere Oberschwaben verteilen, lassen sich in mehrere Sachgruppen zusammenfassen. Beginnen wir unsern Überblick über den reichen Inhalt mit der (auch für zwei badische und mehrere hessische Ulm-Orte und eine Reihe verwandter Ortsnamen bedeutsamen) *onomatologischen* Untersuchung von Richard Ernst (S. 162—166). Danach kann „Der Name Ulm“ zwar nicht, etwa mit F. J. Mone, von dem im ahd. Sprachschatz noch gar nicht vorhandenen Baumnamen der „Ulme“ (Rüster) abgeleitet werden, ist aber auch nicht römischen oder keltischen Ursprungs, wie Buck, Traub und Meder (mit verschiedener Ableitung!) annehmen wollten. Mit Bohnenberger möchte Ernst ihn vielmehr von dem ahd. Adjektiv *olmoht* (mhd. *ulmic*, nhd. *mulmig*)=sumpfig ableiten. —

Unter den *geographisch-wirtschaftsgeschichtlichen* Beiträgen steht an erster Stelle Hektor Ammanns Abhandlung „*Vom geographischen Wissen einer deutschen Handelsstadt des Spätmittelalters*“ (S. 39—65). Ähnlich wie der Verf. in seiner Darstellung der Nördlinger Messe (in der Festschrift für Theodor Mayer II, 1955) u. a. den „Verteiler“ eines Missives des Nördlinger Rates von 1486 über die Fortführung der durch Kriegswirren zeitweise gestörten Messe zur Gewinnung eines Bildes vom Einzugsgebiet derselben verwertete, legt er hier die über 400 Namen umfassende, anhangsweise (S. 52 ff.) mitgeteilte und mit einem Register versehene, auch kartographisch (S. 50) dargestellte Liste derjenigen Städte zugrunde, denen die Reichsstadt Ulm, angeregt durch die Erfolge der beiden großen Frankfurter Märkte, 1439 durch ihren Ratsboten eine Einladung zu einer von ihr geplanten, schließlich aber doch mißglückten Ulmer Messe übersandte. Deren Grundlage sollte wohl weniger die mit ihrem Export hauptsächlich nach dem Südosten orientierte Wollweberei mit ihren ziemlich geringwertigen Erzeugnissen als vielmehr die oberschwäbische Leinen- und (seit der 2. Hälfte des 14. Jh.) Barchentindustrie bilden, die Weltruf gewonnen hatte; ihr Produktions- und Absatzgebiet im 15. Jh. wird gleichfalls (S. 41) kartographisch dargestellt. Am Städteverzeichnis selbst interessieren uns hier naturgemäß in erster Linie „die stet am Ryne (Alpenrhein) und darum gelegen“ von Chur bis Bregenz und Lindau, die Ausgangspunkte der vom Bodensee über die Bündner Pässe nach Italien (Mailand, Genua) führenden Alpenstraßen. Es folgt dann die Gegend um den Bodensee mit den Städten auf beiden Ufern bis hinunter nach Radolfzell, Stein a. Rh. und Schaffhausen, dem Endpunkt der regen Bodenseschiffahrt, aber auch jenen des beiderseitigen Hinterlandes wie Tettngang und Markdorf, Stockach, Meßkirch, Aach und Engen im Hegau. Südlich des Sees sind die Orte an den von Arbon und Rorschach über St. Gallen und Wil in die Schweiz führenden Straßen ebenso bedacht wie die an dem nördlicheren Straßenzug von Konstanz über Frauenfeld und Winterthur nach

Zürich gelegenen. Nicht minder aufschlußreich für Ulms damalige Wirtschaftsbeziehungen sind aber auch die übrigen für eine Teilnahme an einer Ulmer Messe in Betracht gezogenen Räume. — Der Überblick über „*Die Reisen des Samuel Kiechel 1585—1589*“, den uns anschließend *Gabriele Frein von Koenig-Warthausen* (S. 66—75) gibt, und mehr noch die von ihr mitgeteilten Kostproben aus den Reiseerinnerungen des weit in der Welt herumgekommenen Ulmer Kaufmanns (1562—1619) lassen uns den Wunsch der Verfasserin nach einer Neuausgabe der bereits 1866 von K. D. Hassler in der Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart publizierten „Reisen“ teilen. — Hier schließt sich am besten der wertvolle Beitrag zur *historischen Kartenkunde* an, den *Rudolf Raub* liefert. Aus den über 1500 Karten und Plänen greift er einige für die Heimatgeschichte besonders aufschlußreiche, handgezeichnete und gemalte „*Oberschwäbische Karten in Schloß Zeil*“ (S. 171—178) heraus: die berühmte Zeiler Landkarte des Luzerner Kartographen H. H. Wegmann (1604/14), den Grundriß des Marktflecks Kisllegg von Joh. Georg und Michael (Sohn) Bergmann (um 1700), den farbenprächtigen Ratzenrieder Vereinigungsplan von 1770, Karten der Grafschaft Trauchburg, darunter die besonders bemerkenswerte, mit Wasserfarben auf Papier gemalte Trauchburger Landkarte von Mohr (1716), deren gefährdeten Kontext er anhangsweise in moderner Transcription wiedergibt; ferner eine interessante oberschwäbische Straßenkarte, die eingehend über das Netz der zum Bodensee führenden oberschwäbischen Handels- und Verkehrswege unterrichtet, schließlich zwei Karten der Memminger „freien Birsch“, eine ältere des Kartographen Georg Ludwig Stebenhaber von 1700 (Taf. 16) und eine jüngere aus dem 18. Jh. —

Auf *verfassungsgeschichtlichen* Gebiete geben *Ingomar Bogs* auch sprachlich bemerkenswerte „*Betrachtungen zur korporativen Politik der Reichsstädte*“ (S. 87—101) einen auch für unser Gebiet interessanten Überblick über die auf das Prinzip der Ordnung ausgerichtete, letzten Endes aber unfruchtbare Politik der Städtebündnisse von der ersten Korporation der rheinischen Städte von 1254 bis zu jenem denkwürdigen Ulmer Städtetag von 1671, der dem reichsstädtischen korporativen Wirken ein Ende setzte, da man aus Furcht vor dem „Odium der Fürsten“ schließlich bereit war, alles „der allgewaltig Vorsehung Gottes und Ihrer Kaiserlichen Majestät allergnädigsten Protektion und Obsorg zu kommittieren“, — nicht zuletzt, weil es zwar nirgends am guten Willen zur Wahrung der reichsstädtischen Belange, aber überall am Gelde mangelte. — Seine Untersuchung über „*Stadtverfassung und Ulmer Land im Zeitalter der Reformation*“ (S. 102—109) beginnt *Eberhard Naujoks* mit einem Überblick über das Verhältnis des Ulmer Rates zu seinem Untertanenland, das als größtes reichsstädtisches Territorium (15 QuM) im deutschen Südwesten den bedeutendsten Aktivposten im Ulmer Etat darstellte, bis zur Einführung der Reformation i. J. 1531, da man diesen Landbesitz in einseitig dienender Stellung festhielt und ihm lediglich materiellen Wert beimaß. Er schildert dann die Veränderungen seit der Einführung der Reformation, da man unter dem Drucke der Predikanten und der ersten Welle der Begeisterung die Kernfrage des damaligen Bauerntums, die Frage der Leibeigenschaft und ihrer teilweisen Beseitigung, anpackte, um schließlich die obrigkeitliche bürokratische Durchdringung auch des „Landes“ seit der Beseitigung des Zunftmeisterregiments durch Kaiser Karl V. darzustellen. — „*Die staatsrechtlichen Verhältnisse der Reichsstadt Ulm beim Übergang an Bayern im Jahre 1802/03*“ (S. 120—144) veranschaulicht *Bernhard Zittel* ausgezeichnet, indem er die bisher nicht veröffentlichte „Kurze staatsrechtliche Darstellung der Reichsstadt Ulm und ihres Gebiets mit angehängten Bemerkungen“ mitteilt, die der Ulmer Ratskonsulent Miller, ein Sachkenner ersten Ranges, Ende September 1802, also fast zwei Monate vor Erlaß des bayrischen Besitzergreifungspatentes (auf wessen Veranlassung?), verfaßt hat. Gleichsam als Kommentar schließt sich ihr ein Auszug aus dem schon bekannten Reisebericht des bayrischen Majors von Ribaupierre an, der bereits im April

und Mai 1802 im Auftrage des bayrischen Kurfürsten die „Entschädigungsländer“ bereist hatte, um diesem laufend über Volksstimmung, wirtschaftliche, politische und militärische Verhältnisse zu berichten. Bemerkenswert erscheint Ribapierres Feststellung, der Ulmer Bürger könne den Augenblick kaum erwarten, „seines Magistrats und der kaiserlichen Werbung entledigt zu sein“, der Bauer vermöge sich Schlimmeres als den gegenwärtigen Zustand nicht vorzustellen, alle Stände aber gäben Bayern unbedingt den Vorzug vor Württemberg. Trotzdem kam Ulm bekanntlich aufgrund des bayrisch-württembergischen Staatsvertrages von 1810 mit allen Städten westlich der vom Main bis zum Bodensee gezogenen Demarkationslinie an Württemberg! —

Zur *Kunstgeschichte* liefert als Auszug aus ihrer umfassenderen ungedruckten Freiburger Dissertation über „Die Parlerplastik am Ulmer Münster“ (1954) *Ingrid Felicitas Schultz* zusammen mit einer einschlägigen Bibliographie wertvolle, unsere Erkenntnis wesentlich fördernde „Beiträge zur Baugeschichte und zu den wichtigsten Skulpturen der Parlerzeit (1377—1391) am Ulmer Münster“ (S. 7—38). Nachdem sie die infolge ständiger Planänderungen nur zum geringsten Teile verwirklichte Parlerplanung behandelt, wendet sie sich der in der Ulmer Münsterbauhütte gefertigten, in größerem Umfange als in irgend einem andern Parlerbau erhaltenen Parlerplastik des Ulmer Münsters zu. Anhand von 14 ausgezeichneten Tafeln — eine schmückt als „Leibbinde“ den Band! — legt sie hier neue Beobachtungen an den wichtigsten Skulpturen des zweiten und dritten Abschnittes der Parlerzeit, den Chorpropheten, dem West-(Genesis-) Portal und den Mittelschiffkonsolen vor und gibt eine neue Würdigung dieser in ihrer Bedeutung und ungewöhnlichen Schönheit bisher verkannten Arbeiten. — Aufgrund hauptsächlich der Baurechnungen aus den Jahren 1543—1571, die viele bau- und wirtschaftsgeschichtlich interessante Details bieten, gibt *Wilhelm Freiherr von Koenig-Warthausen* einen erwünschten Beitrag „Zur Baugeschichte von Schloß Warthausen“ bei Biberach (S. 145—152), von dem uns (Taf. 15) ein Gemälde von J. B. Pflug eine Ansicht aus dem Jahre 1822 vermittelt. Seit 1446 im Besitze der Reichsstadt und 1474 niedergebrannt, kam es 1529 an den Ulmer Patrizier und Kaiserlichen Rat Dr. Hans Schad, der es zusammen mit seinem Sohne Philipp von Schad in der Folge auf- und ausbauen ließ. Dazu trugen augenscheinlich die durch Philipps Heirat gewonnenen Thurzo-Fuggerschen Gelder nicht unwesentlich bei, und es wäre wohl zu untersuchen, ob nicht auch bei andern größeren Schlössern der Gegend (Erbach, Balzheim, Kißlegg) die Mitwirkung des Vermögens frühkapitalistischer Großunternehmerfamilien nachzuweisen ist. Kurz geht der Verf. dann noch auf die weiteren Veränderungen des nach dem Erlöschen der Warthausener Linie der Schads von 1696 bis 1826 im Besitze der Grafen von Stadion befindlichen Schlosses, insbesondere nach dem zweiten Brande von 1622 ein. — In seiner Abhandlung „Zur Vorgeschichte des Ovalgrundrisses der Wallfahrtskirche Steinhausen“ (S. 153—161, Taf. 17—20), der „schönsten Dorfkirche der Welt“, sucht *Alfons Kasper* in Entwürfen von Caspar Moosbrugger, Franz Beer, oberitalienischen Anregungen (Guardini, Fil. Juvarra), Leonhard Dientzenhofer, Josef Walch, Balthasar Neumann u. a. die Vorstufen für Dominicus Zimmermanns Steinhausener Lösung des Problems der Verbindung eines ovalen Zentralraumes (mit freien Stützen und Umgang) mit einem Längsbau nachzuweisen, um schließlich zu gestehen: „Schon ein bloßer Vergleich all der Vorbilder mit dem Originalentwurf für die Wallfahrtskirche Steinhausen offenbart jene geniale Leistung des Stukaturarchitekten Dominicus Zimmermann, der aus einer reichen handwerklichen Tradition und religiöser sowie künstlerischer Überlieferung organisch von Werk zu Werk zu einem führenden Baumeister gewachsen ist.“ —

Einen Beitrag zur *Wissenschaftsgeschichte* leistet *Franz Hammer* mit seiner Untersuchung über „*Johannes Keplers Ulmer Jahr*“ (1626/27, S. 76—86). Es galt in erster Linie der Drucklegung von Keplers letztem großen Werke, der sog. „Rudolphinischen Tafeln“, astronomischer Tabellen, aus denen man die sog.

Ephemeriden ableitete, welche für jeden Tag des Jahres den genauen Stand der Gestirne ablesen lassen. Teile dieses Buches sandte Kepler übrigens dem damals in der Chinamission tätigen Jesuitenpater Terrentius (Schreck) aus Konstanz zu, der um eine korrektere Mondtheorie gebeten hatte, da mit der genauen Vorhersage der Finsternisse die Stellung der Missionare stand und fiel! Während dieses Jahres ließ sich aber auch der Ulmer Rat in der schwierigen Frage einer Reform des reichsstädtischen Maßwesens von dem kaiserlichen Mathematicus beraten, der schließlich unter seiner Aufsicht den heute noch vorhandenen „Ulmer Kessel“ anfertigen ließ, das „Normalmaß“ für Ulm und alle Städte mit Ulmer Maß. —

Auf dem Gebiete der *Kirchengeschichte* berichtigt *T. Denkinger* mit seinem Aufsatz „Zur älteren Geschichte der Pfarrei Altheim/Ehingen“ (S. 189—196) die Ehinger Oberamtsbeschreibung von 1893 (und 1826). Danach ist Altheim weder 1577 von Conrad von Freyberg noch zwischen 1425 und 1450 von Burkhardt von Wernau als selbständige Pfarrei gegründet worden. Vielmehr dürfte die bereits 1275 im Konstanzer Lib. dec., allerdings noch unter dem Dekanat Blaubeuren, erwähnte Pfarrei mit ihrer dem Erzengel Michael geweihten Kirche, deren series parochorum seit 1420 lückenlos vorliegt, wohl schon in frühester Zeit der Ortsgründung als (Steißlinger?) Eigenkirche gegründet und gegen Überlassung des Kleinzehnten von der Erbacher Mutterkirche getrennt worden sein. —

Schließlich sind noch zwei Beiträge zur älteren und neueren *Genealogie* zu nennen. *Annemarie Dilger-Fischer* behandelt die Stifterin des Klosters Kempten, „Hildegart, die Gemahlin Karls des Großen“ (S. 167—170), Tochter der Frau Imma und eines Grafen Hildebrand oder Ruthard, Enkelin des Schwabenherzogs Nebi, des Sohnes Herzogs Huching und Enkels des Herzogs Godefred (etwa 640—708). Bei der Darstellung der Besitzgeschichte zieht die Verfasserin die nur im alemannischen Rechte gegebene Möglichkeit der Erbfolge der Töchter in das Vatervermögen heran. — *Georg Schenk* aber verfolgt „Zur oberschwäbischen Abstammung der Prinzen von Battenberg“ (=Mountbatton, S. 179—188) die Ahnentafel der Julie (Gräfin von) Hauke, Hofdame der damaligen russischen Zarin, der Schwester des Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt, der 1851 diese Tochter eines russischen Generals 1851 heiratete (1851 hessische Gräfin, 1858 Fürstin von Battenberg). Diese Ahnentafel führt mit dem 1725 aus Frankreich eingewanderten Geschlechte Lafontaine, vor allem aber mit dem bodenständigen Bauerngeschlechte der Leonhardt (zurückverfolgt bis 1540) in den oberschwäbischen Raum, nach Biberach, Memmingen und Umgebung. Noch leben in Heimertingen bei Memmingen Leonhardts als Bauern, noch gibt es in Biberach, Waldsee und Laupheim Nachfahren aus der Verbindung Lafontaine-Leonhardt von 1753. Der Vater dieses Lafontaine war übrigens mit einer Angehörigen des aus Soricho am Comer See stammenden, 1667 in Biberach eingebürgerten Geschlechts der Bonelli verheiratet, und die Sophie Lafontaine, die 1807 den russischen General Grafen von Hauke heiratete — hier stimmt übrigens, wie gelegentlich, Text und Ahnentafel nicht überein! — war gar eine Ungarin! —

Besprechungen und Anzeigen schließen nebst einem Nachweis der Tafeln und Abbildungen den auch für die Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung wertvollen, von Archivrat Dr. Max Huber-Ulm sorgfältig redigierten Band ab.

Adolf Kastner.

Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung

Vorstand

Präsident: Dr. Meinrad Tiefenthaler, Landesoberarchivar, Bregenz

Vizepräsident: Dr. Ernst Leisi, Altrektor, Frauenfeld

Schriftführer: Prof. Dr. Adolf Kastner, Stadtarchivar, Meersburg

Bibliothekar: Adalbert Welte, Landesbibliothekar, Bregenz

Kassierer: Albert Blank, Oberstudiendirektor a. D., Friedrichshafen

Schriftleiter des Jahresheftes: Dr. Ulrich Leiner, Konstanz

Schriftleiter der Mitteilungen: Dr. Meinrad Tiefenthaler, Bregenz

Mitglieder des Redaktionsausschusses:

Dr. E. Leisi, Frauenfeld; Dr. M. Tiefenthaler, Bregenz; Dr. A. Kastner, Meersburg; Dr. E. Grünvogel, Friedrichshafen

Erweiterter Vorstand

Baden: Dr. Bernhard Möking, Stadtbibliothekar, Konstanz

Prof. Dr. Adolf Kastner, Meersburg

Bayern: Dr. habil. Klaus Grimm, Lindau-Aeschach

Max Kimmerle, Oberamtsrichter a. D., Lindau-Reutenen

Kanton St. Gallen: Dr. E. Luginbühl, Zwinglistraße 6, St. Gallen

Kanton Thurgau: W. Wubermann, Pfarrer i. R., Frauenfeld

Württemberg: Prof. Dr. W. Pepler, Friedrichshafen

Dr. Edwin Grünvogel, Oberstudienrat a. D., Friedrichshafen

Vereinspfleger

Lindau: Thomas Stettner, Buchhändler und Verleger

Tettmang: Dr. Alexander Fricke

Ravensburg: OttoMaier jun., Verlagsbuchhandlung

Friedrichshafen: Alex. Allwang, Dipl.-Ing.

Überlingen: Fritz Feyel, Buchdruckereibesitzer

Konstanz: Dr. Ulrich Leiner, zum Malhaus, Konstanz

Singen a. H.: Dr. Herbert Berner, Kultur- und Verkehrsamt

Liechtenstein: Fürstl. Rat Josef Ospelt, Vaduz

Ehrenmitglieder

Dr. Ernst Leisi, Altrektor, Frauenfeld

Geschäftsstellen des Vereins

Für Deutschland: A. Blank, Oberstudiendirektor a. D., Friedrichshafen, Eckenerstraße 95/4, Postscheckkonto Stuttgart Nr. 107 66
Für die Schweiz: Dr. E. Leisi, Frauenfeld, Postscheckkonto VIII c 4080
Auslieferung durch Herrn Huber & Co., AG, Verlagsdruckerei, Frauenfeld
Für Vorarlberg: Dr. M. Tiefenthaler, Landesarchiv, Bregenz, Hypothekenbank des Landes Vorarlberg, Bregenz, Konto Nr. 10/2368

Manuskripte

deren Veröffentlichung gewünscht wird, sind zu richten: aus Deutschland an Prof. Dr. A. Kastner, Meersburg, aus der Schweiz an Dr. Ernst Leisi, Frauenfeld, aus Vorarlberg an Dr. M. Tiefenthaler, Landesarchiv, Bregenz. Die Einreichung muß in sauberer Maschinenschrift erfolgen.

Jeder Autor hat Anspruch auf 30 Sonderdrucke.

Größere, durch den Autor verursachte Druckkorrekturen gehen zu Lasten desselben.

Für den Inhalt ihrer Beiträge sind die Verfasser verantwortlich.

Beiträge für das Mitteilungsblatt sind gleichfalls an die obengenannten Herren einzureichen.

Frühere Jahrgänge

der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung werden dringend für öffentliche Bibliotheken benötigt. Der Verein bittet darum, solche ihm zu überlassen oder mit Preisangabe anzubieten.

Sendungen

an die Vereinsbibliothek und im Schriftenaustausch sind ausschließlich zu richten an die Bibliothek des Vereins, Bregenz, Landesarchiv, oder die Geschäftsstelle in Deutschland, Oberstudiendirektor Albert Blank, Friedrichshafen, Eckenerstraße 95/4.

00-X-00/549-611:0

Bibliothek der Universität Konstanz



0161 1500 16

0161.1500.16

